Geschichte
Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutsch

von

Dr. Johannes Scherr.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Inhalt des ersten Theiles.

Erstes Kapitel.

Uebersicht von den Niederlanden.

Die bürgerlichen Einrichtungen. — Die Blüthe des Handels. — Der Charakter des Volkes. — Die protestantische Lehre. — Die Verfolgung unter Karl dem Fünften.

Wir sind jetzt bei demjenigen Theile unserer Darstellung angelangt, welcher eher eine Episode als ein Theil und Stück unserer Geschichte zu sein scheint; obschon er wegen seiner Größe und Bedeutung billigermaßen als eine unabhängige Geschichte für sich behandelt wird. Dieß ist der Krieg der Niederlande, der Bahnbrecher zu jener großen Reihe von Revolutionen, deren glänzendstes Beispiel von unserm glücklichen Lande geliefert wird. Ehe ich auf dieses weite Thema eingehe, will ich eine kurze Uebersicht von dem Lande geben, welches den Gegenstand davon bildet.

Die Niederlande, oder (wie damals das Land gewöhnlich hieß) Flandern, begriff bei der Thronbesteigung Philipp's um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts siebzehn Provinzen mit dem nämlichen, nur etwas kleineren Gebiete wie dem von den gegenwärtigen Königreichen Holland und Belgien eingeschlossenen*). Diese Provinzen

*) Diese Provinzen waren die Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; die Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, sowie die Herrschaften Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Groningen.

bildeten vor Alters unter den verschiedenen Benennungen von Herzogthümern, Graf- und Herrschaften eben so viele getrennte Staaten, wovon ein jeder unter der Regierung seines betreffenden Fürsten stand. Selbst wenn, was bisweilen vorfiel, zwei oder drei davon zusammen unter ein Szepter gebracht wurden, bewahrte noch ein jeder sein eignes unabhängiges Bestehen. In ihren Einrichtungen glichen sich diese Staaten unter einander sehr, zumal in der Ausdehnung der den Bürgern zugestandenen Immunitäten verglichen mit den in sehr vielen andern Ländern der Christenheit genossenen. Ohne die Bewilligung einer aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Vertretern der Städte bestehenden Versammlung durfte keine Steuer auferlegt werden. Kein Fremder war zu einem Amte erwählbar, und der Eingeborne einer Provinz galt für einen Ausländer in der andern. Hierauf bestand man als auf unveräußerlichen Rechten, wenngleich in späterer Zeit keine von den Herrschern häufiger mißachtet wurden*).

Während des Mittelalters war der Zustand der Gemeinden in den Niederlanden im Vergleich mit dem der meisten übrigen europäischen Länder der nämlichen Periode weit fortgeschritten. Dieß verdankten sie dem Charakter des Volkes oder vielmehr den eigenthümlichen Umständen, welche diesen Charakter bildeten. Indem die Niederländer einen Boden einnahmen, der mit unendlicher Mühe und Ausdauer von dem Wasser befreit worden war, brachten sie ihr Leben im beständigen Kampfe mit den Elementen zu. Sie wurden früh mit den Gefahren des Ozeans vertraut. Der flamändische Seefahrer war ausgezeichnet durch den unerschrockenen Muth, womit er seine Reisen in entlegene und unbekannte Meere trieb. Ein ausgedehnter Handel eröffnete ihm

*) Der venetianische Gesandte Tiepolo preist in warmen Ausdrücken die Unterthanentreue dieser Leute gegen ihre Fürsten, die unerschütterlich blieb, so lange ihre verfassungsmäßigen Privilegien respektirt wurden. „Sempre si le sono mostrati quei Popoli molto affectionati, et amorevoli contentandosi de esser gravati senza che mai facesse alcun resentimento forte più de l'honesto. Ma così come in questa parte sempre hanno mostrato la sua prontezza così sono stati duri et difficili, che ponto le fossero sminuiti li loro privilegii et autorità, nè che ne iloro stati s'introducessero nuove leggi, et nuove ordini ad instantia massime, et perricordo di gente straniera."

einen weiten Beobachtungs- und Erfahrungskreis, und dem kühnen und verwegenen Charakter des alten Niederländers war ein Unternehmungsgeiſt mit ſolchen erweiterten und freiſinnigen Anſichten beigeſellt, daß derſelbe geeignet wurde, an den großen Intereſſen des gemeinen Weſens Theil zu nehmen. Raſch entſtanden Dörfer und Städte. Von der Handelsthätigkeit ſtrömte Reichthum ins Land, und der Beiſtand, welchen dieſe kleinen Gemeinweſen auf dieſe Weiſe ihren Fürſten zu leiſten vermochten, entrang den letztern das Zugeſtändniß wichtiger politiſcher Privilegien, welche die Unabhängigkeit des Bürgers ausmachten.

Gleichwohl ging das allgemeine Streben vielmehr auf die Aufrechterhaltung der unterſchiedenen Individualität der Provinzen, als auf die Vereinigung derſelben in einen gemeinſamen politiſchen Körper. Verſchiedene Racen mit verſchiedenen Sprachen bevölkerten ſie. In manchen Provinzen ſprach man Franzöſiſch, in andern einen Dialekt des Deutſchen. Ferner hatte ihre Lage dieſe winzigen Staaten oft in Nebenbuhlerſchaft, und manchmal in offenen Krieg mit einander gebracht. Die Wirkungen dieſer Fehden dauerten fort, nachdem die Urſachen davon vorübergegangen waren, und gegenſeitiger Groll weilte noch in der Bruſt der Einwohner als eine Triebfeder zu fortwährender Zwietracht.

Aus dieſen Urſachen war es unmöglich, den größern Theil der Provinzen in eine einzige Nation zu verſchmelzen, nachdem derſelbe im funfzehnten Jahrhunderte zuſammen unter das Szepter des herzoglichen Hauſes Burgund gebracht war. Sogar Karl der Fünfte fand ſich bei all ſeiner Macht und ſeinem perſönlichen Einfluſſe der Aufgabe nicht gewachſen. Er ſah ſich gezwungen, den Gedanken, die verſchiedenen Staaten in Eine Monarchie zu befeſtigen, aufzugeben und ſich mit der — für einen ſpaniſchen Deſpoten nicht allzu angenehmen — Stellung des Hauptes einer Republik, oder um genauer zu ſprechen, einer Verbindung von Republiken zu begnügen.

Gleichwohl wurde einige Annäherung zu einer nationalen Einheit in der Einrichtung gemacht, welche erſtand, nachdem dieſe Staaten unter Ein Szepter gebracht waren. Während alſo eine jede Provinz ihre eignen Gerichtshöfe fortbehielt, war zu Mecheln ein oberſtes

Tribunal mit Appellgerichtsbarkeit über alle Provinzialgerichtshöfe bestellt. Indem auf ähnliche Weise ein jeder Staat seine eigne gesetzgebende Versammlung besaß, waren Generalstaaten vorhanden, bestehend aus der Geistlichkeit, den Adeligen und den Vertretern der Städte aus einer jeden der Provinzen. In dieser — freilich selten sitzenden — Versammlung wurden die großen Fragen mit Beziehung auf die Interessen des ganzen Landes verhandelt. Allein die Versammlung war mit keiner gesetzgebenden Gewalt bekleidet. Sie durfte nicht weiter gehen, als zur Abstellung von Beschwerden dem Oberhaupte Bittschriften einreichen. Ueber das Recht des Vorstellens hinaus besaß sie kein Recht. Sogar in Besteuerungsfragen durfte in dieser Körperschaft kein Beitrag festgesetzt werden ohne die ausdrückliche Bewilligung einer jeden der Provinzialgesetzgebungen. Man muß zugeben, daß eine solche Regierungsform in ihren Operationen für eine wirksame vollziehende Bewegung zu behindert war. Sie war für die von militärischem Unternehmungsgeiste geforderte Promptheit und Thatkraft keineswegs günstig. Aber so übel diese Regierung auch in dieser Beziehung zu dem Wesen Karl's des Fünften paßte, so paßte sie doch gut zu dem Geiste der Einwohner und zu deren Umständen, die Frieden erheischten. Sie besaßen für ausländische Eroberungen keinen Ehrgeiz. Durch die Künste des Friedens hatten sie sich zu dieser vorher unerreichten Höhe des Wohlstands erhoben, und durch Frieden allein, nicht aber durch Krieg, konnten sie selbige zu behaupten hoffen.

Aber unter der langen Herrschaft der burgundischen Fürsten und noch mehr unter derjenigen Karl's des Fünften empfand das Volk der Niederlande den Einfluß jener Umstände, welche in andern Theilen Europa's nach und nach das volksthümliche, oder besser feudale Element dem Geiste der Centralisation zu weichen zwangen. So nahm das Oberhaupt mit der Zeit das Recht, die ganze höhere Geistlichkeit zu ernennen, in Anspruch. In einigen Fällen stellte es die Richter der Provinzialhöfe an, und das höchste Tribunal in Mecheln war so sehr von seiner Autorität abhängig, daß von der Krone alle Richter ernannt und deren Besoldungen bezahlt wurden. Die Macht des Oberhauptes erstreckte sich sogar so weit, daß dasselbe nicht selten in die von den Bürgern bei der Wahl ihrer eignen Obrigkeiten ausgeübten Rechte

eingriff: — Rechte, welche die Bürger als von der höchsten Wichtigkeit hätten theuer halten sollen. Was die Adeligen anbelangt, so können wir das Uebergewicht nicht überschätzen, welches der Herr eines Reiches, wie Karl der Fünfte, über sie erhalten mußte, da er ihnen solche unbegränzte Aussichten auf der Bahn des Ehrgeizes eröffnen konnte.

Aber der persönliche Charakter und die eigenthümliche Lage Karl's strebte danach, die königliche Autorität noch mehr zu erweitern. Er war ein Fleminger von Geburt. Er besaß alle Neigungen und Gewohnheiten eines Flamänders, und liebte, in sein Heimathsland so oft, als es ihm sein thätiges Leben erlauben wollte, zurückzukehren, um in der freien und fröhlichen Gesellschaft der flamändischen Hauptstädte einige Erholung von dem feierlichen Ceremonienwesen des castilischen Hofes zu suchen. Diesen Vorzug vergalt das Volk der Niederlande seinem Herrn mit Gefühlen einer treugesinnten Ergebung.

Allein es hatte Grund zu dankbarern Gesinnungen wegen der wesentlichen Wohlthaten, welche ihm die Gunst Karl's versichert hatte. Für die Flamänder wurden sogar in Spanien die höchsten Posten aufbewahrt, und der auffällige, auf diese Weise vom Kaiser seinen Landsleuten erwiesene Vorzug war eine große Quelle der Aufstände in Castilien. Die Soldaten der Niederlande begleiteten Karln auf seinen militärischen Expeditionen, und ihre Kavallerie hatte den Ruf, daß sie die am besten bestellte und am besten disciplinirte in der kaiserlichen Armee war. Die weite Ausdehnung seiner sich über jede Gegend der Erdkugel erstreckenden Besitzungen bot dem Handel der Niederlande ein unbegränztes Feld dar, denn letzterer war überall unter den vortheilhaftesten Umständen zugelassen. Ungeachtet seiner gelegentlichen gewaltthätigen Handlungen und Erpressungen war Karl doch zu weise, als daß er nicht die materiellen Interessen eines Landes genährt hätte, das so wesentlich zu seinen eignen Hülfsquellen beitrug. Unter seiner schirmenden Politik fand der Gewerbfleiß und Scharfsinn der Flamänder einen weiten Spielraum für die verschiedenen Zweige des Landbaues, der Manufakturen und des Handels. Das Land war so dick mit großen Städten besetzt, wie andere Länder mit Dörfern. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts veranschlagte man, daß es über drei hundert

und funfzig größere Städte und mehr, als sechs tausend drei hundert Städte von geringerer Größe besaß. Diese Städte waren nicht, wie in andern Theilen des Festlandes, die Versammlungsorte von Mönchen und Bettlern, sondern wimmelten von einer emsigen, arbeitsamen Bevölkerung. In den Niederlanden aß kein Mensch das Brot der Faulheit. In der Periode, womit wir beschäftigt sind, zählte Gent 70,000 Einwohner, Brüssel 75,000 und Antwerpen 100,000. Dieß war zu einer Zeit, da London selbst bloß 150,000 enthielt*).

Das durch seine zahllosen Kanäle und Schleusen befruchtete Land zeigte überall jene genaue und sorgfältige Bebauung, wodurch es sich gegenwärtig auszeichnet, die aber in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bloß in den von den maurischen Bewohnern des südlichen Spaniens bestellten Ländereien ihres Gleichen fand. Der scharfsinnige Geist des Volkes zeigte sich in seiner Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und in dem erfinderischen Talente, welches bei einem von Kindheit an an die ungehemmte Uebung seiner Fähigkeiten gewöhnten Volke charakteristisch zu sein scheint. Die Verfahrungsweisen zur Vereinfachung der Arbeit waren so ausgebildet, daß, wie man uns versichert, vier oder fünf Jahre alte Kinder ihren Lebensunterhalt zu verdienen anfingen. Eine jede angesehene Stadt wurde berühmt durch ihre Auszeichnung in dem einen oder andern Manufakturzweige. Lille war durch seine wollenen Tuche, Brüssel durch seine Tapeten und Teppiche, Valenciennes durch seinen Camelot berühmt, während die Städte Hollands und Seelands einen einfacheren Markt in der Form von Käse, Butter und gesalzenen Fischen lieferten**). Diese ver-

---

*) Guicciardini, Belgiae Descriptio, p. 207 et seq.

Der Geograph gibt uns die Einwohnerzahl von einigen der beträchtlichsten Hauptstädte Europa's in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Die Bevölkerung von Paris, die sich auf 300,000 belief, scheint mit Ausnahme von Moskau jede andere große Stadt weit übertroffen zu haben.

**) Relatione di M. Cavallo tornato Ambasciatore dal Imperatore, 1551, MS.

Der Verfasser trägt kein Bedenken, Antwerpen wegen dessen ausgedehnten Handels mit seiner eignen stolzen Stadt Venedig zu vergleichen. „Anversa corrisponde di mercantia benissimo a Venetia, Lavania di studio a Padova, Gante per grandezza a Verona, Brussellis per il sito a Brescia.“

schiedenen Waaren wurden auf den großen, des Jahres zweimal abgehaltenen Messen ausgestellt, die allemal zwanzig Tage dauerten, zu Antwerpen Statt fanden und von Fremden sowohl, wie von Inländern sehr stark besucht waren.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert führten die Flamänder große Quantitäten Wolle von England, um aus derselben daheim Tuch zu verfertigen, ein. Allein flamändische Auswanderer hatten diese Manufaktur mit nach England gebracht, und zur Zeit Philipp's des Zweiten wurde das fertige Tuch aus dem letzteren Lande zu dem jährlichen Betrage von mehr, als fünf Millionen Goldkronen eingeführt und gegen inländische Produkte der Niederlande ausgetauscht. Dieser einzige Artikel des Handels mit einem Nachbar kann einen Begriff geben von der Ausdehnung des niederländischen Handels zu dieser Periode.

Aber in Wirklichkeit erstreckte sich der Handel des Landes bis in die entferntesten Winkel des Erdkreises. Die von früher Jugend für den Kampf mit den Wogen eingeschulten Bewohner der Niederlande fanden auf dem Meere ihr eigentliches Element. „So sehr die Natur," sagt der begeisterte Schriftsteller (Strada), „ihr Gebiet auf dem Lande einschränkte, ebenso sehr dehnten sie ihre Herrschaft über die Tiefe aus. Ihre Flotten konnte man auf jedem Meere finden. Im Euxinus und im Mittelmeere wetteiferten sie mit den Venetianern und Genuesern, und sie stritten mit den Engländern, ja selbst mit den Spaniern um die Ueberlegenheit auf den „kleinen Meeren" und auf dem großen Ozean.

Der von diesem ausgedehnten Handel ins Land fließende Reichthum zeigte sich in der zahlreichen Bevölkerung seiner Provinzen und in der Pracht seiner Hauptstädte. An der Spitze derselben stand die große Stadt Antwerpen, welche als die Hauptstadt des Handels im sechszehnten Jahrhunderte den von Brügge im funfzehnten behaupteten Platz einnahm. Häufig konnte man zwei hundert und funfzig Fahrzeuge zu gleicher Zeit in ihren Schiffsländen Ladung einnehmen sehen. Zwei tausend beladene Frachtwagen aus den benachbarten Ländern Frankreich, Deutschland und Lothringen fuhren täglich durch ihre Thore, und eine noch größere Anzahl mit Kaufmannsgut aus

unterschiedlichen Gegenden der Erde befrachteter Schiffe konnte man zu gleicher Zeit auf dem Wasser der Schelde schwimmen sehen.

Wie das übrige Brabant war die Hauptstadt durch gewisse politische Privilegien, welche sie selbst Ausländern als einen guten Wohnort empfahlen, ausgezeichnet. Die Frauen der übrigen Provinzen mochten wohl, wie es heißt, wenn die Zeit ihrer Niederkunft herbeinahte, nach Brabant kommen, damit ihre Nachkommenschaft auf die Freiheiten von diesem begünstigten Theile der Niederlande Ansprüche machen könnte. Die Leute dieser Provinz waren auf ihre Freiheiten so eifersüchtig, daß in dem, ihrem Oberhaupte bei seinem Regierungsantritt geschworenen Huldigungseide eine Bestimmung vorhanden war, wonach diese beschworene Treue gesetzlich vorenthalten werden durfte, wenn es je ihre Freiheiten zu respektiren aufhören würde.

Unter dem Schutze der Munizipalrechte Antwerpens ließen sich Fremde daselbst in großer Anzahl nieder. Die Engländer errichteten dort eine Faktorei. Auch gab es eine portugiesische Kompagnie, eine italienische Kompagnie, eine Kaufmannskompagnie von den Hansestädten, und zuletzt eine türkische Kompagnie, welche daselbst ihren Wohnsitz aufschlug, um einen Handel mit der Levante zu unterhalten. Ein großer Handel wurde in Wechseln betrieben. Kurz, Antwerpen wurde das Blanco-Haus von Europa; und Kapitalisten, die Rothschilde ihrer Zeit, die mit regierenden Fürsten zu thun hatten, setzten sich in Antwerpen fest, das im sechszehnten Jahrhundert für Europa das war, was London im neunzehnten ist: — das große Herz des kaufmännischen Umsatzes.

1531 wurde die öffentliche Börse, damals das schönste Gebäude seiner Art, welches man irgendwo finden konnte, errichtet. Die Stadt war in der That trefflicher Bauwerke voll, wovon das größte, der große Dom, nachdem er bald nach Eröffnung der Börse fast ganz vom Feuer zerstört worden war, wieder aufgebaut wurde und noch jetzt als ein edles Muster der damaligen baukünstlerischen Wissenschaft fortdauert. Ein anderes Menschenalter sollte die Mauern des nämlichen Domes mit jenen ausgesuchten Erzeugnissen Rubens' und seiner Schüler ausschmücken sehen, die die niederländische Schule auf die gleiche Rangstufe mit den italienischen Meistern erhoben.

Der reißend ſchnell zunehmende Wohlſtand der Stadt war erſichtlich aus den luxuriöſen Bequemlichkeiten und der aufwandsreichen Lebensweiſe der Einwohner. Die Kaufleute Antwerpens wetteiferten mit dem Adel anderer Länder in der Pracht ihrer Kleidung und häuslichen Einrichtungen. Etwas Aehnliches zeigte ſich beim Mittelſtande, und ſelbſt bei den Leuten niederen Ranges fand ſich im Haushalte eine an Luxus ſtreifende Gemächlichkeit, welche die Aufmerkſamkeit eines italieniſchen Schriftſtellers des ſechszehnten Jahrhunderts auf ſich zog. Er rühmt die ſorgfältige Achtnahme auf Ordnung und Reinlichkeit, die in der Einrichtung der Wohnungen beobachtet wurde, und ſpricht ſeine Bewunderung aus nicht allein über die genaue, von den Frauen ihren häuslichen Pflichten gewidmete Sorgfalt, ſondern auch über die einzig daſtehende Fähigkeit derſelben, die gewöhnlich dem männlichen Geſchlechte aufbewahrten Handelsgeſchäfte zu verſehen. Dieß war beſonders in Holland der Fall. Aber dieſe Verkehrsfreiheit that ihren Eigenſchaften als Frauen keinen Abbruch. Die von ihnen herausgenommene Freiheit artete nicht in Zügelloſigkeit aus, und er ſchließt ſein begeiſtertes Bild der flamändiſchen Matronen mit dem Ausſpruche, daß ſie ebenſo beſcheiden, als ſchön wären.

Die damals in andern Theilen Europa's in einer ſo verlorenen Lage lebenden unteren Klaſſen fühlten die guten Wirkungen dieſes allgemeinen Fortſchritts an Gemächlichkeit und Civiliſation. Selten ſoll man Einen ſo ununterrichtet gefunden haben, daß er nicht mit den Anfangsgründen der Grammatik bekannt geweſen wäre, und kaum gab es einen Bauern, der nicht beides, leſen und ſchreiben, konnte*): — und zwar zu einer Zeit, da Leſen und Schreiben in andern Ländern ſelbſt bei den, höhern Lebensberufen Angehörigen nicht immer zur beſeſſenen Bildung gehörte.

Unmöglich konnte ein in den Grundlagen der Civiliſation ſo weit vorgeſchrittenes Volk lange unempfindlich bleiben bei der großen religiöſen Reform, welche ſich, nachdem ſie an ſeinen Gränzen entſprungen

*) Guicciardini, welcher dieſe merkwürdige Thatſache berichtet, hatte reichliche Gelegenheit, ſich ihrer Wahrheit zu vergewiſſern, da er, obwohl er ein geborner Italiener war, doch vierzig Jahre lang oder drüber ſich in den Niederlanden aufhielt.

war, reißend schnell über die Christenheit ausbreitete. Abgesehen von der Angränzung der Niederlande an Deutschland, hatte ihr Handel mit andern Ländern sie in den Protestantismus, wo derselbe bestand, eingeführt. Die fremden Ansässigen, und die in den Provinzen einquartierten schweizer und deutschen Miethstruppen hatten diese selben Prinzipien der Reformation mitgebracht, und endlich kehrten die flamändischen Adeligen, welche damals viel auswärts nach Genf, um dort zu studiren, zu gehen pflegten, von jenem Bollwerke Calvin's, das mit den Lehren des großen Reformators wohl befestigt war, zurück. Auf diese Weise wurde der Samen der Reformation, sei es der lutheranischen oder calvinistischen, weit über das Land ausgestreut, und er schlug Wurzel in einem ergiebigen Boden. Das phlegmatische Temperament der nördlichen Provinzen eignete dieselben besonders zur Annahme einer sich so ausschließlich an die Vernunft richtenden Religion, während sie dem Katholicismus weniger zugänglich waren, indem derselbe mit seinen schimmernden Zuthaten an die Leidenschaften appellirt und besser geeignet ist für die lebendige Empfänglichkeit und glühende Einbildungskraft des Südens.

Man darf nicht voraussetzen, daß Karl der Fünfte bei diesem beunruhigenden Abfalle seiner Unterthanen lange unempfindlich bleiben konnte; noch, daß der Mann, dessen Leben im Kampfe mit den Lutheranern Deutschlands verstrichen war, es geduldig zugeben konnte, wenn er sah, daß ihre verwünschte Ketzerei in seinen eignen Besitzungen Wurzel schlug. Er fürchtete diese Neuerung nicht weniger in weltlicher, als in geistlicher Hinsicht. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß die Freiheit des Denkens in religiösen Angelegenheiten natürlicherweise zur freien Untersuchung politischer Mißbräuche führte: daß das Werk des Reformators niemals vollendet war, so lange noch Etwas im Staate wie in der Kirche zu reformiren übrig blieb. Karl suchte mit dem Instinkte des spanischen Despotismus ein Heilmittel in einem jener Akte willkürlicher Gewalt, welchen er sich ohne Bedenken überließ, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Im März 1520 veröffentlichte er das erste seiner barbarischen Edikte zur Unterdrückung des neuen Glaubens. Auf dasselbe folgten mehrere andere gleichen Inhalts wiederholt in Zwischenräumen seine

ganze Regierung hindurch. Das letzte erſchien im September 1550*). Weil dieſes gewiſſermaßen die ihm vorhergehenden aufhob, wenngleich es mit ihnen im Weſentlichen übereinſtimmte, und weil es die Grundlage für die folgende Geſetzgebung Philipp's wurde: ſo wird die Wiedergabe ſeiner Hauptbeſtimmungen wohlgethan ſein.

Durch dieſes Edikt oder ſogenannte „Plakat" ward verordnet, daß alle der Ketzerei Ueberführten den Tod „durch das Feuer, die Gruft oder durchs Schwert" erleiden, mit andern Worten, lebendig verbrannt, lebendig begraben oder enthauptet werden ſollten. Dieſen fürchterlichen Strafen verfielen Alle, die mit ketzeriſchen Büchern handelten, ſie abſchrieben oder kauften; Alle, die Konventikel abhielten oder ſelbigen beiwohnten; Alle, die öffentlich oder privatim über die Schrift diſputirten; Alle, welche die Lehren der Reformation predigten oder vertheidigten. Die Denuncianten wurden durch das Verſprechen von der Hälfte der eingezogenen Beſitzung des Ketzers ermuthigt. Keinem Verdächtigen ſtand es frei, eine Schenkung zu machen, oder irgend einige von ſeinen Effekten zu verkaufen, oder aber über dieſelben teſtamentariſch zu verfügen. Endlich waren die Gerichtshöfe angewieſen, keine Erlaſſung oder Milderung der Strafe aus falſchem Mitleid mit dem überwieſenen Theile zu gewähren, und es wurde für die Freunde des Angeklagten zu einem peinlichen Verbrechen gemacht, wenn ſie für ihn um eine ſolche Nachſicht einkamen.

Um dieſe Edikte völlig in Kraft zu ſetzen, erfaßte Karl einen Wink von dem fürchterlichen Tribunale, mit welchem er in Spanien wohlvertraut war: — von der Inquiſition. Von ſeinem alten Lehrmeiſter, Adrian dem Sechſten, erlangte er eine Bulle, die einen Generalinquiſitor ernannte. Dieſem ſtand die Macht zu, der Ketzerei verdächtige Perſonen zu verhören, ſelbige gefangen zu ſetzen und auf die Tortur zu ſpannen, ihr Eigenthum einzuziehen, und endlich, über ſie Verbannung oder Tod zu fällen. Mit dieſen ſchrecklichen Gewalten ward ein Laie, — ein hervorragender Sachwalter, der im brabantiſchen

*) Die Geſammtzahl der von Karl dem Fünften ausgegebenen „Plakate" belief ſich auf elf. Siehe die Data bei Gachard, Correspondance de Philippe II. sur les Affaires des Pays-Bas, (Bruxelles, 1848,) tom. I. pp. 105, 106.

Rathe saß, betraut. Allein dieser eifrige Beamte machte mit so guter Wirkung von seiner Autorität Gebrauch, daß davon die allgemeine Entrüstung seiner Landsleute schleunig erregt wurde und daß sie ihn zwangen, um sein Leben zu retten die Flucht zu ergreifen.

Durch eine neue Bulle aus Rom wurden, an der Stelle des flüchtigen, vier Inquisitoren eingesetzt. Diese Inquisitoren waren Geistliche, nicht von dem wüthenden Dominikanerorden, wie in Spanien, sondern Glieder der weltlichen Geistlichkeit. Alle öffentlichen Behörden wurden ersucht, sie bei der Entdeckung und Ergreifung verdächtiger Personen zu unterstützen, und ihren Opfern wurden die gemeinen Gefängnisse zur Haft angewiesen.

Das Volk möchte bei dem Ersatz von vier Inquisitoren für einen wenig gewonnen zu haben scheinen. Allein in Wirklichkeit gewann man sehr viel. Der trotzige, gegen die Ausübung der verfassungswidrigen Gewalten des Generalinquisitors gemachte Widerstand zwang Karln, die Macht der neuen Beamten mehr in Uebereinstimmung mit dem Gesetz zu bringen. Zwanzig Jahre lang oder drüber scheint ihre Macht nicht gut definirt worden zu sein. Aber 1546 ward verordnet, daß kein Urtel irgend einer Art von einem Inquisitoren ohne die Genehmigung eines Mitglieds des Provinzialrathes gefällt werden dürfe. Wie barbarisch nun auch das Gesetz gegen die Ketzerei war, so hatte das Volk auf diese Weise doch die Gewähr, daß dieß Gesetz einzig und allein durch seine eignen regelmäßigen Gerichtshöfe zu erklären und in Kraft zu setzen war.

Derartig waren die von Karl dem Fünften zur Unterdrückung der Ketzerei in den Niederlanden ergriffenen Mittel. Ungeachtet des Namens „Inquisitoren" glich das neue Gebäude doch nur wenig dem furchtbaren Tribunale der spanischen Inquisition, womit es oft zusammengeworfen worden ist*). Das Heilige Amt stellte eine ausgedehnte

*) Viglius, der nachherige Präsident des geheimen Rathes, sagt ohne Umschweif in einem seiner Briefe an Granvelle, daß der Name Spanische Inquisition der flamändischen angehängt würde, um dieselbe beim Volke verhaßt zu machen. „Queruntur autem imprimis, a nobis novam inductam inquisitionem, quam vocant Hispanicam. Quod falsò populo a quibusdam persuadetur, ut nomine ipso rem odio-

und verwickelte, den vorhandenen Einrichtungen Caſtiliens geſchickt angepaßte Maſchinerie vor. Man darf ſagen, daß ſie einen Theil der Regierung ſelbſt bildete, und daß ſie, wie ſehr ſie auch in ihrem urſprünglichen Entwurfe beſchränkt war, mit der Zeit ebenſo ſehr zu einem furchtbaren politiſchen, wie zu einem religiöſen Werkzeuge wurde. Der Großinquiſitor war mit einer Macht bekleidet, vor welcher der Monarch ſelbſt zittern durfte. Bei manchen Gelegenheiten ging er ſogar dem Monarchen vor. Die Inquiſitionshöfe waren durchs ganze Land vertheilt und mit einem feierlichen Gepränge, wie ſelbiges keinem bürgerlichen Tribunale zuſtand, verwaltet. Zu ihrer Bequemlichkeit wurden geräumige Gebäude errichtet, und die rieſenhaften Gefängniſſe erſtanden gleich uneinnehmbaren Feſtungen in den vorzüglichen großen Städten des Königreiches. Ein Schwarm von Bedienten und Angeſtellten wartete ihrer Befehle. Die ſtolzeſten Edlen des Landes hielten es für eine Ehre, wenn ſie als Familiaren des Heiligen Amtes dienten. Der inmitten dieſer äußerlichen Pracht über die Vorgänge geworfene undurchdringliche Schleier bemächtigte ſich ſtark der Einbildungskraft, die das Tribunal mit einer Art übernatürlichen Schreckens umgab. Ein Menſch verſchwand von der emſigen Bühne des Lebens. Niemand wußte, wohin derſelbe gegangen war, bis er wieder erſchien, gehüllt in das verhängnißvolle Gewand des san benito, um an dem tragiſchen Schauſpiele eines auto de fé Theil zu nehmen. Das war der große Triumph der Inquiſition, der an Glanz des Aufzuges dem alten römiſchen Triumphe den Rang ſtreitig machte und denſelben durch die feierliche und geheimnißvolle Bedeutung des Ceremoniells übertraf. Er wurde von dem damaligen fanatiſchen Spanier mit Begeiſterung begrüßt, da dieſer in dem Märtyrerthum der Unglücklichen bloß ein der Gottheit höchſt angenehmes Opfer erblickte. Die Inquiſition gelang in Spanien, weil ſie dem Charakter des Volkes entſprach.

Doch paßte ſie nicht für den freien und unabhängigen Charakter des Volkes der Niederlande. Daſſelbe verlangte die Gedankenfreiheit als ſein angebornes Recht, und der Verſuch, die letztere zu unterdrücken,

---

sam reddant, cum nulla alia ab Caesare sit instituta inquisitio, quam ea, quae cum jure scripto, scilicet Canonico, convenit, et usitata antea fuit in hac Provincia.“

indem man die verderblichen Gebräuche Spaniens einführte, wurde überall mit Verwünschung aufgenommen. Ein solches Institut war ein Zufall, konnte aber nicht ein unzertrennlicher Theil der Verfassung werden. Es war ein krankes Pfropfreis auf einem gesunden Stamm. Es konnte keine Früchte bringen und mußte früher oder später eingehn.

Dennoch that die Inquisition so, wie sie beschaffen war, während sie in den Niederlanden dauerte, ihre Wirkung. Wenigstens ist dieß wahr, wenn wir der gewöhnlichen Angabe glauben müssen, daß während der Regierung Karl's des Fünften funfzig tausend Menschen für ihre religiösen Ansichten unter der Hand des Scharfrichters litten*). Diese ungeheure Angabe ist von einem Geschichtsschreiber nach dem andern wiederholt worden, augenscheinlich mit eben so wenig Mißtrauen, als Prüfung. Sie liefert eins unter den vielen Beispielen von der Leichtfertigkeit, womit man sich die erstaunlichsten Resultate zu eigen macht, zumal wenn dieselben in der Form von Zahlenangaben überliefert werden. Eine numerische Angabe, die eine Frage so summarisch und in einer so genauen und tragbaren Form entscheidet, hat für die Einbildungskraft etwas Schlagendes. Dennoch wird ein Jeder, der irgend welche Untersuchungen über die Vergangenheit — jenes Land der Ungewißheit — anzustellen Gelegenheit hatte, beistimmen, daß Nichts weniger Zutrauen verdient.

Im gegenwärtigen Falle scheint eine solche Angabe ihre eigne Widerlegung an der Stirne geschrieben zu tragen. Llorente, der berühmte Sekretär des Heiligen Amtes, dessen Angaben man niemals vorwerfen wird, daß dieselben unter dem wahren Betrage wären, schlägt die Gesammtzahl der während der ersten achtzehn Jahre der Inquisition in Castilien hingerichteten Opfer — als die Inquisition ihre fleißigste Arbeit verrichtete — auf ungefähr zehn tausend an. Wie man sich erinnern wird, kam dort das Ungewitter der Verfolgung hauptsächlich über die Juden — jenes unheilverkündende Geschlecht, von welchem

*) Grotius erweitert die Zahl auf ein hundert tausend. Es ist ganz gleich; über einen gewissen Punkt des Unglaublichen hinaus hört man auf die Wahrscheinlichkeiten abzuschätzen.

jeder fromme Katholik ſein Land mit Freuden durch Feuer und Reißbund gereinigt geſehen haben würde. Man wird ſchwerlich glauben, daß die fünffache Anzahl dieſer Opfer in einem Reiche wie den Niederlanden umgekommen ſei, und zwar binnen einer Zeitfriſt, welche nicht ganz das Doppelte jener Ausrottung in Spanien beträgt. Und das in den Niederlanden, wo jedes Beiſpiel ſolcher Verfolgung, anſtatt wie ein Triumph des Kreuzes gefeiert zu werden, als ein friſcher Angriff auf die Freiheiten der Nation angeſehen wurde! Es iſt keine Uebertreibung, wenn man ſagt, daß eine ſolche Anzahl Märtyrer, wie die vorgegebene, einen Ausbruch erzeugt haben würde, der die Autorität Karl's ſelber umgeworfen und für ſeinen Nachfolger am Anfange von deſſen Regierung weniger Gebiet übrig gelaſſen hätte, als ſelbiger beim Ende derſelben haben ſollte.

In der That gibt die häufige Erneuerung der Edikte, welche während Karl's Verwaltung neun mal vorfiel, deutlich genug zu verſtehen, daß ſelbige auf eine ſehr träge und unbefriedigende Weiſe ausgeführt worden waren. In einigen Provinzen, wie in Luxemburg und Groningen, wurde die Inquiſition gar nicht eingeführt. Geldern beſtand auf ſeinen, ihm vom Kaiſer bei deſſen Regierungsantritte gewährleiſteten Privilegien. Und Brabant erhob ſo wirkſame Vorſtellungen hinſichtlich des Schadens, welchen der bloße Name Inquiſition dem Handel des Landes, beſonders aber deſſen Hauptſtadt Antwerpen zufügen würde, daß der Kaiſer es für klug erachtete, einige Beſtimmungen abzuändern und den Namen Inquiſitor ganz fallen zu laſſen. Kein Mittel erregt ſicherer die Empfänglichkeit eines Handelsvolkes, als wenn daſſelbe bei ſeiner Taſche angegriffen wird. Karl ließ ſich nicht angelegen ſein, die Sachen auf eine ſolche Spitze zu treiben. Er war ein zu politiſcher Fürſt und gewann zu ſehr bei dem Wohlſtande ſeines Volkes, als daß er letzteres, und wäre es auch um des Gewiſſens willen geweſen, in Gefahr gebracht hätte. Hierin lag der Unterſchied zwiſchen ihm und Philipp.

Ungeachtet des gelegentlichen Mißbrauchs ſeiner Macht und des geringen Reſpekts, den er im Herzen vor den Rechten ſeiner Unterthanen gehabt haben mag, war alſo, wie ſchon angedeutet, die Regie-

rung Karl's doch im Ganzen ihren Handelsinteressen günstig. Dieß wurde ihm wohl vergolten durch die erweiterten Hülfsquellen des Handels und die von denselben ihm geleistete Hülfe zur Verfolgung seiner ehrgeizigen Unternehmungen. Wie uns von einem Zeitgenossen mitgetheilt wird, bezog er binnen wenigen Jahren aus den Niederlanden nicht weniger, als vier und zwanzig Millionen Dukaten. Und diese — freilich nicht willig geleistete — Steuer wurde meistentheils an Sachen verschwendet, bei welchen die Nation kein Interesse hatte. Gleichfalls die Einkünfte aus den Niederlanden waren es, die einen großen Theil von Philipp's Kriegskosten gleich nach seinem Regierungsantritt deckten. „Hier," ruft der venetianische Gesandte aus, „waren die eigentlichen Schätze des Königs von Spanien; hier waren seine Berggruben, sein Indien, das Karln mit den Mitteln zur Führung seiner Kriege mit den Franzosen, den Deutschen, den Italienern so viele Jahre hindurch versah, das für die Vertheidigung seiner eignen Staaten Fürsorge trug und Karl's Ehre und Ruhm aufrecht erhielt."

So beschaffen war damals die Lage des Landes zu der Zeit, da das Scepter aus den Händen Karl's des Fünften in diejenigen Philipp's des Zweiten überging: — seine weiten Ebenen strotzten von den Erzeugnissen einer fleißigen Bebauung; seine großen Städte wimmelten von Gewerbsleuten, die bewandert waren in allen Arten einer sinnreichen Handarbeit; sein Handel herrschte draußen auf jedem Meere und brachte reiche Ladungen von entfernten Himmelsstrichen mit zurück. Die sehr in den Künsten der Civilisation vorgeschrittene große Masse seines Volks erfreute sich eines „solchen Ueberflusses an allen Sachen," sagt ein Fremder, welcher Zeuge dieser Blüthe war, „daß es keinen noch so niederen Mann gab, der nicht seiner Stellung angemessen reich erschien." Bei dieser thätigen Entwickelung ihrer Kräfte richtete sich natürlich der emsig nachforschende Geist der Einwohner auf jene großen religiösen Probleme, welche die Nachbarländer Deutschland und Frankreich in Aufregung setzten. Alle Anstrengungen Karl's, den Forschungsgeist einzuschüchtern, waren unzureichend, und in seinem letzten Regierungsjahre bekannte er bitter das gänzliche Fehlschlagen seines Bestrebens, in den Niederlanden den Fortschritt der Ketzerei aufzuhalten. Gut gewesen wäre es für seinen Nachfolger, hätte er sich durch das

Mißlingen seines Vaters belehren und hätte er an die Stelle eines unwirksamen Verfolgungssystems eine mildere Politik treten lassen. Aber die Politik Philipp's war nicht derartig.

Zweites Kapitel.

Das von Philipp aufgestellte System.

Die unvolksthümlichen Sitten Philipp's. — Er schärft die Edikte ein. — Vermehrung der Bischofssitze. — Margaretha von Parma Regentin. - Versammlung der Generalstaaten. — Ihr heftiges Benehmen. — Die Organisation der Räthe. — Das Steigen und der Charakter Granvelle's. — Philipp's Abreise.

1559.

Philipp der Zweite war in den Niederlanden kein Unbekannter. Wie man sich erinnern wird, war er schon sehr jung dahin gekommen, um von seinem Vater seinen zukünftigen Unterthanen vorgestellt zu werden. Damals hatte er den Leuten wegen jener undurchdringlichen Zurückhaltung, welche man ihm als Hochmuth auslegte, und die zu den huldreichen Sitten seines Vaters einen starken Gegensatz bildete, sehr mißfallen. Mit Schmerzen sah Karl den von seinem Sohne bei seinen Unterthanen hinterlassenen Eindruck, und die Wirkungen seiner väterlichen Ermahnungen waren ersichtlich aus der auffälligen Veränderung in Philipp's Betragen bei seinem nachherigen Besuche in England. Aber die Natur liegt tiefer, als die Sitten, und als Philipp bei seines Vaters Abdankung, um die Oberhoheit der Niederlande zu übernehmen, zurückkehrte, offenbarte er das nämliche kalte Aeußere wie in frühern Tagen.

Sein erster Schritt war ein Besuch der verschiedenen Provinzen und die Entgegennahme des Huldigungseides. Um die Zuneigung der Einwohner zu gewinnen, hätte sich keine bessere Gelegenheit bieten können. Seine Annäherung ward überall mit Festlichkeiten und mit

öffentlichen Vergnügungen gefeiert. Um ihn zu empfangen waren die Thore der Hauptstädte weit geöffnet, und die Bevölkerung drängte sich heraus, um ihrem neuen Oberherrn zu huldigen.

In dieser allgemeinen Freude blieb Philipp's Auge allein finster*). In seinen Wagen eingeschlossen schien er sich vor dem Blicke seiner neuen Unterthanen, die sich begierig herumschaarten, um von ihrem jungen Monarchen einen Strahl zu erhaschen, abschließen zu wollen**). Sein Betragen erschien wie ein Vorwurf für ihren Enthusiasmus. Da sie also im ersten Flusse ihrer Unterthanentreue niedergeschlagen wurden, verschloß ihm seine Umreise durchs Land alle Herzen, anstatt daß sie ihm alle Herzen hätte gewinnen sollen.

Wenn der Kaiser die Niederlande besuchte, glich er Einem, der in sein Heimathland zurückkehrt. Er sprach die Sprache des Volkes, trug dessen Tracht, paßte sich den Gebräuchen und der Lebensart desselben an. Allein Philipp war in jeder Hinsicht ein Spanier. Er sprach bloß das Castilische. Er nahm die spanische Etikette und das lästige spanische Ceremoniell an. Er war von Spaniern umgeben, und Spaniern, mit nur wenigen Ausnahmen, schenkte er bloß sein Zutrauen. Karl hatte seine spanischen Unterthanen durch den von ihm seinen Flamändern gegebenen Vorzug aufgebracht. Jetzt fand das Umgekehrte Statt, denn Philipp mißfiel den Flamändern durch seine Parteilichkeit für die Spanier. Das Volk der Niederlande empfand es bitter, daß das Scepter des Landes auf die Hände eines Ausländers übergegangen war.

Während seiner Rundreise ließ sich Philipp Verzeichnisse von der

---

*) Das ist der schöne Ausdruck Schiller's, auf Philipp bei einer andern Gelegenheit angewandt. Abfall der Niederlande, Seite 61.

**) ,,Il se cachait ordinairement dans le fond de son carosse, pour se dérober à la curiosité d'un peuple qui courait audevant de lui et s'empressait à le voir; le peuple se crut dédaigné et méprisé.'' Vandervynckt, Troubles des Pays-Bas; Band II, S. 17.

Kutschen waren damals in Flandern etwas Neues, und kamen in der That in London erst einige Jahre später auf. Sir Thomas Gresham schreibt 1560 aus Antwerpen: ,,The Regent ys here still; and every other day rydes abowght this town in her cowche, b r a v e c o m e l e s o l, trymmed after the Itallione fasshone.''

Lage der verschiedenen Provinzen, ihrer Bevölkerung und ihrem Verkehr anfertigen. Diese Verzeichnisse boten eine Masse statistischer Einzelheiten, von denen er sich mit seiner gewöhnlichen Arbeitsamkeit sorgfältig unterrichtete. Bei seiner Rückkehr ließ er sich zuerst angelegen sein, für die Interessen der Religion Fürsorge zu tragen. In Bezug auf die Inquisition erneuerte er seines Vaters Edikte, und im folgenden Jahre bestätigte er das „Plakat" hinsichtlich der Ketzerei. Hierbei nahm er sich auf den politischen Rath Granvelle's in Acht, sich so nahe als möglich an die Sprache der ursprünglichen Edikte zu halten, damit ihm keine Beschuldigung der Neuerung zur Last gelegt werde und damit auf diese Weise der Haß dieser unvolksthümlichen Maßregeln bei dem ursprünglichen Urheber derselben verbleiben möge.

Aber derjenige Gegenstand, welcher Philipp zumeist am Herzen lag, war eine sehr nöthige Reform in der geistlichen Eintheilung des Landes. Es kann befremdend erscheinen, daß in den ganzen Niederlanden bloß drei Bischofssitze: — in Arras, Tournay und Utrecht — waren. Ein großer Theil des Landes war der einen oder andern anstoßenden deutschen Diözese einverleibt. Die flamändischen Bischofssprengel waren von einer ungeheuern Ausdehnung. Der von Utrecht allein umfaßte nicht weniger, als drei hundert mit Mauern umgebene Städte und elf hundert Kirchen. Es war unmöglich, daß ein noch so fleißiger Hirt für die Bedürfnisse einer so weit zerstreuten Heerde Fürsorge tragen oder daß er die Oberaufsicht über die Geistlichkeit selbst, die in einen beklagenswerthen Verfall sowohl in der Unterordnung wie in der Sittenzucht gerathen war, ausüben konnte.

Noch größere Uebel entsprangen aus dem Umstande, daß die bischöfliche Autorität an Ausländer vergeben war. Aus Unkenntniß der Institutionen der Niederlande überschritten dieselben fortwährend die Rechte der Nation. Eine andere übele Folge war, daß man nothwendig geistliche Prozesse im Appellationswege vor fremde Gerichtshöfe verschleppen mußte: eine Sache, die überdieß zur Kriegszeit fast unthunlich war.

Karl der Fünfte, dessen scharfsinniger Geist auf der dauernden Gesetzgebung der Niederlande seine Spur zurückließ, sah die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Angelegenheit ein. Demzufolge kam er

bei Rom um die Erlaubniß ein, sechs Bischofssitze neben den schon im Lande vorhandenen zu errichten. Aber seine Aufmerksamkeit ward zu sehr von andern Gegenständen in Anspruch genommen, als daß er seine Absicht hätte zu Stande bringen können. Dagegen ging bei seinem Sohne Philipp kein anderer Gegenstand den Interessen der Kirche vor. Derselbe beschloß, die Reform auf einem größeren Fuße, als sein Vater gethan, zu betreiben, und wandte sich an Paul den Vierten um die Erlaubniß, vierzehn Episkopate und drei Erzbisthümer errichten zu dürfen. Die Hauptschwierigkeit bestand in der Beschaffung der Mittel für die neuen Würdenträger. Nach einer Berathschlagung mit Granvelle, dem der Plan erst nach Philipp's Ansuchen bei dem römischen Stuhle mitgetheilt wurde, kam man überein, daß das Einkommen von den Abtsländereien der bezüglichen Diözesen bestritten und daß die Abteien selbst von nun an unter die Kontrolle der Priore und Prevoste, die ihrerseits ganz und gar von den Bischöfen abhingen, gestellt werden sollten. Mittlerweile wollte man, bis die Bullen von Rom eingetroffen wären, die Sache dem strengsten Stillschweigen übergeben. Es war leicht vorauszusehen, daß ein Oppositionssturm sich erheben würde nicht allein von Seiten derer, welche bei Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge interessirt waren, sondern auch von Seiten der großen Menge Adeliger, die mit einem finstern Gesicht auf die Zulassung so vieler, den Interessen der Krone knechtisch ergebener Personen in ihre Reihen blicken würden.

Nachdem Philipp seine Anordnungen für die innere Einrichtung des Landes getroffen hatte, richtete er natürlich seine Gedanken auf Spanien. Er wünschte um so eher dahin zurückzukehren, da er Nachricht erhalten hatte, wonach selbst dieses rechtgläubige Land mit jedem Tage mehr von den in den Nachbarländern herrschenden ketzerischen Lehren angesteckt wurde. Keine Feindseligkeiten hielten ihn in den Niederlanden mehr zurück, weil ja jetzt der Krieg mit Frankreich zu Ende gebracht war. Wie wir schon berichteten, hatten die Provinzen den König mit bedeutender Steuer zur Betreibung jenes Krieges versehen, indem sie eine jährliche Taxe auf neun Jahre festsetzten. Nicht ohne Murren hatten sie die schweren, ihnen von Karln auferlegten Lasten getragen, — und das war ein Monarch, den sie liebten, ge-

wesen. Um so ungeduldiger ertrugen sie die Auflagen eines Fürsten, wie Philipp, den sie so wenig liebten. Dennoch schien der letztere bereit, auf Kosten seiner dauernden Interessen für eine solche zeitweilige Erleichterung, die ihn aus der gegenwärtigen Verlegenheit ziehen könnte, ein jedes Opfer zu bringen. Seine Korrespondenz hierüber mit Granvelle, welche die diesem Minister vorgelegten selbstmörderischen Entwürfe bloßlegt, dürfte in der damaligen Finanzgeschichte ein erbauliches Kapitel bilden*). Die Schwierigkeit, bei diesen verkrüppelten Finanzzuständen die Regierung der Niederlande fort zu führen, bestärkte ohne Zweifel den Wunsch des Monarchen, in sein Geburtsland zurückzukehren, wo die Sitten und Gewohnheiten der Leute so sehr mit den seinigen verwandt waren.

Vor dem Verlassen des Landes war es nothwendig, für eine geeignete Person, der die Zügel der Regierung übergeben werden könnten, zu sorgen. Der Herzog von Savoyen, welcher seit des Kaisers Abdankung den Posten eines Regenten versehen hatte, wollte jetzt in seine eignen, ihm durch den Vertrag von Cateau-Cambresis zurückgestellten Besitzungen zurückkehren. Mehrere Personen in den Niederlanden boten sich für dieses verantwortliche Amt dar. Eine der hervorragendsten war Lamoral, Fürst von Gavre, Graf Egmont, der Held von St. Quentin und Gravelingen. Das erlauchte Haus, woraus er stammte, sein ritterlicher Geist, sein freies und edelmüthiges Benehmen, zusammen mit seinen glänzenden militärischen Thaten, hatten ihn zum Abgott des Volkes gemacht. Zwar behaupteten Einige, daß diese Thaten eher den glücklichen Soldaten, als den großen Feldherrn verriethen**), und daß, welches Verdienst im Felde er auch geltend machen könnte, dieß doch noch kein Beweis seiner Fähigkeit für eine so wichtige bürgerliche Stellung, wie die eines Gouverneurs der Niederlande,

*) Siehe besonders den Brief des Königs, worin dieser vorschlägt, den Tilgungsfond, welcher von den Staaten zur Abzahlung der für ihn kontrahirten Schuld beschafft wurde, auf seine eigne Rechnung zu setzen.

**) „Il Duca di Sessa et il Conte d'Egmont hano acquistato il nome di Capitano nuovamente perche una giornata vinta o per vertu o per fortuna, una sola fattione ben riuscita, porta all' huomini riputatione et grandezza." Relatione di Soriano, MS.

wäre. Indessen konnte man nicht zweifeln, daß seine Ernennung dem Volke sehr angenehm sein würde. Doch empfahl ihn dieß bei Philipp nicht.

Ein anderer Bewerber war Christine, die Herzogin von Lothringen und Cousine des Königs. Die großen Güter ihres Hauses lagen in der Nähe der Niederlande. Ihr Talent für politische Angelegenheiten hatte sie durch den genommenen Antheil an der Zustandebringung der Bestimmungen von Cateau-Cambresis bewiesen. Der neulich zu einem Witwer gewordene Fürst von Oranien wünschte, wie es hieß, ihre Tochter zu heirathen. Auch dieß gab keine Empfehlung bei Philipp ab, da er keineswegs darnach strebte, das Haus Oranien auf eine höhere Rangstufe zu erheben, noch weniger aber, dasselbe mit den Geschicken der Niederlande zu betrauen. Mit einem Worte: der Monarch hatte keine Lust, die Regentschaft des Landes irgend einem von dessen mächtigen Edlen anzuvertrauen.

Das Individuum, welchem endlich der König dieses Zeichen seines Zutrauens zu verleihen beschloß, war seine Halbschwester, die Herzogin von Parma. Sie war die natürliche Tochter Karl's des Fünften, geboren ungefähr vier Jahre vor seiner Heirath mit Isabellen von Portugal. Margarethens Mutter, Margaretha Vander Gheenst, gehörte einem edlen flamändischen Hause an. Die letztere hatte schon in der Kindheit ihre beiden Aeltern verloren. Die kleine Waise ward in die Familie des Grafen Hoogstraten aufgenommen, der zusammt seinem Weibe sie mit derselben Zärtlichkeit, als wenn sie sein eignes Kind gewesen wäre, aufbrachte. Im Alter von siebzehn Jahren war sie so unglücklich, das Auge Karl's des Fünften auf sich zu lenken. Derselbe stand damals in seinem drei und zwanzigsten Jahre und fühlte sich durch die Reize der flamändischen Jungfrau gefesselt. Margarethens Tugend hielt gegen die Verführungskünste ihres königlichen Bewerbers nicht Stich, und das Opfer der Liebe — oder Eitelkeit — wurde Mutter eines Kindes, das ihren eignen Namen Margaretha erhielt.

Die damalige Regentin der Niederlande, des Kaisers Tante, nahm sich des Kindes an; und bei dem Tode dieser Fürstin ward Margaretha in die Familie von des Kaisers Schwester Marie, der Königin von

Ungarn, die in der Regentschaft nachfolgte, aufgenommen. Margarethens Geburt blieb nicht lange verschwiegen, und sie erhielt eine, ihrem zukünftigen Stande im Leben, angemessene Erziehung. Schon mit zwölf Jahren vermählte sie der Kaiser mit Alexander de Medici, dem Großherzoge von Toscana, der gegen funfzehn Jahre älter, als sie, war. Die unglückliche Verbindung dauerte nicht lange, weil selbige, ehe noch ein Jahr verstrich, durch den gewaltsamen Tod ihres Gatten gelöst wurde.

Als sie das Alter weiblicher Mannbarkeit erreicht hatte, wurde die Hand der jungen Witwe, zusammt den Herzogthümern von Parma und Placentia als ihrer Mitgift, an Ottavio Farnese, den Enkel Paul's des Dritten, vergeben. Der Bräutigam war erst zwölf Jahre alt. Also war es Mariens Unglück, daß immer zwischen ihrem Alter und dem ihres Gatten eine solche Ungleichheit herrschen sollte, daß jede Sympathie oder Gleichartigkeit ihres Geschmacks ausgeschlossen werden mußte. Im gegenwärtigen Falle flößten ihr die Knabenjahre Antonio's ein der Verachtung nicht sehr unähnliches Gefühl ein, das im spätern Leben in eine Gleichgültigkeit, welche beide Theile empfunden zu haben scheinen, umschlug, und welche, wie ein Zeitgenosse naiv bemerkt, sich nur, wenn Mann und Weib lange von einander getrennt gewesen waren, in ein freundlicheres Gefühl versüßte. Wirklich war Margaretha zu herrschsüchtig, als daß sie ihren Gemahl in einem andern Lichte, als dem eines Rivals, betrachtet hätte.

In ihrem allgemeinen Verhalten, ihrem Aussehen, in Gang und Haltung zeigte sie eine große Aehnlichkeit mit ihrer Tante, der Regentin. Wie diese war Margaretha eine ausnehmende Liebhaberin des Jagens und verfolgte das Wild mit einer Unerschrockenheit, welche den Muth des heftigsten Jägers erschreckt haben möchte. Sie besaß nur wenig von der ihrem Geschlechte angehörigen natürlichen Sanftmuth, sondern war in ihrem ganzen Wesen eigenthümlich männlich, so daß sie, um die Worte des Geschichtsschreibers durch eine einheimische Redensart wiederzugeben, in ihrer Frauenkleidung wie ein Mann im Weiberrocke erschien. Gleichsam um die Täuschung noch zu erhöhen, hatte ihr die Natur etwas Bart gegeben, und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, war die Krankheit, welcher ihr Körper unter-

worfen war, ein Uebel, dem nur selten Frauen ausgesetzt sind: — das Podagra. Es war das ein guter Beleg für ihre Abkunft von Karl dem Fünften.

Wenngleich männlich in ihrem Aeußern, war Margaretha doch nicht der freundlicheren Eigenschaften baar, welche der Ruhm ihres Geschlechts sind. Sie hatte ein gutes Gemüth; allein sie verließ sich viel auf den Rath Anderer, und ihre tadelnswertheren Handlungen dürfen wahrscheinlich eher auf den Einfluß dieser, als auf ihre eigne Neigung zurückgeführt werden.

Ihr Verstand war ausgezeichnet, ihre Fassungskraft schnell. Sie bewies viel Geschmeidigkeit sich in die Erfordernisse ihrer Lage zu finden, wie auch viele Geschicklichkeit in der Leitung der Angelegenheiten: was sie in den Schulen der italienischen Staatskunst gelernt haben mochte. In der Religion war sie so rechtgläubig, wie Philipp der Zweite nur wünschen konnte. Der berühmte Ignatius Loyola war in ihrer Jugend ihr Beichtvater gewesen. Der von ihm eingeschärfte Unterricht in der Demuth ging bei ihr nicht verloren, wie man aus ihrer Sorgfalt in der Heiligen Woche bei dem Brauche des Waschens schmutziger Füße — sie zog die letztern im schmutzigen Zustande vor — von zwölf armen Jungfrauen abnehmen kann. In diesem Punkte überholte sie die Demuth des Papstes selber. — So beschaffen war der Charakter Margarethens, der Herzogin von Parma, welche jetzt, im acht und dreißigsten Jahre ihres Alters, in einer höchst bedenklichen Zeit das Steuer der Niederlande ergreifen sollte.

Die Ernennung scheint ihr selbst und ihrem Gemahl gleich genugthuend gewesen zu sein, und man erhob keinen Einwand gegen Philipp's Absicht, ihren kleinen Sohn Alexander Farnese — dessen Name in späteren Zeiten in den Niederlanden so berühmt werden sollte — mit sich zurück zu nehmen. Der zugestandene Zweck war, dem Knaben eine seinem Range angemessene Erziehung unter den Augen Philipp's zu geben, womit, zufolge dem Geschichtsschreiber, der Wunsch verbunden war, eine Geisel zum Unterpfand der Treue Margarethens und ihres Gemahls, deren italienische Besitzungen an die dortigen Philipp's anstießen, zu besitzen.

Nachdem in den ersten Tagen des Juni 1559 Margaretha von

Parma die Niederlande erreicht hatte, hielt sie in großem Staate ihren Einzug in Brüssel ab, wo Philipp, umgeben von seinem ganzen Hofe spanischer und flamändischer Edler, ihrer wartete. Auch der Herzog von Savoyen, sowie Margarethens Gemahl, der damals im Gefolge Philipp's befindliche Herzog von Parma, war anwesend. Die Ernennung Margarethens war dem Volke der Niederlande nicht zuwider, denn letztere war eine Landsmännin und hatte ihre Kindheit unter ihm zugebracht. Für Philipp, der mit Sehnsucht der Stunde der Abreise entgegenharrte, war ihre Gegenwart nicht minder willkommen. Seine erste Absicht war, die neue Regentin der Nation vorzustellen, und dazu berief er eine Versammlung der Generalstaaten nach Gent auf den bevorstehenden August.

Am fünf und zwanzigsten August begab er sich mit seinem Hofe in diese alte Hauptstadt. Dieselbe verspürte noch die Wirkungen jener Züchtigung seines Vaters, welche, so fürchterlich sie auch war, doch nicht die Macht den Muth der Männer von Gent zu brechen besaß. Die Anwesenheit des Hofes ward mit dreitägigen öffentlichen Vergnügungen gefeiert, während deren Philipp ein Kapitel des Goldenen Vließes zur Wahl von vierzehn Rittern abhielt. Die Ceremonie ward mit der Pracht begangen, womit die Versammlungen dieses erlauchten Ordens gewöhnlich gefeiert wurden. Es war als das je gehaltene letzte Kapitel merkwürdig. Der durch die Herzöge von Burgund gegründete Orden bezog seine Mitglieder unmittelbar aus dem Adel der Niederlande. Als der an der Spitze bleibende spanische Oberherr nicht mehr im Lande wohnte, setzte man die Kapitel aus, und die Ritter erhielten ihre Bestallung durch die einfache Ernennung des Monarchen.

Am achten August versammelten sich zu Gent die Generalstaaten. Die störrigen Bürger, welche ihre Sitze in dieser Körperschaft einnahmen, kamen mit keiner sehr regierungsfreundlichen Gesinnung dahin. Verschiedene Gegenstände der Klage hatten lange schon in ihrer Brust sich entzündet und fanden jetzt einen Ausbruch in der Form einer heftigen und zornigen Debatte. Das Volk war sehr durch die eingestandene Politik seiner Herrscher beunruhigt, weil dieselben, was sich besonders aus der Neubelebung der alten Edikte gegen die Ketzerei und aus der Unterstützung der Inquisition zeigte, bei dem System religiöser

Verfolgung beharrten. Gerüchte — wahrscheinlich übertrieben — von den beabsichtigten bischöflichen Reformen hatten sich in Umlauf gesetzt. So nothwendig diese Reformen auch waren, so wurden sie doch bloß als ein Theil des großen Verfolgungsplanes angesehen. Unterschiedliche Nationen, machte man geltend, müßten durch unterschiedliche Gesetze gelenkt werden. Was für die Spanier paßte, müßte deßhalb noch nicht für das Volk der Niederlande passen. Die Inquisition eignete sich übel für Menschen, die von der Wiege an an Denkfreiheit und Freiheit zu handeln gewöhnt wären. In Gewissensangelegenheiten könne die Verfolgung nicht gerechtfertigt werden, und die Menschen dürften nicht mit Gewalt, sondern durch Sanftmuth und Ueberzeugung von geistlichen Irrthümern zurückgebracht werden.

Aber, was das Schelten der flamändischen Redner besonders hervorrief, war die Anwesenheit einer starken Abtheilung fremder Truppen im Lande. Als Philipp seine Armee nach Beendigung des französischen Krieges entließ, blieb daselbst noch eine Abtheilung alter spanischer Truppen, die sich auf etwa drei bis vier tausend beliefen, zurück, weil er für gut erachtete, dieselben in den westlichen Provinzen zu belassen. Seine zugestandene Absicht war, das Land gegen jede Gewaltthat von Seiten der Franzosen zu schützen. Ein anderer von ihm angeführter Grund war die Schwierigkeit, die zur Bezahlung ihrer Rückstände erforderlichen Gelder aufzubringen. Nach der Meinung der Staaten war jedoch der wahre Beweggrund, die Ausführung der neuen Maßregeln zu erzwingen und jeden etwa im Lande erhobenen Widerstand zu überwinden. Diese Truppen besaßen, wie die meisten damaligen Soldaten, welche ganz eben so sehr um der Plünderung, als um des Soldes willen dienten, so wenig Achtung vor den Rechten und dem Eigenthum ihrer Alliirten, wie vor denjenigen ihrer Feinde. Sie quartierten sich bei den friedlichen Landbewohnern ein, und erhielten einen völligen Schadenersatz für die Einbuße ihrer Zahlung durch ein, das Volk an den Bettelstab bringendes und dasselbe zur Verzweiflung treibendes Raub- und Erpressungssystem. Hin und wieder fielen Konflikte mit dem Militär vor, und in einigen Gegenden weigerten sich die Bauern sogar, die Dämme auszubessern, um eher das Land unter Wasser zu legen, als sich solchen Beschimpfungen zu

unterziehen. „Wie kommt es," rief der kühne Syndikus von Gent, „daß wir mit offenbarer Verletzung unserer Freiheiten auf diese Weise fremde Truppen bei uns einquartiert sehen? Sind etwa nicht unsere eignen Truppen im Stande, uns vor den Gefahren eines Einfalls zu schützen? Müssen wir durch diese Miethstruppen in Friedenszeit völlig mürbe gemacht werden, nachdem wir mit der Erhaltung derselben in Kriegszeiten belastet worden sind?" Auf diese Vorstellung folgte eine an den Thron gerichtete, von den Mitgliedern der übrigen Stände, wie von den Gemeinen unterzeichnete Bittschrift, des Inhalts, daß der König gnädig geruhen wolle, die Privilegien der Nation zu respektiren und die fremden Truppen in deren eigne Heimath zurückzusenden.

Der an der Seite seiner Schwester, der künftigen Regentin, sitzende Philipp war für diesen unabhängigen Geist der Bürger der Niederlande nicht vorbereitet. Das königliche Ohr war nicht an diesen Fluß von Scheltworten von Seiten der Unterthanen gewöhnt. Denn es war selten, daß der Ton der Vorstellung in den Hallen der castilischen Gesetzgebung gehört wurde, seitdem die Macht der Gemeinen auf dem Felde von Villalar gebrochen worden war. Unfähig oder unwillig sein Mißfallen zu verbergen stieg der König vom Throne herab und verließ plötzlich die Versammlung.

Doch ließ er nicht, wie Karl der Erste von England, seine Entrüstung durch die vorschnelle Einkerkerung oder Verfolgung der Mitglieder, welche dieselbe verursacht hatten, aus. Sogar der beleibte Syndikus von Gent durfte frei ausgehn. Philipp blickte über ihn nach einer seines Zornes würdigeren Zielscheibe: nämlich auf diejenigen aus den höhern Ständen, die den Geist des Widerstandes in den Gemeinen ermuthigt hatten. Der thätigste Mißvergnügte war Wilhelm von Oranien. Wie man sich erinnert, war dieser Edle einer der zur Vollziehung des Vertrages von Cateau-Cambresis am Hofe Heinrich's des Zweiten zurückbleibenden Geiseln gewesen. Während des Dortseins machte der französische Monarch dem Prinzen eine befremdende Enthüllung, indem er ihm durch den Herzog von Alva sagen ließ, es sei mit seinem Herrn, dem König von Spanien, ein geheimer Vertrag zur Ausrottung der Ketzerei in den beiderseitigen Gebieten abgeschlossen worden. Dieses unüberlegte Eingeständniß des französischen Königs

wurde Wilhelm in der Voraussetzung gemacht, daß er fest im römisch-katholischen Glauben sei und das völlige Zutrauen seines Herrn genösse. Welchen Anspruch aber der Prinz auch gegenwärtig auf Rechtgläubigkeit machen konnte, so ist doch gewiß, daß er nicht Philipp's Zutrauen besaß. Eben so gewiß ist es, daß er eine christliche Tugend, die weder Philipp noch Heinrich eigen war, – die Tugend der Duldsamkeit, besaß. Weil Wilhelm heftig über die empfangene Mittheilung aufgebracht war, berichtete er sie auf der Stelle verschiedenen Freunden in den Niederlanden. Leider fiel einer der Briefe in die Hände Philipp's. Bald darauf durfte der Prinz in sein Heimathland zurückkehren, entschlossen, wie er uns in seiner Apologie sagt, dasselbe von dem spanischen Ungeziefer zu reinigen. Da Philipp seine Gemüthsart kannte, richtete er ein Auge auf Wilhelm's Bewegungen und wußte recht wohl, welcher Quelle er, wenigstens theilweise, die gegenwärtige Opposition zuzuschreiben hatte. Nicht lange nachher gab ein castilischer Höfling dem Prinzen von Oranien und Egmont zu verstehen, daß es gut sein würde, wenn sie sich in Acht nähmen; daß die Namen derer, welche die Petition für die Entfernung der Truppen unterzeichnet hätten, aufgemerkt worden wären, und daß Philipp mit seinem Rathe entschlossen wäre, sie, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, wegen ihrer Kühnheit zu schwerer Verantwortung zu ziehen.

Dennoch gab der König den Wünschen des Volkes so weit nach, daß er die schleunige Abreise der Truppen versprach. Aber keine Macht der Erde würde stark genug gewesen sein, seine Absicht da, wo die Interessen der Religion verflochten waren, zu erschüttern. Auch wollte er nicht ein Jota von den strengen Bestimmungen der Edikte fallen lassen. Als einer seiner Minister, welcher kühner als die übrigen war, ihm anzudeuten wagte, daß das Beharren bei dieser Politik ihm die Oberhoheit über die Provinzen kosten könnte, antwortete er: „Besser gar keine Regierung, als eine Regierung über Ketzer!“ — Diese Antwort ist von Einigen als der höchste Ausdruck des Erhabenen gepriesen, von Andern aber als Abgeschmacktheit eines Fanatikers verspottet worden. In welchem Sinne wir sie auch nehmen, so muß man zugestehen, daß sie den Schlüssel zu der dauernden Politik während seiner Regierung in den Niederlanden liefert.

Ehe Philipp die Generalstaaten auflöste, redete er sie, weil er mit der Sprache des Landes unbekannt war, durch den Mund des Bischofs von Arras an. Er verweilte lange bei seiner innigen Zuneigung zu seinem guten Volke der Niederlande, und zollte ihnen ein wohlverdientes Lob wegen ihrer treuen Gesinnungen sowohl gegen seinen Vater, wie gegen ihn selbst. Er schärfte ihnen ein, der Regentin, ihrer Landsmännin, in deren Hände er die Regierung gelegt hätte, einen ähnlichen Respekt zu beweisen. Sie sollten die Gesetze achten und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten. Nichts würde so gut hierzu leiten, als die treue Ausführung der Edikte. Es wäre ihre heilige Pflicht, bei der Ausrottung der Ketzer, der tödtlichsten Feinde beides Gottes und der Menschen, zu helfen. Philipp schloß, indem er die Staaten versicherte, daß er bald persönlich in die Niederlande zurückkehren, oder seinen Sohn Don Carlos als seinen Stellvertreter senden werde.

Die Antwort der Gesetzgebung war gemäßigt und respektvoll. Man berührte Philipp's beabsichtigte geistliche Reformen nicht, weil man durch keine darauf bezügliche Andeutung von ihm selbst dazu ermächtigt war. Indeß drang man auf die Entfernung der fremden Truppen und weiter auf die Entfernung aller Ausländer von den Stellen, da ihr Verbleiben der Verfassung des Landes zuwider laufe. Dieser letztere Pfeil zielte auf Granvelle, der in der Regierung einen hohen Posten einnahm und als der unbeschränkte Vertraute des Königs galt. Philipp erneuerte seine Versicherungen in Bezug auf die Entlassung der Truppen und zwar versprach er sie binnen einem Zeitraume von vier Monaten. Das andere Ersuchen der Deputirten geruhte er nicht zu beachten. Seine desfallsigen Ansichten gab er in einem Ausrufe gegen einen seiner Minister zu erkennen: „Auch ich bin ein Ausländer; wird man sich weigern, mir als Oberherrn zu gehorchen?"

Die Regentin sollte in der Regierung Beistand haben an drei Räthen, die von Alters her im Lande vorhanden gewesen waren: dem Finanzrathe, wie der Name es gibt, zur Verwaltung der Einkünfte; dem geheimen Rathe für Justizangelegenheiten und das Innere, und dem Staatsrathe in Angelegenheiten, die sich auf Krieg und Frieden

und auf die auswärtige Politik der Nation bezogen. Diesen letzteren und höchsten Rath bildeten einige flämische Edle, darunter der Prinz von Oranien und Graf Egmont. Außerdem waren dabei der Graf Barlaimont, Präsident des Finanzrathes; Viglius, Präsident des geheimen Rathes, und endlich Granvelle, der Bischof von Arras.

Die Regentin sollte mit Beihülfe dieser verschiedenen Körperschaften in deren bezüglichen Zweigen handeln. Im Führen der Regierung sollte sie vom Staatsrathe geleitet werden. Aber nach den Privatvorschriften Philipp's sollten Fragen einer delikateren Art bezüglich der Ruhe des Landes zuerst einem ausgewählten Theile dieses Rathes unterbreitet werden, und in solchen Fällen, oder wenn sich ein Faktionsgeist in den Rath eingeschlichen hätte, möchte die Regentin, wofern sie es im Interesse des Staates hielte, der Meinung der Minderzahl folgen. Der ausgewählte Körper, mit welchem Maria die wichtigeren Gegenstände berathen sollte, hieß die Consulta, und die ihn bildenden Mitglieder waren Barlaimont, Viglius und der Bischof von Arras*).

Graf Barlaimont, der erste von diesen Männern, gehörte einer alten flamändischen Familie an. Mit achtenswerthen Fähigkeiten und mit Beständigkeit des Willens war er gänzlich den Interessen der Krone ergeben. Der zweite, Viglius, war ein Jurist von umfangreicher Bildung, jetzt schon bejahrt, und mit Schwächen behaftet, die einen weniger an Beschwerden gewöhnten Mann arg mitgenommen haben würden. Er war dem Granvelle persönlich ergeben, und da seine Regierungsansichten sehr nahe mit denen des Ministers zusammenfielen, war Viglius sehr dem Einflusse des letzteren ausgesetzt. Granvelle, der letzte von den Dreien, war wegen seiner großen Geschäftskenntniß

*) Das Vorhandensein eines solchen vertraulichen Körpers erwies sich als eine fruchtbare Quelle des Unheils. In den Instruktionen an die Regentin, die Alles ihrer Umsicht überlassen, sind die Namen, welche ihn bildeten, nicht angegeben. Doch war der königliche Wille, zufolge Strada, von Philipp deutlich zu erkennen gegeben worden. Abdrücke von dem Auftrage der Regentin, sowie von zwei Aktenstücken, von denen das eine „Privat-", das andere „geheime Instruktionen" überschrieben ist, und welche alle drei das Datum des achten August 1559 tragen, sind ganz in der Correspondance de Philippe II., tom. II. Appendix, Nos. 2—4 zu finden.

und durch seine Gewandtheit in der Führung der Geschäfte seinen Kollegen weit überlegen; auch erlangte er bald ein solches Uebergewicht über sie, daß er für denjenigen gelten kann, auf dessen Schultern die Regierung ruhte. Da kein Mann mehrere Jahre hindurch eine so hervorragende Rolle in der Geschichte der Niederlande spielen sollte, so wird es am Platze sein, dem Leser einige Bekanntschaft mit der früheren Geschichte desselben beizubringen.

Anton Perrenot — dessen Name Granvelle aus der von seinem Vater gekauften Besitzung hergeleitet war — wurde 1517 in Besançon, einer Stadt der Franche Comté, geboren. Sein Vater, Nikolaus Perrenot, gründete den Wohlstand der Familie und stieg von dem niedern Stande eines armen Advokaten bis zum Range eines Kanzlers des Reiches. Dieses außerordentliche Emporsteigen schuldete er keiner Laune, sondern seinem unermüdlichen Fleiße, seiner ausgedehnten Gelehrsamkeit und einem klaren, faßlichen Verstande, verbunden mit der beständigen Ergebenheit gegen die Interessen seines Herrn, Karl's des Fünften. Sein Geschäftstalent machte, daß er nicht allein in Amtsgeschäften angestellt, sondern auch zu diplomatischen Sendungen von großer Wichtigkeit verwandt wurde. Kurz er besaß das Vertrauen des Kaisers in einem Grade, wie kein anderer Unterthan, und als der Kanzler 1550 starb, sprach Karl sein Lob in einem einzigen Satze gegen Philipp aus, indem er sagte, sie hätten den Mann verloren, auf dessen Weisheit sie sicher hätten ruhen können*).

Anton Perrenot, von seinem Vater in späterer Zeit als Kardinal Granvelle unterschieden, war von elf Kindern das älteste. Er versprach in seiner Kindheit so viel, daß sich der Kanzler mit seinem Unterricht viel persönliche Mühe gab. Mit vierzehn Jahren wurde er nach Padua gesandt, und einige Jahre darauf nach Löwen gebracht, das damals die berühmteste Universität in den Niederlanden war. Die hohe Schule zu Douay ward erst später unter den Auspizien Philipp's des Zweiten gegründet**). Auf der Universität zeichnete sich der junge Perrenot

*) „Mio figliuolo et io e voi habbiamo perso un buon letto di riposo,“ wörtlich: ein gutes Ruhebett.

**) Ein Hauptgrund für Philipp, diese Universität zu gründen, war zufolge

bald durch die Lebendigkeit seines Geistes, die Durchdringung seiner Begriffe, einen dem seines Vaters gleichkommenden Fleiß und durch eine merkwürdige Leichtigkeit des Lernens aus. Außer einem umfangreichen akademischen Studium eignete er sich sieben Sprachen so an, daß er dieselben geläufig lesen und sprechen konnte. Die Jugendvergnügungen seines Alters schienen für ihn wenig anziehend zu sein. Sein größtes Vergnügen war ein Buch. Seine Gesundheit litt unter diesem unausgesetzten Fleiße, und eine Zeit lang mußte er seine Studien aussetzen.

Nach des Vaters oder nach seinem eignen Wunsche wählte der junge Granvelle den geistlichen Stand. Mit ein und zwanzig Jahren wurde er zur geistlichen Würde zugelassen. Der Sohn des Kanzlers stieg nicht langsam empor, und er war bald im Besitze einiger guten Pfründen. Allein das ehrgeizige, weltliche Temperament Granvelle's gab sich nicht mit den demüthigen Pflichten eines Geistlichen zufrieden. Binnen Kurzem wurde er von seinem Vater an den Hof gerufen, und dort eröffnete sich seinem strebsamen Genie eine glänzende Laufbahn.

Der junge Mann zeigte bald ein so großes Geschäftstalent und eine solche scharfsichtige Charakterkenntniß, daß davon seine Dienste zusammen mit dem ihm zu Gebote stehenden Schatze von Gelehrsamkeit für seinen Vater von großem Werthe wurden. Er begleitete den Kanzler auf einigen öffentlichen Sendungen, unter andern auf das Konzil zu Trident, wo der jüngere Granvelle, der schon auf den Bischofssitz von Arras befördert worden war, zuerst Gelegenheit erhielt, jene feine, einnehmende, eben so fesselnde wie überzeugende Beredtsamkeit zu entwickeln.

Mit Befriedigung gewahrte der Kaiser, wie viel der junge Staatsmann versprach, und blickte vorwärts in die Zeit, da derselbe den nämlichen Stützpfeiler für die Verwaltung, wie vorher sein Vater, abgeben würde. Auch war diese Zeit nicht fern. Weil die Gesundheit des Kanzlers abnahm, wurde der Sohn vertraulicher dem Vater bei den

---

Hopper, daß er den Flamändern das Mittel an die Hand geben wollte, die Kenntniß der französischen Sprache zu erwerben, ohne daß sie deßwegen hinaus in fremde Länder gingen.

Berathungen des Kaisers zugesellt. Er rechtfertigte dieses Vertrauen durch die unverdrossene Mühe, womit er sich den Kabinetsgeschäften widmete: eine Mühe, welcher selbst die Nacht keine Muße zu gewähren schien. Bisweilen beschäftigte er fünf Sekretäre zu gleicher Zeit, indem er ihnen in eben so vielen Sprachen diktirte. Dasselbe oder eben so Wunderbares ist sowohl vor- als nachher von andern merkwürdigen Menschen gesagt worden. Als mit einer bloßen tour de force kann sich Granvelle vielleicht damit belustigt haben. Aber nicht auf diese Weise schrieb er die Korrespondenz, welche den besten Aufschluß über die damaligen Ereignisse gibt. Wäre selbige auf diese Weise geschrieben worden, so würde sie nicht die Veröffentlichung werth gewesen sein.

Jeden Abend stellte sich Granvelle dem Kaiser vor und las ihm das Programm, das er für die Geschäfte des folgenden Tages vorbereitet hatte, zusammen mit seinen eignen Ansichten darüber. Die beim Hofe anwesenden fremden Gesandten waren erstaunt, als sie den neuen Minister so ganz in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht fanden und daß er von ihrem ganzen Vornehmen so gut, wie der Kaiser selbst, unterrichtet war. Kurz, das nur langsam und mit vielem Zögern geschenkte Zutrauen Karl's des Fünften wurde zuletzt dem Sohne eben so freigebig wie dem Vater zu Theil. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die beiden Granvelles die beiden Personen waren, welche von der Zeit an, da der Kaiser die Zügel der Regierung in seine eignen Hände nahm, sein Zutrauen am meisten besaßen.

Als Granvelle auf den Bischofssitz in Arras erhoben wurde, war er erst fünf und zwanzig Jahre alt. Selten kam die Mitra auf einen ehrgeizigeren Geist herab. Doch war Granvelle den Kostbarkeiten der Welt nicht abgeneigt, noch für ihr Gepränge und ihre Eitelkeiten unempfindlich. In seiner Lebensweise machte er großen Staat und so leitete ihn die Nothwendigkeit nicht weniger, als sein Geschmack zum Begehren großen Reichthums, wie von Macht. Er erlangte beides, und seine Umstände waren im raschen Steigen, als durch die Abdankung seines königlichen Herrn das Szepter in die Hände Philipp's des Zweiten überging.

Karl empfahl Granvelle seinem Sohne als einen Mann, der in jeder Hinsicht sein Zutrauen verdiene. Granvelle wußte, daß die

einzige — die allein wirksame — Empfehlung von ihm selbst kommen mußte. Sorgfältig studirte er den Charakter seines neuen Souveräns, und bewies in der Anfügung an dessen Launen eine wunderbare Geschmeidigkeit. Der ehrgeizige Minister zeigte sich jenen Künsten nicht fremd, wodurch große Geister so gut, wie kleine, manchmal geruhen, ihr Glück bei Hofe zu versuchen.

Indeß that Granvelle nicht immer seinen eignen Wünschen Gewalt an, um dieselben in Uebereinstimmung mit denen Philipp's zu bringen. Wie der König kam er nicht schleunig zu seinen Entschlüssen, sondern erwog lange, und besah, ehe er zu einer Entscheidung kam, eine Sache nach allen ihren Tragweiten. Er besaß, wie wir sahen, den nämlichen geduldig arbeitsamen Geist wie Philipp, so daß man von beiden sagen kann, daß sie ihre beste Erholung in der Anstrengung gefunden haben. Auch war er nicht minder, denn der König, eifrig für die Aufrechterhaltung des wahren Glaubens, obwohl seine fügsame Natur, wäre sie sich selbst überlassen geblieben, vielleicht eine verschiedene Politik gutgeheißen hätte, als die von dem strengen, sich Nichts vergebenden Geiste seines Herrn diktirt war.

Granvelle's Einfluß wurde ferner durch die Reize seines persönlichen Umgangs unterstützt. Seine verfeinerten und einnehmenden Sitten scheinen sogar die eisige Zurückhaltung Philipp's geschmelzt zu haben. Er behauptete seinen Einfluß durch seinen besondern Takt, wonach er zur Ausführung der Politik seines Herrn Winke gab, auf eine solche Weise, daß die Erfindung derselben vom König selbst gekommen zu sein schien. Indem er auf diese Weise besorgt war, nicht die Eifersucht seines Souveräns zu erregen, begnügte er sich damit, den Anschein der Gewalt für den wirklichen Besitz derselben hinzugeben.

Bald sah man, daß er im Zutrauen Philipp's so fest stand, wie früher in demjenigen Karl's. Ungeachtet der anscheinenden Vertheilung der Gewalt unter die Regentin und die verschiedenen Räthe, waren doch die Anordnungen des Königs von der Art, daß sie die wirkliche Autorität dem Granvelle in die Hände gaben. So lieferte der nämliche Mann das seltene Beispiel, daß er fortfuhr, der Liebling zweier auf einander folgender Souveräne zu sein. Granvelle entging auch nicht dem gewöhnlichen Schicksale der Günstlinge. Mochte es nun von der

Nothwendigkeit des Falls sein, oder weil er, wie Einige behaupten, nach seiner Erhebung seine Fähigkeiten nicht allzu bescheiden zeigte, kurz: kein Mensch war so allgemein und so herzlich im ganzen Lande verabscheut.

Ehe Philipp die Niederlande verließ, ernannte er die Gouverneure der verschiedenen Provinzen: — indem die Ernennungen meistens bloß die schon vorhandenen Stellenträger bestätigten. Egmont erhielt die Regierungen von Flandern und Artois; der Prinz von Oranien diejenigen von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland. Die Uebertragung derselben an Wilhelm erwähnte in der gewöhnlichen Form „die guten, treugesinnten und bemerkenswerthen Dienste, welche er sowohl dem Kaiser, wie seinem jetzigen Oberherrn erwiesen hätte." Den beiden Edlen wurde auch der Oberbefehl über zwei Bataillons der spanischen Armee ertheilt: fürwahr ein kläglicher Versuch, die Nation für das längere Verbleiben dieser verwünschten Truppen im Lande zu gewinnen.

Philipp hatte auf die Ankunft der päpstlichen Bulle, welche zu der Errichtung der Bischofssitze ermächtigen sollte, sehnsüchtig gewartet. Noch sehnsüchtiger sah Granvelle ihr entgegen. Er hatte die Anzeichen des ankommenden Gewittersturms gelesen, und möchte demselben gern begegnet sein, wenn die königliche Gegenwart einigen Schirm vor der Wuth desselben darbieten konnte. Allein der römische Hof bewegte sich in seinem gewöhnlichen hinausschiebenden Schritte, und der päpstliche Nuntius kam mit dem Sendschreiben nicht eher, als den Abend vor Philipp's Abreise — zu spät, als daß dieser seine Veröffentlichung hätte abwarten können, — an.

Nachdem der König alle seine Anordnungen getroffen hatte, begab er sich gegen Mitte August nach Seeland, wo im Hafen von Vlissingen eine stattliche Flotte lag, um ihn und das königliche Gefolge nach Spanien zu bringen. Sie bestand aus fünfzig spanischen und vierzig andern Fahrzeugen: — alle wohlbemannt und für eine längere Reise mit Nahrungsmitteln versehen*). Eine starke Abtheilung flämi-

---

*) Die königliche Speisekammer scheint mit dem Artikel Geflügel wohl versehen gewesen zu sein, wenn man von der einen Art desselben, den von Meteren erwähnten fünfzehn tausend Kapaunen, einen Schluß darauf machen darf.

scher Edler, zusammt den fremden Gesandten und dem Herzoge und der Herzogin von Savoyen, begleitete Philipp nach dem Platze seiner Einschiffung. Eine merkwürdige Szene soll, als er an Bord zu gehen im Begriff stand, vorgefallen sein. Indem er sich plötzlich zum Prinzen von Oranien, der ihn auf der Reise begleitete, umkehrte, beschuldigte er ihn geradezu heraus, daß er die eigentliche Quelle des Widerstands sei, welchem Philipp's Maßregeln in den Generalstaaten begegnet waren. Der von der Plötzlichkeit des Angriffs erstaunte Wilhelm versetzte, daß die Opposition nicht als die Handlung eines Einzelnen, sondern die der Staaten betrachtet werden müsse. „Nein", erwiderte der entflammte Monarch, indem er ihn zugleich heftig am Handgelenk schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Er, Er, Er!" *) ein Ausruf, der noch erhöhte Bitterkeit aus der Thatsache erlangte, daß das auf diese Weise gebrauchte Wort Er im Castilischen an sich selbst zum Ausdruck der Verachtung dient. Wilhelm hielt eine Erwiderung nicht für klug, auch ließ er sich nicht angelegen sein, sich mit den andern flämischen Herrn an Bord des königlichen Geschwaders zu wagen **).

Als endlich die königliche Gesellschaft ganz an Bord war, lichtete die Flotte am zwanzigsten August 1559 die Anker, und Philipp, nachdem er von dem Herzog und der Herzogin von Savoyen, so wie von dem übrigen adeligen Gefolge, das ihn zur Einschiffung begleitete,

---

*) ,,Le Roi le prenant par le poignet, et le lui secoüant, repliqua en Espagnol, No los Estados, mas vos, vos, vos, repetant ce vos par trois fois, terme de mépris chez les Espagnols, qui veut dire toy, toy en François.'' Aubéri, Mémoires pour servir à l'Histoire d'Hollande et des autres Provinces-Unies (Paris, 1711) p. 7.

**) Man möchte wünschen, daß die Autorität für diese Anekdote besser wäre, als sie ist, wenn man bedenkt, daß derselben der Inhalt von Philipp's ganzem Leben, worin die Selbstbeherrschung ein vorwiegender Zug war, widerspricht. Die Erzählung stammt ursprünglich von Aubéri (an der citirten Stelle). Der Chronikschreiber empfing sie, wie er uns sagt, von seinem Vater, welchem sie von einem bei der Szene anwesenden genauen Freund des Prinzen von Oranien mitgetheilt wurde. Aubéri, obwohl ein trauriger Schriftsteller, war doch nach Voltaire's Bekenntniß gut unterrichtet: — ,,écrivain médiocre, mais fort instruit.''

Abschied genommen hatte, war bald fern von dem Ufer, zu dem er nie wiederkehren sollte, fortgetragen.

Lucas Johann Joseph Vandervynckt, meine Autorität für vieles im vorhergehenden Kapitel Enthaltene, war ein Flamänder, — geboren zu Gent 1691. Er ward für die Rechtsverwaltung erzogen, zeichnete sich in seinem Stande aus, und wurde in einem Alter von acht und dreißig Jahren zum Mitgliede des Rathes von Flandern gemacht. Er verwandte seine Muße auf das Studium der geschichtlichen Alterthümer seines Heimathlandes. Auf die Eingebung Coblentzl's, des ersten Ministers der Maria Theresia, verfaßte er sein Werk über die Unruhen der Niederlande. Dasselbe war für den Unterricht der jüngeren Zweige der kaiserlichen Familie bestimmt, und bloß sechs Exemplare wurden 1765 davon zuerst gedruckt. Nach des Verfassers, 1779 erfolgtem Tode, der ihn im hohen Alter von acht und achtzig Jahren erreichte, ist das Werk wiederholt herausgegeben worden.

Weil Vandervynckt das nationale Archiv zur Einsicht offen stand, hatte er zu den authentischesten Nachrichtsquellen Zulaß. Er war ein Mann von Wissen und Unterscheidungskraft, billigdenkend und in seinen Ansichten gemäßigt, was einem Buche Werth verleiht, das überdieß manche interessante Anekdote, die anderwärts nicht zu finden ist, enthält. Obschon das Werk bloß vier Bände bildet, nimmt es doch auf dem historischen Grunde einen großen Raum ein: — von der Heirath Philipp's des Schönen 1495 bis zum westphälischen Frieden 1648. Seine schriftstellerische Ausarbeitung kommt keineswegs seinen übrigen Verdiensten gleich. Es ist französisch geschrieben; aber, während Vandervynckt mit Leichtigkeit Flämisch und sogar Latein beides schrieb und sprach, war er doch nur erträglich mit dem Französischen bekannt.

Drittes Kapitel.

Der Protestantismus in Spanien.

Ankunft Philipp's in Spanien. — Die verbesserte Lehre. — Ihre Unterdrückung. — Autos de Fé. — Die Verfolgung Carranza's. — Austilgung der Ketzerei. — Der Fanatismus der Spanier.

1559.

Die Reise Philipp's war kurz und glücklich. Den neun und zwanzigsten August 1559 gelangte er beim Hafen von Laredo an. Aber während er des Landes ansichtig wurde, änderte sich plötzlich das bisher so günstige Wetter. Ein wüthender Sturm, der seine kleine Flotte auseinanderjagte, erhob sich. Neun Schiffe gingen unter, und wenngleich der Monarch das Glück hatte, in einem Kahne unter der Obhut eines erfahrenen Steuermanns zu entkommen und die Küste unverletzt zu erreichen, so widerfuhr ihm doch der Aerger, daß er das Schiff, welches ihn getragen hatte, mit den übrigen Fahrzeugen und mit seiner unschätzbaren, aus den Niederlanden gebrachten Ladung untergehen sah. Diese Ladung bestand aus netten Geräthschaften, Tapeten, Gemmen, aus Stücken der Bildhauerkunst und aus Gemälden: den reichen Erzeugnissen der niederländischen und italienischen Kunst, welche sein Vater viele Jahre seines Lebens hindurch angesammelt hatte. Treffend ist von Karln gesagt worden, daß „er das Land plünderte, um das Meer zu füttern.“ Um das Unglück zu erhöhen, kamen bei dem Schiffbruch über tausend Menschen um.

Unverzüglich schlug der König die Straße nach Valladolid ein. Aber, als er in dieser Hauptstadt ankam, verbat er sich — sei es wegen seines letzten Unfalls, oder aus der ihm eigenthümlichen Abneigung vor einem solchen leeren Aufzuge — die Ehren, womit die gutgesinnten Einwohner ihren Souverän bei der Rückkehr in seine Besitzungen begrüßen wollten. Er wurde hier herzlich bewillkommnet von der Regentin Joanna, die, der Sorgen der Herrschaft schon lange überdrüssig, das Szepter in seine Hände mit mehr Bereitwilligkeit

niederlegte, als die meisten Menschen dasselbe empfangen haben würden. Auch durfte er hier seinen Sohn Don Carlos, den Erben seines Reiches, umarmen. Philipp mag wegen der Länge seiner Abwesenheit eine günstige Veränderung im Aeußern des jungen Prinzen haben sehen können, obschon, wenn die Nachricht wahr ist, in seinem Charakter wenig Veränderung zum Bessern vorhanden war: denn, da er starrköpfig und gebieterisch war, hatte er schon angefangen, die Menschen für das zukünftige Geschick des Landes zittern zu machen.

Bloß wenige Tage nach seiner Ankunft in Valladolid wurde seine Gegenwart durch eine von jenen Vorstellungen gefeiert, welche für Spanien leider als national gelten können. Es war dieß ein auto de fé, nicht jedoch, wie früher, von Juden und Mauren, sondern von spanischen Protestanten. Im Stillen, aber nicht langsam, hatte die Reformation auf der Halbinsel Fortschritte gemacht, und, wie wir schon sahen, war die Nachricht hiervon eine von Philipp's Ursachen zur plötzlichen Abreise aus den Niederlanden gewesen. Der kurze aber unglückliche Versuch zu einer religiösen Revolution in Spanien ist ein Ereigniß von zu großer Wichtigkeit, als daß es ein Geschichtsschreiber mit Stillschweigen übergehen könnte.

Ungeachtet der entfernten Lage Spaniens war letzteres doch unter dem kaiserlichen Szepter Karl's des Fünften mit den übrigen europäischen Staaten in zu nahe Berührung gebracht worden, als daß es nicht hätte den Stoß der großen religiösen Reform fühlen sollen, welcher jene Staaten bis auf ihre Grundfesten erschütterte. Seine innigsten Beziehungen hatte es gerade zu den nämlichen Staaten, wo zuerst der Same der Reformation gelegt wurde. Es war im sechszehnten Jahrhunderte gar nichts Ungewöhnliches, daß Spanier einen Theil ihrer Bildung den deutschen Universitäten verdankten. Gelehrte Männer, die den Kaiser begleiteten, wurden mit den in Deutschland und Flandern so weit verbreiteten religiösen Lehren vertraut. Die Truppen lasen die nämlichen Lehren von den lutherischen Soldaten auf, welche hin und wieder mit ihnen unter den kaiserlichen Fahnen dienten. Diese Meinungen, so roh sie auch meistentheils waren, wurden mit zurück ins Heimathsland gebracht, und es ward dadurch eine Neugier rege gemacht, welche das Gemüth zum Empfangen der großen Wahrheiten,

die die übrigen Nationen Europas bewegten, vorbereitete. Männer von einer bessern Erziehung fanden bei ihrer Rückkehr nach Spanien die Mittel, diese Wahrheiten zu verbreiten. Geheime Gesellschaften wurden errichtet, Versammlungen abgehalten, und mit derselben Geheimhaltung, wie in den Tagen der ersten Christen, wurde das Evangelium der wachsenden Versammlung der Gläubigen gepredigt und ausgelegt. Die größte Schwierigkeit war der Mangel an Büchern. Der Unternehmungsgeist einiger aufopfernder Neubekehrten überwand am Ende auch diese Schwierigkeit.

In Deutschland war eine castilische Uebersetzung der Bibel gedruckt worden. Verschiedene protestantische Ausgaben, sei es nun, daß sie ursprünglich castilisch oder in diese Sprache übersetzt waren, erschienen in dem nämlichen Lande. Auch hatte hin und wieder ein Exemplar im Besitze irgend eines Privatmanns ohne Entdeckung seinen Weg jenseits der Pyrenäen gefunden. Doch waren diese Beispiele selten, als ein Spanier, Namens Juan Hernandez (wohnhaft zu Genf, wo er bei der Presse als Korrektor beschäftigt war) es aus keinem andern Grunde, als aus Wahrheitseifer unternahm, einen größern Vorrath der verbotenen Frucht in sein Heimathland einzuführen.

Mit großer Gewandtheit machte er die Wachsamkeit der Zollwächter und der wachsamern Spione der Inquisition zu Schanden, landete zuletzt glücklich zwei große, mit verbotenen Werken angefüllte Fässer, und vertheilte dann rasch diese Bücher unter die Mitglieder der Tochterkirche. Andere unerschrockene Bekehrte folgten dem Beispiele des Hernandez mit ähnlichem Erfolg, so daß mit Hülfe der Bücher und geistlicher Lehrer die Zahl der Gläubigen sich täglich im ganzen Lande mehrte*). Unter ihnen befand sich, wie man bemerkte, eine

---

*) Die Herausgeber der „Documentos Inéditos para la Historia de España" stellen in einem fleißigen Bericht von der Verfolgung des Erzbischofs Carranza den literarischen Verkehr zwischen den deutschen und spanischen Protestanten sogar als beträchtlicher dar, wie es oben im Texte angegeben ist. Nach ihnen war zu Medina del Campo und zu Sevilla ein regelmäßiger Lagerplatz zum Verkauf verbotener, sehr billiger Bücher errichtet. „De las imprentas de Alemania se despachaban á Flandes, y desde alli á España, al principio por los puertos de mar, y despues cuando

größere Anzahl Personen von Rang und Erziehung, als man dieß gewöhnlich in ähnlichen Fällen findet. Ohne Zweifel rührte dieß daher, daß diese Klasse Leute es waren, die am meisten jene Länder, wo die lutheranische Lehre gepredigt wurde, besucht hatten. Also wuchs und gedieh die reformirte Kirche, zwar nicht so sehr, wie sie in der freieren Atmosphäre Deutschlands und Britanniens gediehen war, aber doch so gut, wie sie möglicherweise unter dem zerstörenden Einflusse der Inquisition es konnte: gleich einer zarten Pflanze, welche im Schatten Nahrung findet und bloß auf eine fruchtbarere Jahreszeit zu ihrer vollen Entwickelung wartet. Diese Jahreszeit wartete ihrer jedoch in Spanien nicht.

Es kann befremdend erscheinen, daß die Ausbreitung der reformirten Religion so lange der Entdeckung von Seiten der Agenten des Heiligen Amtes entging. Doch steht fest, daß die erste Kenntniß, welche die spanischen Inquisitoren von der Thatsache erhielten, von ihren Amtsbrüdern aus dem Auslande herrührte. Einige in Philipp's Gefolge befindliche Geistliche, die mehrere ihrer Landsleute in den Niederlanden im Verdachte der Ketzerei hatten, hatten sich ihrer bemächtigt und sie nach Spanien gesandt, damit sie dort von der Inquisition verhört würden. Bei einer nähern Nachforschung fand man, daß lange eine Korrespondenz zwischen diesen Menschen und ihren Landsleuten zu Hause von ähnlicher Ueberzeugung unterhalten worden war. Auf diese Weise wurde das Vorhandensein, doch nicht die Ausdehnung der spanischen Reformation bekannt.

Kaum hatte man Sturm geschlagen, als auch schon Paul der Vierte, schnell bei der Hand, um der Ketzerei in jeder Gegend seiner päpstlichen Gebiete auf der Spur nachzugehn, im Februar 1558 ein an den spanischen Generalinquisitor gerichtetes Breve herausgab. In diesem Breve schärft Seine Heiligkeit dem Oberhaupte des Gerichts

---

ya hubo mas vigilancia de parte del gobierno, los enviaban á Leon de Francia desde donde se introducian en la península por Navarra y Aragon. Un tal Vilman librero de Amberes tenia tienda en Medina del Campo y en Sevilla donde vendia las obras de los protestantes en español y latin. Estos libros de Francfort se daban á buen mercado para que circulasen con mayor facilidad.“

ein, keine Anstrengungen zu scheuen, um das wachsende Uebel zu entdecken und auszurotten, und er bevollmächtigte diesen Beamten, alle der Ketzerei Verdächtigen, was auch immer ihr Rang oder Stand sein möge — ob Bischöfe oder Erzbischöfe, Adelige, Könige oder Kaiser — ins Verhör und zur angemessenen Bestrafung zu ziehen. Paul der Vierte betrachtete sich gern als auf dem Stuhle der Innocenze und Gregore sitzend, und gleich ihnen seinen päpstlichen Fuß auf den Nacken der Fürsten setzend. Wahrscheinlich war durch die Zugeständnisse, welche Philipp der Zweite beim Schlusse des römischen Krieges ihm zu machen für gut erachtet hatte, seine angeborene Anmaßung nicht vermindert worden.

Weit davon entfernt, daß Philipp wegen des aufgeblähten Tons in diesem apostolischen Mandate sich beleidigt gefühlt hätte, ließ er darauf vielmehr noch im nämlichen Jahre ein ungeheures, aus den Niederlanden erborgtes Edikt folgen, worin er Alle, welche verbotene Werke kauften, verkauften oder lasen, zum Lebendig-Begrabenwerden verdammte.

Um diesem Edikte eine bessere Wirkung zu verleihen, veröffentlichte Paul im folgenden Januar eine andere Bulle, worin er allen Beichtigern bei Strafe der Exkommunikation anbefahl, ihren Beichtkindern einzuschärfen, daß sie alle, ihnen noch so nahe verwandten Personen, die solcher Praktiken schuldig wären, anzeigen müßten. Um den Eifer der Angeber zu beleben, erneuerte Philipp seinerseits ein etwas abgekommenes Gesetz, wonach der Ankläger den vierten Theil des eingezogenen Vermögens des überwiesenen Theiles erhalten sollte. Und endlich erlaubte eine dritte Bulle Paul's des Vierten den Inquisitoren, von dem widerrufenden Ketzer, wenn man Zweifel in seine Aufrichtigkeit setzte, die Gnade zurückzubehalten, wodurch sowohl das Leben, wie das Vermögen des unglücklichen Gefangenen gänzlich dem Belieben der Richter, welche ihn schuldig zu finden ein offenbares Interesse hatten, anheimgegeben wurde. Auf diese Weise fuhren der Papst und der König fort, einander in die Hände zu arbeiten, und während Seine Heiligkeit klug die Netze ausspannte, ersann der König die Mittel, das Wild in sie hineinzutreiben.

Zum Glück für diese Pläne war gerade die Inquisition unter der Leitung eines zu ihrer Ausführung besonders geschickten Mannes. Das war Fernando Valdés, Kardinal-Erzbischof von Sevilla, ein Mensch von einem harten, unerbittlichen Wesen, der einen so hohen Grad Fanatismus besaß, wie nur immer seit den Tagen des Torquemada einem Großinquisitor zuertheilt war. Bereitwillig machte sich Valdés die schreckliche, unter seine Kontrolle gestellte Maschinerie zu Nutze. Aus Besorgniß, daß er die verdächtigen Personen nicht etwa alarmiren möchte, näherte er sich ihnen langsam und verstohlenerweise. Er war das Oberhaupt eines Gerichtshofes, welcher im Finstern saß und durch unsichtbare Abgeordnete handelte. Lange und still arbeitete er unter dem Boden, ehe er die Mine, welche seine Feinde in einem allgemeinen Ruine begraben sollte, springen ließ.

Stufenweise führte die Festnahme eines Theils zur Entdeckung der Uebrigen. Von seinem einsamen Kerker vor das geheime Tribunal der Inquisition geschleppt; allein, ohne Rath zum Beistand oder ohne ein freundliches Antlitz zur Aufheiterung; ohne den Namen seines Anklägers zu kennen; ohne den vorhandenen Zeugen, welche sein Leben wegschwören sollten, gegenübertreten zu dürfen; selbst ohne einen Einblick in seinen eigenen Prozeß, mit Ausnahme solcher herausgegriffener Auszüge, deren Mittheilung die verschmitzten Richter für geeignet hielten: ist es da wohl zum Verwundern, wenn das unglückliche Opfer in seiner Bestürzung und Noth zu Aufschlüssen, verderblich für die Genossen und für sich selbst, überredet wurde? Wenn diese Aufschlüsse den Richtern nicht anstanden, brauchten sie bloß die Wirksamkeit der Tortur — die Folterbank, den Strick und den Kloben — zu versuchen, bis das barbarische Tribunal, nachdem ein jedes Gelenk aus seiner Röhre herausgewunden war, die Anwendung der Tortur nicht beendigen, sondern aussetzen mußte, weil der Dulder unfähig sie auszuhalten war. So beschaffen waren die gräßlichen, im Namen der Religion und das ebensowohl von Dienern der Religion wie von der Inquisition verübten Szenen: — Szenen, auf die nur wenige, die einmal Zeuge davon gewesen und mit dem Leben davongekommen waren, je wieder anzuspielen wagten. Denn die Enthüllung der Geheimnisse der Inquisition war der Tod.

Nach Verlauf von achtzehn Monaten seit der Zeit der Verhaftung waren viele Prozesse geschlossen, das Urtel der Gefangenen besiegelt, und man hielt es an der Zeit, daß die Gefängnisse ihre überflüssigen Bewohner ausspieen. Sowohl wegen der Wichtigkeit der Hauptstadt, als wegen der Anwesenheit des Hofes, der auf diese Weise die Feier sanktioniren und derselben eine größere Würde geben sollte, war Valladolid zur Schaubühne des ersten auto de fé auserkoren worden. Das Ereigniß fand im Mai 1559 Statt. Die Regentin Joanna, der Prinz von Asturien Don Carlos und die vornehmsten Granden des Hofes waren anwesend, um dem Schauspiele beizuwohnen. Indem man den Erben der Krone also frühzeitig mit dem zärtlichen Erbarmen des Heiligen Amtes bekannt machte, dürfte man die Absicht gehegt haben, für dieses Institut seine Gunst zu gewinnen. Wenn dieß wirklich der Zweck war, so schlug er nach den vorhandenen Nachrichten völlig fehl, weil das jammervolle Schauspiel in der Seele des Prinzen keine anderen Eindrücke, als die der Empörung und des Abscheues, zurückließ.

Dem Beispiele Valladolid's folgten bald autos de fé in Granada, Toledo, Sevilla, Barcelona: kurz, in zwölf Hauptstädten, worin Tribunale des Heiligen Amtes errichtet waren. Eine zweite Feier in Valladolid wurde auf den achten Oktober des nämlichen Jahres aufbehalten, da sie denn mit der Gegenwart des Souveräns selber gnädig beehrt werden würde. Weil mehrere Prozesse schon einige Monate vor dieser Zeit abgeschlossen waren, so hat man in der That guten Grund zu glauben, daß die Tödtung von mehr als einem dieser Opfer verschoben worden war, um dem Schauspiele einen größern Effekt zu geben.

Wie das auto de fé — Aktus des Glaubens — die großartigste Feierlichkeit der römisch-katholischen Kirche war: so war sie auch die grauenhafteste. Wie angedeutet, bezweckte man auf etwas profane Weise, das Gepränge des römischen Triumphes mit den Schrecken des Gerichtstages zu vereinigen. Man kann dadurch ganz eben so sehr an jene blutigen, für die Cäsaren im Colisäum bereiteten Festlichkeiten erinnert werden. Die religiöse Bedeutung des auto de fé war angedeutet durch seine Begehung an einem Sonntage, oder an einem andern

kirchlichen Feiertage. Für vierzig Tage Ablaß wurde von Seiner Heiligkeit allen denen bewilligt, die bei dem Schauspiele anwesend sein würden, gleich als ob der Appetit zur Beiwohnung der Scenen menschlichen Leidens durch eine Prämie gereizt werden müßte, und das in Spanien, wo die Vergnügungen von der blutdürstigsten Art waren und noch sind!

Der Ort für dieses zweite auto de fé war in Valladolid der große freie Platz, der Kirche des heiligen Franziskus gegenüber. An dem einen Ende war ein mit reichen Teppichen belegter Altan errichtet, worauf die mit dem Wappen des Heiligen Amtes geschmückten Sitze der Inquisition angebracht waren. Nahe dabei war die königliche Gallerie mit einem Privateingange, um die sie Einnehmenden vor Belästigung der großen Menge zu schützen. Dieser Gallerie gegenüber war ein hohes Gerüste aufgeführt, so daß es von allen Theilen des Zuschauerraums aus ersichtlich, und welches für die unglücklichen Märtyrer, die in dem auto leiden sollten, eingerichtet war.

Um sechs Uhr des Morgens fingen alle Glocken der Hauptstadt an, langsam zu läuten, und man sah eine feierliche Prozession sich von der gräßlichen Feste der Inquisition aus vorwärts bewegen. Vorn marschirte eine Abtheilung Truppen, um der Prozession einen freien Durchgang zu bahnen. Darauf kamen die Verurtheilten, ein jeder von zwei Familiaren des Heiligen Amtes, und diejenigen, welche leiden sollten, noch obendrein von zwei, den Ketzer zur Abschwörung seiner Irrthümer ermahnenden Mönchen begleitet. Die zur Buße Zugelassenen trugen ein Trauerkleid, während der unglückliche Märtyrer in ein loses Gewand von gelber Farbe, in den san benito, eingewickelt war. Sein Haupt war bethürmt mit einer Mütze aus Pappe von kegelartiger Form, die, wie sein Mantel, mit Flammengestalten und mit Teufeln, die die Flammen anfachten und unterhielten, bestickt war: das Ganze symbolisch für das Schicksal der Seele des Ketzers in der zukünftigen Welt, so wie seines Körpers in der Welt hienieden. Alsdann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die Mitglieder der Gerichtshöfe, die geistlichen Orden und zu Pferd der Adel des Landes. Auf diese folgten die Mitglieder des fürchterlichen Tribunals und der Fiscal mit einer Fahne von hochrothem Damast, auf deren einer Seite das Wappen der Inquisition stand, während auf der andern die Insignien

ihrer Gründer, Sixtus des Fünften und Ferdinand's des Katholischen, angebracht waren. Hierauf zunächst kam ein zahlreiches Gefolge von wohlberittenen Familiaren, darunter viele Vornehme der Provinzen, die stolz darauf waren, als die Leibgarde des Heiligen Amtes dienen zu dürfen. Den Nachzug bildete ein ungeheurer Zusammenlauf gemeinen Volkes, das unzweifelhaft sowohl vom gesetzlichen Wunsche, bei der gegenwärtigen Gelegenheit seinen neuen Souverän zu sehen, wie vom Eifer, an dem Triumphe des auto de fé Theil zu nehmen, angetrieben war. Die auf diese Weise aus der Hauptstadt und vom Lande zusammengelockte Menge überschritt die gewöhnliche Anzahl bei ähnlichen Gelegenheiten und soll sich, einem Anwesenden zufolge, auf volle zwei mal hundert tausend belaufen haben.

Sowie die Menge auf den freien Platz hereinmarschirte, nahmen die Inquisitoren auf den für sie bereiteten Sitzen Platz. Die Verdammten wurden auf das Gerüste geführt, und Philipp besetzte nebst den verschiedenen Gliedern seines Haushalts den königlichen Stand. Ihm zur Seite saß seine Schwester, die letzte Regentin, sein Sohn Don Carlos, sein Neffe Alexander Farnese, mehrere fremde Gesandte und die vornehmen Granden und die zum Hofe gehörenden Geistlichen. Es war eine hehre Versammlung: die größte und stolzeste des Landes. Aber der gleichgültige Zuschauer, der noch einen Funken Menschengefühl in seiner Brust trug, könnte sich von dieser Ausstaffirung weltlicher Macht abgekehrt haben zum armen Märtyrer, der mit keiner andern Unterstützung als der von seinem Innern bezogenen bereit war, dieser Macht Trotz zu bieten und sein Leben für die Vertheidigung der Rechte des Gewissens einzusetzen. Einige in dieser großen Menschenmasse mögen diese Gefühle gehegt haben. Allein ihre Anzahl war wahrhaftig klein im Vergleich mit denen, welche auf das bejammernswürdige Opfer als den Feind Gottes, und auf seine herbeinahende Tödtung als den ruhmreichsten Triumph des Kreuzes blickten.

Die Ceremonien begannen mit einer Predigt des Bischofs von Zamora: „mit der Predigt des Glaubens.“ Aus der Gelegenheit kann man wohl auf den Inhalt schließen. Unzweifelhaft war sie reichlich mit Sprüchen aus der Schrift und — wofern der Prediger nicht von der damaligen Mode abwich — mit Stellen aus den heidnischen

Schriftstellern ausgespickt, so sehr dieselben auch in einem rechtgläubigen Vortrage als ungehörig erscheinen können.

Als der Bischof geschlossen hatte, nahm der Großinquisitor der versammelten Menge einen Eid ab, und ließ sie auf den Knieen schwören, daß sie die Inquisition vertheidigen, die Reinheit des Glaubens aufrecht erhalten und einen jeden sich davon Abkehrenden anzeigen wolle. Wie Philipp einen Eid gleichen Inhalts nachsprach, paßte er die Handlung den Worten an, indem er sich vom Sitze erhob und sein Schwert aus der Scheide zog, gleichsam um anzukündigen, daß er der entschiedene Verfechter des Heiligen Amtes sei. Bei den früheren autos der maurischen und jüdischen Ungläubigen war dem Souverän niemals ein so erniedrigender Eid abgedrungen worden.

Hierauf las der Sekretär des Tribunals laut eine Urkunde vor, welche die Gründe für die Verurtheilung der Gefangenen und die betreffenden gegen sie gefällten Urtheilssprüche wiedergab. Von denen, welche zur Reue zugelassen worden waren, kniete ein jeder, als sein Urtel verlesen wurde, nieder, legte die Hände auf das Meßbuch, schwor feierlich seine Irrthümer ab und wurde vom Großinquisitor absolvirt. Indessen war die Absolution nicht so völlig, daß sie den Schuldigen von der Strafe für seine Ueberschreitungen in dieser Welt befreit hätte. Einige wurden zu ewigem Gefängniß in den Zellen der Inquisition, Andere zu leichteren Strafen verurtheilt. Alle wurden zur Konfiskation ihres Vermögens — einem für die Wohlfahrt des Tribunals zu wichtigen Punkte, als daß man ihn je hätte unterlassen können — verurtheilt. Außerdem wurden in vielen Fällen der Verbrecher und, mit einer offenbaren Verdrehung der Gerechtigkeit, seine unmittelbaren Erben für immer unwählbar zu öffentlichen Stellen jeder Art gemacht und ihre Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt. Also an Vermögen und gutem Rufe zu Grunde gerichtet hießen sie in der sanften Sprache der Inquisition W i e d e r a u s g e s ö h n t e.

Da diese unglücklichen Menschen unter einer starken Wache in ihre Gefängnisse zurückgeführt wurden, richteten sich Aller Augen auf die kleine Schaar von Märtyrern, welche, gekleidet in das schimpfliche Gewand des san benito, dastanden und auf ihren Richtspruch warteten. Um ihre Hälse hingen Stricke und in den Händen hielten sie ein Kreuz

oder mitunter eine umgekehrte Fackel als das Bild ihres eignen baldigen Todes. Das Interesse der Zuschauer ward im gegenwärtigen Falle noch durch den Umstand rege gemacht, daß mehrere Opfer nicht allein wegen ihres Ranges, sondern noch mehr wegen ihrer Talente und Tugenden berühmt waren. In ihren wilden Blicken, ihren abgezehrten Gestalten und leider nur zu oft auch in ihren verrenkten Gliedmaßen konnte man leicht die Geschichte ihrer Leiden während ihrer langen Einkerkerung lesen, denn einige von ihnen waren in den dunklen Zellen der Inquisition weit über ein Jahr eingesperrt gewesen. Dennoch zeigten ihre — wenn auch gräßlichen — Mienen nicht im Entferntesten ein Zeichen der Schwäche oder Furcht, sondern leuchteten vom Feuer einer heiligen Begeisterung, als diejenigen von Männern, die bereit waren, ihr Zeugniß mit ihrem Blute zu besiegeln.

Als die Stelle des Prozesses, welche den Grund ihrer Verurtheilung enthielt, gelesen war, überantwortete sie der Großinquisitor der Hand des Corregidor's der Stadt, und bat ihn dabei, mit den Gefangenen *in aller Güte und Barmherzigkeit* zu verfahren: eine überzuckerte, aber sehr heuchlerische Redensart, da der weltlichen Obrigkeit keine andere Wahl freistand, als das fürchterliche Urtel des Gesetzes gegen die Ketzer auszuführen, wozu von ihr die Vorbereitungen schon vor einer Woche getroffen worden waren.

Die Gesammtzahl der Verurtheilten betrug dreißig, wovon sechszehn *wiederausgesöhnt* waren und die übrigen dem weltlichen Arme *nachgelassen*, mit andern Worten: der bürgerlichen Obrigkeit zur Hinrichtung übergeben wurden. Nur wenige von den also Verdammten schauderten, als sie zum Pfahle des Scheiterhaufens gebracht wurden, nicht so sehr vor dem ihrer wartenden Verhängniß zurück, daß sie sich nicht herbeigelassen hätten, eine Umwandlung desselben, ehe sie starben, durch Beichte zu erkaufen: in welchem Fall sie vom Henker, ehe man ihre Körper in die Flammen warf, erdrosselt wurden.

Von der gegenwärtigen Anzahl gab es bloß zwei, deren Standhaftigkeit bis zuletzt über das Schreckbild des Leidens triumphirte, und die sich weigerten, eine Milderung der Strafe durch einen Compromiß mit dem Gewissen zu erkaufen. Die Namen dieser Märtyrer sollten von der Geschichte unvergänglich gemacht werden.

Der eine von ihnen war Don Carlos de Seso, ein adeliger Florentiner, der hoch in der Gunst Karl's gestanden hatte. Weil er sich mit einer vornehmen Dame aus Castilien verbunden hatte, war er in dieses Land gegangen und hatte seinen Wohnsitz in Valladolid aufgeschlagen. Er war zur lutherischen Lehre bekehrt worden, hatte dieselbe zuerst seiner Familie mitgetheilt und zeigte später einen gleichen Eifer in der Verbreitung derselben unter dem Volke von Valladolid und dessen Umgegend. Kurz, keinem Menschen war die Sache der reformirten Religion für seine unermüdlichen und unerschrockenen Anstrengungen mehr zu Dank verbunden. Natürlich war er eine deutliche Zielscheibe für die Inquisition.

Während der fünf Vierteljahre, welche hindurch er in ihren düstern Zellen von allem menschlichen Mitgefühl und menschlicher Unterstützung abgeschnitten lag, blieb seine Standhaftigkeit unerschütterlich. Die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung, als ihm sein Urtel mitgetheilt worden war, forderte er Schreibmaterialien. Man glaubte nun, er wollte seine Richter durch ein völliges Bekenntniß seiner Irrthümer sich geneigt machen. Allein die von ihm gemachte Beichte war einer andern Art. Er bestand auf den Irrthümern der römischen Kirche und bekannte sein unerschüttertes Vertrauen in die großen Wahrheiten der Reformation. Das Dokument, welches zwei Bogen Papier einnahm, wird von dem Sekretär der Inquisition gleich merkwürdig wegen seiner Energie, wie wegen seiner Präzision genannt. Als er auf dem Wege nach dem Richtplatze vor der königlichen Gallerie vorüber geführt wurde, rief De Seso mit Nachdruck Philipp zu: „Auf diese Weise also dürfen Ihre unschuldigen Unterthanen verfolgt werden?" worauf der König die merkwürdige Entgegnung machte: „Wäre es mein eigner Sohn, so würde ich Holz holen, ihn zu verbrennen, wenn er ein solcher Schuft wäre, wie Du bist!" Sicherlich war dieß eine charakteristische Antwort.

Auf dem Scheiterhaufen bewies De Seso dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit, indem er Zeugniß ablegte für die Wahrheit der großen Sache, wofür er sein Leben aufgab. Da die Flammen langsam um ihn herumschlichen, rief er den Soldaten zu, daß sie die Reißbündel aufhäufen sollten, damit seine Todesqualen eher endigen möchten, und

seine über die Hartnäckigkeit — den Heldenmuth — des Märtyrers aufgebrachten Nachrichter waren nicht träge, seinen Befehlen zu gehorchen.

Der Begleiter und Leidensgenosse von De Seso war Domingo de Roras, der Sohn des Marquis von Poza, eines unglücklichen Adeligen, der fünf Personen seiner Familie, darunter seinen ältesten Sohn, hatte von der Inquisition wegen ketzerischer Meinungen zu verschiedenen erniedrigenden Strafen verdammen sehen. Der jetzige sollte nun den Tod erleiden. De Roras war ein Dominikanermönch. Es ist eigen, daß dieser Orden, woraus die Diener des Heiligen Amtes vorzüglich genommen wurden, für die reformirte Religion viele Neubekehrte abgab. Wie es bei den Geistlichen gewöhnlich war, durfte De Roras sein Priestergewand anbehalten, bis das Urtel verlesen war; darauf ward er seines geistlichen Standes entsetzt, seine Kleider wurden nach einander heruntergerissen und das scheußliche Gewand des san benito unter dem Beifall und der Verhöhnung des Pöbels ihm übergeworfen. Also zugestutzt machte er den Versuch, die Zuschauer rings um das Blutgerüste anzureden, aber kaum hatte er begonnen, seine Stimme gegen die Irrthümer und Gräuel Rom's zu erheben, als der entrüstete Philipp ihn knebeln ließ. Der Knebel war ein Stück gespaltenen Holzes, welches, indem es gewaltsam die Zunge zusammenklemmte, noch obendrein den Vortheil hatte, daß es, während es den Sünder zum Schweigen brachte, auch großen Schmerz verursachte. Selbst dann, als er an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden war, ließ man — wenn auch gegen das Herkommen — den Knebel dem De Roras im Munde stecken, als wenn seine Feinde die Wirkungen einer über die Qual des Todes triumphirenden Beredtsamkeit gefürchtet hätten.

Der Richtplatz — der sogenannte quemadero, Verbrennungsplatz — war ein zu diesem Zwecke ausersehener Ort außerhalb der Stadtmauern. Deßhalb mußten die einem auto de fé Beiwohnenden gerade nicht nothwendig, wie man sich gewöhnlich einbildet, auch die Zuschauer der tragischen Schlußszene desselben sein. Die große Volksmasse und Viele aus höheren Ständen folgten ohne Zweifel mit auf den Richtplatz. Nach der freilich etwas zweideutigen Sprache von Philipp's Biographen ist Grund zum Glauben vorhanden, daß der Monarch bei der

gegenwärtigen Gelegenheit geruhte, seine Ergebenheit gegen die Inquisition dadurch zu bestätigen, daß er in Person dem erschreckenden Schlusse des Dramas beiwohnte, während seine Garden sich unter die Bedienten des Heiligen Amtes mischten und die Reißgebunde um die Opfer anhäuften*).

So beschaffen war die grausame Aufführung, welche unter der Hülle eines religiösen Festes für das passendste Ceremoniell gehalten wurde, um den katholischen Monarchen seinen Besitzungen willkommen zu machen. Während ihrer ganzen Dauer auf dem freien Stadtplatze, von früh sechs bis zwei Uhr Nachmittags gaben die Zuschauer kein Symptom von Ungeduld, und, wie sich wohl glauben läßt, kein Zeichen von Theilnahme für die Dulder kund**). Es würde schwer sein, für die Verkehrung des sittlichen Gefühls und für die Ertödtung der Zartgefühle einer Nation eine bessere Schule zu ersinnen***).

---

*) „Hallóse por esto presente a ver llevar i entregar al fuego muchos delinquentes acompañados de sus guardas de a pie i de a cavallo, que ayudaron a la execucion.“ Cabrera, Filipe Segundo, lib. V., cap. 3

Man kann zweifeln, ob der Geschichtsschreiber etwas mehr meint, als daß Philipp die unglücklichen Menschen zur Hinrichtung, der seine eignen Garden beiwohnten, führen sah. Dávila, der des Königs Leichenpredigt haltende Mönch, spricht von ihm einfach, daß er diesem Aktus des Glaubens beigewohnt habe: „Assistir a los actos de Fe, como se vio en esta Ciudad.“ Hätte der würdige Vater es wagen können, Philipp dadurch zu ehren, daß er ihn beim Tode anwesend sein ließ, so würde er es nicht unterlassen haben. Der weniger bedenkliche Leti sagt uns, daß Philipp die Hinrichtung von den Fenstern seines Palastes aus sah, das Geschrei der sterbenden Glaubenszeugen hörte und sich an dem Schauspiele ergötzte! Das durch ihn von der Szene entworfene Gemälde leidet keinen Abbruch wegen Mangels an Färbung.

**) Die geringe Theilnahme kann man abnehmen aus der rohen Genugthuung, womit ein weiser und gemäßigter damaliger Geschichtsschreiber einen der Märtyrer bei dem ersten auto zu Valladolid in die ewige Verdammniß eingehen läßt. „Jureque vivus flammis corpore cruciatus miserrimam animam efflavit ad supplicia sempiterna.“ Sepulveda.

***) Balmes, einer der glücklichsten Vorkämpfer des katholischen Glaubens in unserer Zeit, findet in der schrecklichen, also bei den Leiden der Glaubenszeugen bewiesenen Gefühllosigkeit einen Beweis für die damalige lebendigere religiöse Gesinnung, als in unsern Tagen: „Wir fühlen, wie sich bei dem bloßen Gedanken an das Lebendigverbrennen eines Menschen unser Haar auf dem Kopfe sträubt. Versetzt in

Unter königlicher Sanktion ging das Werk der Verfolgung nun lustiger, als je, vorwärts *). Kein Beruf war zu heilig, kein Stand zu hoch, um den Pfeilen der Angeberei zu entgehen. Im Laufe von neun Jahren sahen sich nicht weniger, als neun Bischöfe, gezwungen, in der einen oder andern Form für heterodore Meinungen erniedrigende Buße zu thun. Aber das berühmteste Opfer der Inquisition war Bartolomé Carranza, der Erzbischof von Toledo. Das Primat Spaniens kann nach der Papstwürde in der römisch-katholischen Kirche als der höchste, wichtigste Posten angesehen werden **). Im Ganzen erregte

---

eine Gesellschaft, worin die religiöse Gesinnung bedeutend vermindert ist; gewohnt, mit Leuten zusammen zu leben, die eine verschiedene, und manchmal gar keine Religion haben: können wir es nicht über uns gewinnen, zu glauben, daß es damals ein ganz gewöhnliches Ding sein konnte, Ketzer oder Gottlose zur Bestrafung bringen zu sehen."

Nach dieser Ansicht von der Sache werden die Herzen der Menschen um so härter sein, je mehr Religion unter den Leuten ist.

*) Der Eifer des Königs zusammen mit der Inquisition bei dem Verfolgungswerke hätte beinahe die Nation in mehr als eine Schwierigkeit mit fremden Ländern verwickelt. Der englische Gesandte Mann sah sich zu Vorstellungen genöthigt, wegen der Weise, wie die Unabhängigkeit seines eignen Haushalts von den Agenten des Heiligen Amtes verletzt wurde. Die Beschwerden St. Sulpice's, des französischen Gesandten, werden ungeachtet des Ernstes des Gegenstandes mit einer Ader beißenden Humors erzählt, welche dem Leser ein Lächeln entlocken kann. „Ich habe mich bei dem Könige über die Weise beklagt, wie die Marseillaiser und andere Franzosen von der Inquisition mißhandelt werden. Er entschuldigte sich damit, daß er sagte, er habe in Sachen, welche diesem Institute angehörten, wenig Macht oder Autorität; er könne weiter Nichts thun, als dem Großinquisitor anempfehlen, den Betreffenden eine gute und schnelle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Der Großinquisitor versprach, daß sie nicht schlimmer, als geborene Castilianer, behandelt werden sollten, und die „gute und schnelle Gerechtigkeit" lief darauf hinaus, daß sie in des Königs Gegenwart lebendig verbrannt wurden."

**) Zufolge Lucio Marineo Siculo, der einige Jahre vor dieser Zeit schrieb, hatte der Erzbischof von Toledo die Jurisdiktion über mehr, als funfzehn große Städte, abgesehen von kleineren Orten, was natürlich die Zahl seiner Untergebenen ungeheuer groß machte. Auch übertrafen seine sich auf achtzig tausend Dukaten belaufenden Einkünfte diejenigen irgend eines Granden im Königreiche. Die jährlichen Einnahmen der untergeordneten Pfründner seiner Kirche betrugen zusammen nicht weniger, als ein hundert und achtzig tausend Dukaten.

das Verfahren gegen diesen Prälaten in der ganzen Christenheit mehr Interesse, als irgend ein anderer vor das Tribunal der Inquisition gekommener Fall.

Carranza, der aus einer alten castilianischen Familie stammte, war frühzeitig in ein Dominikanerkloster in einer der Vorstädte von Guadalajara getreten. Sein musterhafter Lebenswandel, so wie seine großen Talente und seine Gelehrsamkeit empfahlen ihn der Gunst Karl's des Fünften, der ihn zum Beichtvater seines Sohnes Philipp machte. Der Kaiser sandte ihn auch auf das Concil zu Trident, wo er sowohl durch seine Beredtsamkeit, wie durch eine Abhandlung gegen den Besitz mehrerer Pfründen, die indeß bei Vielen seines Ordens einen nicht geringen Abscheu erweckte, einen großen Eindruck machte. Als Philipp, um die Königin Maria zu heirathen, England besuchte, begleitete Carranza seinen Herrn, und zeichnete sich bei seinem Verweilen in diesem Lande durch den Eifer und die Gewandtheit aus, womit er die Lehren der Protestanten bekämpfte. Ferner machte ihn die Freudigkeit, welche er bei dem Werke der Verfolgung bewies, allgemein verhaßt unter dem Namen: „der schwarze Mönch,“ — eine ausnehmend treffende Benennung, da sie nicht allein auf seine schwärzliche Gesichtsfarbe, sondern auch auf das Gewand seines Ordens paßte. Bei Philipp's Rückkehr nach Flandern wurde Carranza, der zweimal die Mitra ausgeschlagen hatte, seinerseits nicht ohne große Abneigung auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben. Das nolo episcopari scheint in diesem Falle aufrichtig gewesen zu sein. Gut wäre es für ihn gewesen, hätte dasselbe seine Wirkung gehabt. Denn Carranza's Erhebung zum Primat war die Quelle aller seiner Ungelegenheiten.

Der Haß der Theologen ist sprichwörtlich geworden; sicherlich aber kann kein Groll den eines spanischen Geistlichen übertreffen. Unter den durch Carranza's Glück geschaffenen Feinden war der unversöhnlichste der Großinquisitor Valdés. Der Erzbischof von Sevilla konnte es übel ertragen, daß ein niederer Dominikaner auf diese Weise von seinem Kloster über die Häupter des stolzen Prälatenstandes Spaniens gesetzt werden sollte. Mit einer unermüdlichen Anstrengung, wie dieselbe bloß der Haß eingeben konnte, suchte er nach Allem, was gegen die Rechtgläubigkeit des neuen Prälaten in dessen Schriften oder Reden

zeugen konnte. Einen etwas plausibeln Grund bot der Umstand, daß, obschon Carranza, wie sein ganzes Leben bewiesen, der römisch-katholischen Kirche ergeben war, doch sein langer Aufenthalt in protestantischen Ländern seiner Sprache, wo nicht seinen Meinungen einen Anstrich gegeben hatte, der demjenigen der Reformatoren glich. Wirklich scheint Carranza dieselbe Denkweise besessen zu haben, wie Pole, Contarini, Morone und andere berühmte Römlinge, deren freigesinntes Wesen und umfangreiches Studium sie dazu geführt hatte, mehr als eines der lutherischen Dogmen, welche in der Folge von dem Trientiner Konzil geächtet wurden, zu billigen. Eine mit Nachdruck hervorgehobene Anklage gegen diesen Prälaten war seine Billigung der ketzerischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Um diese Anklage zu stützen, führte der Pater Regla (wie sich der Leser erinnert: der Beichtvater Karl's des Fünften und ein würdiger Gehülfe des Valdés) Trostesworte an, die Carranza in seiner Gegenwart am Todesbette des Kaisers gebraucht hatte.

Der erhabene Stand des Angeklagten machte es für seine Feinde nothwendig, gegen ihn mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehn. Niemals waren die Spürhunde der Inquisition auf ein so edles Wild gehetzt worden. Im zuversichtlichen Bewußtsein seiner eignen Autorität hatte der Prälat geringen Grund zu Mißtrauen. Er konnte den Streich nicht ausspariren, denn ein unsichtbarer und stärkerer Arm, als der seinige, war, um ihn zu treffen, erhoben. Am zwei und zwanzigsten August 1559 kamen die Emissäre des Heiligen Amtes nach Torrelaguna, der Stadt des Prälaten. Die Thüren des bischöflichen Palastes öffneten sich den Dienern des fürchterlichen Tribunals. Um Mitternacht wurde der Prälat aus seinem Bette herausgerissen, in eine Kutsche geworfen, und, während die Einwohner sich nicht einmal an den Fenstern zeigen durften, unter einer starken Bewachung in die Gefängnisse der Inquisition nach Valladolid gebracht. Die Verhaftung eines solchen Mannes verursachte im ganzen Lande eine große Aufregung, doch machte man keinen Versuch zu seiner Befreiung.

Der Primas hätte gern von dem Heiligen Amte an den Papst, als die einzige zuständige Gewalt ihn zu richten, appellirt. Allein, er wollte Philipp, welcher ihm gesagt hatte, er möge sich in jeder Noth

auf ihn verlassen, keinen Anstoß geben. Indeß war der König noch in den Niederlanden, wo seine Meinung durch des Erzbischofs Feinde mit Gerüchten von dessen Abfall vornweg eingenommen worden war. Und die bloße Beschuldigung der Ketzerei in dieser gefährlichen Krisis, besonders aber bei Einem, den er so ganz neuerdings auf den höchsten Posten in der spanischen Kirche erhoben hatte, reichte hin, um nicht nur aus der Seele Philipp's die Erinnerung an vergangene Dienste zu verwischen, sondern auch seine Gunst in Abscheu zu verkehren. Zwei Jahre lang durfte Carranza in Gefangenschaft schmachten und allen Quälereien, welche die Boshaftigkeit seiner Feinde ersinnen konnte, ausgesetzt sein. Er war so vollständig für die Welt todt, daß er bis mehrere Jahre nach dem Vorfalle Nichts von einer Feuersbrunst wußte, die in Valladolid über vier hundert große Häuser zerstörte.

Endlich forderte das Konzil von Trident, indem es die Empörung der übrigen Christenheit über die verlängerte Einkerkerung des Erzbischofs theilte, Philipp auf, sich seinetwegen ins Mittel zu legen und die Sache vor ein anderes Gericht zu verweisen. Allein der König achtete wenig auf diese Vorstellung, welche die Inquisitoren als eine angemaßte Einmischung in ihre Autorität behandelten.

1566 bestieg Pius der Fünfte den päpstlichen Thron. Das war ein Mann von strengen Sitten und einem sehr unbeugsamen Willen. Gleich Carranza ein Dominikaner, war er sehr empört über die dem Primas gewordene Behandlung und über die schändliche Länge, zu welcher der Prozeß desselben verschleppt worden war. Auf der Stelle sandte er nach Spanien Befehle zur Entfernung des Großinquisitors Valdés vom Amte, zusammt der Forderung der Sache und des Gefangenen vor seinen eignen Gerichtshof. Der kühne Inquisitor, unwillig seine Beute einzubüßen, hätte gern der Macht Roms, wie vorher derjenigen des Tridentiner Konzils, getrotzt. Philipp remonstrirte; allein Pius war fest und bedrohte beide, den König und den Inquisitor, mit Exkommunikation. Philipp hatte keine Lust zu einer zweiten Kollision mit dem römischen Hofe. In seiner Phantasie hörte er schon das ferne Rollen des vatikanischen Donners, der bald auf sein Haupt herabzufallen drohte. Nach einer Einsperrung von mehr, denn siebenjähriger Dauer, wurde der Erzbischof jetzt unter Bedeckung nach Rom geschickt.

Er wurde freundlich vom Papste aufgenommen und ehrenhaft im Schlosse St. Angelo in den früher von den Päpsten selber bewohnten Zimmern untergebracht. Aber noch war er ein Gefangener.

Nun ging Pius ernstlich an die Prüfung von Carranza's Prozeß. Es war eine langweilige Arbeit, wobei Seine Heiligkeit durch ein Meer von Papieren zu waten hatte, während der Fortgang des Prozesses beständig durch Hindernisse gehemmt wurde, welche ihm die Bosheit der Inquisitoren emsig in den Weg warf. Nach einem weitern Verlauf von sechs Jahren machte sich Pius fertig, sein Urtheil abzugeben, das, wie man vermuthete, Carranza günstig sein würde. Da starb unglücklicherweise für den Primas der Papst.

Das durch die Aussicht des Fehlschlagens gestachelte Heilige Amt spannte jetzt jede Sehne an, um den neuen Papst Gregor den Dreizehnten zu einer gegentheiligen Entscheidung zu veranlassen. Neues Zeugniß wurde gesammelt, neue Glossen unter den Text des Primaten gesetzt, und zur Bekräftigung derselben die Gutheißung der gelehrtesten spanischen Theologen beigebracht. Nach einem weitern Verlauf von drei Jahren kündigte endlich der Heilige Vater seine Absicht an, daß er seine letzte Entscheidung geben wolle. Das geschah mit großer Umständlichkeit. Der Papst saß auf seinem päpstlichen Throne, umgeben von allen Kardinälen, Prälaten und Würdenträgern der apostolischen Kammer. Vor dieser hehren Versammlung erschien der Erzbischof, ohne Stütze und allein, während Niemand ihn zu grüßen wagte. Sein Haupt war bloß. Seine sonst kräftige Gestalt war mehr durch Schwäche, als durch Jahre gebeugt, und sein vom Kummer abgezehrtes Antlitz erzählte von jener Krankheit, welche aus verschobener Hoffnung entspringt. Er kniete in einiger Entfernung vom Papste, und empfing in dieser demüthigen Stellung seinen Richtspruch.

Ihm wurde erklärt, daß er die verderblichen Lehren Luther's eingesogen habe. Das den Gebrauch seines Katechismus verbietende Dekret der Inquisition wurde bestätigt. Er mußte sechszehn in seinen Schriften aufgefundene Sätze abschwören; war auf fünf Jahre der Ausübung seiner erzbischöflichen Funktionen enthoben, eine Zeit, während welcher er in einem Kloster seines Ordens zu Orvieto eingeschlossen

sein sollte, und endlich hatte er sieben Hauptkirchen in Rom zu besuchen, um dort als Büßender Messe zu lesen.

Das war das Ende von achtzehn Jahren voller Unruhe, Angst und Gefängniß. Als der unglückliche Mann seinen Richtspruch hörte, strömten ihm die Thränen das Antlitz hinab; aber er beugte sich in stummer Unterwürfigkeit dem Willen seines Vorgesetzten. Schon den nächsten Tag begann er das Werk der Buße. Allein die Natur hielt es nicht mehr aus, und den zweiten Mai, — bloß sechszehn Tage nach der Verkündigung seines Urtels, — starb Carranza gebrochenen Herzens. Der Triumph der Inquisition war vollständig.

Der Papst errichtete dem Gedächtniß des Primas ein Denkmal mit einer hochtrabenden Inschrift, welche seinem Talente und seiner Gelehrsamkeit ein gerechtes Lob zollte und ihn mit einem vollen Maße christlicher Würdigkeit ausstattete, besonders aber die musterhafte Weise rühmte, wie er sich der hohen ihm von seinem Souverän anvertrauten Aemter erledigt hatte.

So beschaffen ist die Geschichte der Verfolgung Carranza's: der merkwürdigsten in den Annalen der Inquisition in Anbetracht des Ranges des betroffenen Theiles, der unerhörten Länge des Prozesses und des von ihm durch ganz Europa verursachten Aufsehens*). Unser

*) Die Verfolgung des Carranza hat die Federn mehrerer castilischer Schriftsteller beschäftigt. Die ausführlichste biographische Notiz über ihn rührt von dem Doktor Salazar de Miranda her, welcher seine sorgfältige und glaubwürdige Erzählung aus den besten Originalquellen geschöpft hat. Llorente hatte den Vortheil, daß ihm die voluminösen Urkunden des Heiligen Amtes, dessen Sekretär er war, offen standen, und in seinem dritten Bande hat er dem Prozesse des Carranza — der mit der ganzen Masse der gesetzlichen (aus der verlängerten Verfolgung erwachsenden) Akten sich nach seiner Versicherung auf nicht weniger als auf sechs und zwanzig tausend Bogen Manuskript belief, — einen großen Raum gewidmet. Diese enorme Masse Zeugniß kann den Verdacht rege machen, daß die Absicht der Inquisitoren nicht sowohl war, die Wahrheit zu entdecken, als dieselbe zu verhüllen. Die gelehrten Herausgeber der Documentos Inéditos haben sowohl diese Werke, wie auch einige damalige unveröffentlichte Manuskripte bezüglich des Gegenstandes benutzt, um den letzteren dem castilianischen Leser vollständig und unparteiisch darzustellen. Selbiger kann aus dieser kurzen Geschichte den Werth der Institutionen, unter denen seine Väter lebten, kennen lernen.

Mitgefühl mit den Leiden des Erzbischofs darf vernünftigermaßen durch die Betrachtung vermindert werden, daß er bloß das Maß empfing, womit er Anderen gemessen hatte.

Während die Verfolgung Carranza's vor sich ging, fuhren die für die Protestanten angezündeten Feuer wüthend in allen Theilen des Landes zu brennen fort, bis sie zuletzt allmälig aus bloßem Mangel an Brennmaterial um sie zu nähren schwächer wurden und ausgingen. Das Jahr 1570 kann man als die Zeit des letzten auto de fé, worin die Lutheraner eine hervorragende Rolle spielten, ansehen. Die folgenden Feierlichkeiten waren hauptsächlich den in den alten Glauben zurückgefallenen Juden und Mahomedanern gewidmet, und wenn bisweilen ein protestantischer Ketzer diese Liste vermehrte, so war es „nur wie das Traubenstoppeln, nachdem die Weinlese vorüber ist.“

Niemals verrichtete eine Verfolgung ihr Werk durchgreifender. Gewöhnlich heißt das Märtyrerblut der Samen der Kirche. Aber das Verfolgungsungewitter kam so schwer über die spanischen Protestanten, wie im dreizehnten Jahrhundert über die Albigenser: indem es jedes lebendige Ding zerstörte, so daß kein Keim für zukünftige Aernte übrig blieb. Nun könnte Spanien wohl damit prahlen, daß kein Flecken der Ketzerei mehr den Saum seines Kleides entweihte. Allein, um was für einen Preis wurde dieß erkauft! Nicht einzig durch das Leben und Vermögen einiger Tausende von der vorhandenen Generation, sondern mit den jämmerlichen für immer auf das Land vererbten Folgen. Geborgen unter den dunklen Fittich der Inquisition, war Spanien von dem Lichte ausgeschlossen, das im sechszehnten Jahrhundert für das übrige Europa anbrach und die Nationen in jedem Zweige der Erkenntniß zu größerer Unternehmung anspornte. Der Genius des Volkes war verwiesen, sein Geist erloschen unter dem böswilligen Einflusse eines Auges, welches nimmer schlummerte: eines ungesehenen Armes, immer zum Schlagen erhoben. Wie konnte dort Freiheit des Gedankens sein, wo es keine Freiheit ihn zu äußern gab? Oder Redefreiheit da, wo es gefährlich war, zu wenig, oder zu viel zu sagen? Die Freiheit verträgt sich nicht mit der Furcht. In jeder Hinsicht lag der Geist der Spanier in Fesseln.

Ihr sittliches Gefühl war elend verkehrt. Nicht aus ihrem Thun, sondern nach ihrem Bekenntniß wurden die Leute gerichtet. Der Glaube ward an die Stelle des Handelns gesetzt. Die Verschiedenheit der Religion schuf einen weitern Abstand, als die Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache oder selbst des Interesses. Spanien bildete nicht weiter eine der großen Bruderschaften der christlichen Nationen. Ein unermeßlicher Schlagbaum war zwischen diesem Königreiche und den protestantischen Staaten Europa's errichtet. Der frühere Zustand fortwährender Kriegführung mit den Arabern, welche das Land eroberten, hatte die Spanier dazu verleitet, auf befremdende Weise die Religion mit der Politik zu vermengen. Die Wirkung dauerte fort, als die Ursache aufgehört hatte. Ihre Kriege mit den europäischen Nationen wurden Religionskriege. Indem sie gegen England oder gegen die Niederlande kämpften, fochten sie gegen die Feinde Gottes. Ueberall war es dasselbe. In ihrem Streite mit den harmlosen Eingeborenen der Neuen Welt kriegten sie wiederum mit den Feinden Gottes. Ihre Kriege nahmen den Charakter eines unausgesetzten Kreuzzugs an und wurden mit der ganzen Wildheit, welche der Fanatismus eingeben konnte, geführt.

Der nämliche finstere Geist scheint über der Nationalliteratur zu brüten; und das sogar über jener Literatur, welche bei andern Nationen aus fröhlichen Witzausfällen, oder im zarten Ausdruck des Gefühls besteht. Die größten Geister der Nation, die Meister des Schauspiels und der Ode zeigen, während sie uns durch die Wunder ihrer Erfindung erstaunen, daß sie ihre Begeisterung zu oft an den Altären der Inquisition angefacht haben.

So wie der Spanier vom Geiste der Forschung abgesperrt war, war auch das Gebiet der Wissenschaft ihm verschlossen. Die Wissenschaft trachtet nach fortwährendem Wechsel. Sie wendet sich zur Vergangenheit, um sowohl eine Warnung, wie eine Belehrung für die Zukunft zu finden. Ihre Aufgabe ist, alte Mißbräuche zu entfernen, alte Irrthümer auszumerzen und neue Wahrheiten zu enthüllen. Kurz, ihre Bedingung ist die des Fortschritts. Aber in Spanien blickte nicht nur Alles auf's Alte, sondern blieb auch Alles beim Alten. Alte Mißbräuche erlangten Ehrfurcht wegen ihrer Verjährung. Die Reform

war eine Neuerung, und die Neuerung ein Verbrechen. Weit entfernt vom Fortschritt war Alles Stillstand. Die Hand der Inquisition zog die Linie, wo es hieß: „Bis hierher und nicht weiter!" Das war die Gränze des menschlichen Verstandes in Spanien.

Die Wirkung davon war ersichtlich in jedem Zweige der Wissenschaft: — nicht in der spekulativen allein, sondern auch in der physikalischen und praktischen, in dem deklamatorischen Schwulste seiner Theologie und Sittenlehre, in den kindischen und träumerischen Entwürfen seiner Nationalökonomen. Bei jedem Schritte konnte man die Anzeichen einer verfrühten Abgelebtheit gewahren, da die Nation an den veralteten Systemen klebte, welche der Fortschritt der Gesittung in andern Ländern schon lange verwischt hatte. Daher die so oft wiederholten tollen Experimente in der Finanzverwaltung des Reiches, welche Spanien unter den Nationen sprichwörtlich machten, und welche mit dem Ruine des Handels, mit der Darniederlage des Kredits und schließlich mit dem Staatsbankrotte endeten. — Aber gern wenden wir uns von diesem traurigen Gemälde der Geschicke des Landes einer heiterern Szene in der Geschichte Philipp's zu.

Viertes Kapitel.

Philipp's dritte Ehe.

Isabellens Empfang. — Hochzeitsfestlichkeiten. — Die Lebensweise der Königin. — Der Hof wird nach Madrid verlegt.

1560.

Sobald als Philipp sich in Spanien niedergelassen haben würde, sollte der Uebereinkunft gemäß seine junge Braut Elisabeth von Frankreich die Pyrenäen überschreiten. Anfangs Januar 1560 erreichte Elisabeth — oder um den entsprechenden Namen, unter dem sie den Spaniern bekannt war, zu gebrauchen: Isabella — unter dem Schutze des Kardinals von Bourbon und einiger französischen Adeligen die Grän-

zen von Navarra, wo zu ihr der Herzog von Infantado stieß, der um die Prinzessin Sorge tragen und sie nach Castilien geleiten sollte.

Iñigo Lopez de Mendoza, vierter Herzog von Infantado, war das Oberhaupt des erlauchtesten Hauses in Castilien. Er war jetzt nahe an siebenzig alt, und hatte sein Leben meistens im Hofdienste zugebracht, wo er immer die Stellung einnahm, die seiner hohen Geburt und seinem ausgedehnten Eigenthum, das, wie der Titel anzeigt, hauptsächlich im Norden lag, zukam. Er war ein Prachtexemplar von einem alten castilianischen Hidalgo und entfaltete in seiner Weise zu leben einen Prunk, der sich für seine Stellung geziemte. Für seine Zeit war er gebildet, doch seine Liebe zu Büchern verhinderte ihn nicht, daß er sich in allen ritterlichen Uebungen auszeichnete. Man sagte, daß er die beste Bibliothek und die beste Stuterei von allen vornehmen Leuten in Castilien habe*).

Gegenwärtig erschien er in großem Staate, begleitet von seinem Haushalte und seinen Verwandten, den Häuptern der edelsten Familien in Spanien. Dem Herzoge 'warteten funfzig Pagen auf, die in ihren reichen Kleidern von Atlas und Brocat die fröhlichen Farben des Hauses Mendoza zur Schau trugen. Den Adeligen seines Gefolges, die alle schicklich beritten waren, folgten fünf und zwanzig hundert Edelleute, alle, wie jene selbst, schön angethan. Die damaligen Castilianer waren in den Schabracken ihrer Pferde so verschwenderisch, daß einige der letzteren — die Juwelen, womit sie besetzt waren, nicht mit eingerechnet, — auf nicht weniger als zweitausend Dukaten neu abgeschätzt wurden! Derselbe Geschmack ist heutzutage ersichtlich bei ihren Nachkommen, besonders in Südamerika und Mexico, wo die Liebe barbarischen Schmuckes an den Hausungen und Schabracken ihrer Rosse unter allen Klassen des Volkes hervortritt.

Mehrere Tage wurden, ehe der Herzog und seine Begleiter sich der Prinzessin vorstellten, mit der Festsetzung der zu beobachtenden

*) In seinen interessanten Büchern über die castilianische Aristokratie, die bis zum Jahre 1556 hinunterreichen, sagt Oviedo von den Herzögen von Infantado, daß sie eine Leibgarde von zweihundert Mann hatten und im Stande waren, ein dreißigtausend Mann starkes Heer auf die Beine zu stellen.

Etikette zugebracht, weil dieß bei dem spanischen Hidalgo ein bedenklicher Punkt ist. Als am Ende die Vorstellung Statt fand, eröffnete sie der Kardinal von Burgos, der Bruder des Herzogs, mit einer förmlichen und ziemlich langen Anrede an Isabella, die in einem Tone leichten Frohsinns erwiderte, was, obschon es nicht unwürdig war, doch eher nach den Sitten ihres Landes, als nach denen Spaniens schmeckte. Der Platz des Zusammentreffens war Roncesvall: — ein Name, welcher dem Romanleser Szenen ins Gedächtniß zurückrufen mag, die von den durch die beiden nun mit freundlicher Höflichkeit zusammentreffenden Nationen aufgeführten sehr verschieden waren.

Von Roncesvall begab sich die Prinzessin unter der starken Bedeckung des Herzogs nach seiner Stadt Guadalajara in Neucastilien. Von den treugesinnten Unterthanen wurden große Vorbereitungen getroffen, um das Ereigniß auf eine ihres Herrn und ihrer zukünftigen Königin würdige Weise zu feiern. Ein riesiger Damm, man könnte sagen: ein Berg, war am Eingange der Stadt errichtet, worauf ein Wald von natürlichen Eichen, zwischen denen man Wild im Ueberflusse sehen konnte, gepflanzt worden war. Isabella wurde von den Obrigkeiten des Platzes empfangen und von einer glänzenden Cavalcade, die aus dem großen Adel des Hofes zusammengesetzt war, durch die Hauptstraßen geleitet. Sie war in Hermelin gekleidet, und ritt einen milchweißen Zelter, den sie zum Ergötzen der Menge mit einer leichten Grazie lenkte. Auf der einen Seite ritt der Herzog von Infantado und auf der andern der Kardinal von Burgos. Nachdem sie in der Kirche, wo das Te Deum gesungen wurde, ihre Andacht verrichtet hatte, begab sie sich nach dem zur Verrichtung der Ehezeremonie bestimmten herzoglichen Palaste. Wie sie in den Hof hineinritt, kam die Prinzessin Joanna herab, um ihre Schwägerin zu empfangen, und um sie, nach einer zärtlichen Begrüßung, in den Salon zu führen, wo Philipp in der Begleitung seines Sohnes seine Braut erwartete*).

---

*) Lucio Marineo spricht in seinem zierlichen Gemisch bemerkenswerther Sachen von der kostbaren Residenz der Herzogin von Infantado in Guadalajara. „Los muy magnificos y sumpticosos palacios que alli estan de los muy illustres duques de la casa muy antigua de los Mendoças.“

Isabella sah ihren zukünftigen Gebieter zum ersten Male. Sie staunte ihn so aufmerksam an, daß der gutgelaunte Philipp sie fragte, „ob sie vielleicht sehen wollte, ob er graue Haare auf dem Kopfe hätte?" Die Plumpheit der Frage brachte sie etwas außer Fassung. Philipp stand nicht viel unter dem Alter, in welchem sich graue Haare an den Schläfen seines Vaters gezeigt hatten. Doch war die Mißhelligkeit des Alters der heirathenden Theile im gegenwärtigen Falle nicht größer, als es oft bei einer königlichen Verbindung der Fall ist. Isabella stand in ihrem funfzehnten*), Philipp in seinem vier und dreißigsten Jahre.

Nach allen Nachrichten war die Jugend dieser Dame immer noch ihre geringste Empfehlung. „Elisabeth von Valois," sagt der sie recht gut kennende Brantôme, „war eine ächte Tochter Frankreichs: — so bescheiden, witzig, schön und gut, wie nur je eine Frau gewesen war." Sie hatte einen guten Wuchs und besaß eine große Gestalt, weßwegen sie in Spanien um so mehr bewundert wurde, weil dort die Frauen selten über mittler Höhe sind. Ihre Augen waren dunkel, und ihre üppigen Haarflechten von derselben dunkeln Farbe beschatteten ihr zartes feines Antlitz**). In ihrem Benehmen mischte sich Sanftmuth mit Würde: worin die castilische Gesetztheit glücklich durch die Lebhaftigkeit ihrer eignen Nation gemildert zu sein schien. „So sehr anziehend war sie," fährt der galante alte Höfling fort, „daß kein Kavalier sie lange anzublicken wagte, aus Furcht um sein Herz zu kom-

---

*) Bei dieser Angabe halte ich mich an die Nachricht Sismondi's. Indessen herrscht im gegenwärtigen Falle mehr Ungewißheit, als sonst gewöhnlich in Bezug auf das Alter einer Dame obwaltet. Nach Cabrera war Elisabeth zur Zeit ihrer Vermählung achtzehn Jahre alt, während sie De Thou, als die Allianzbestimmungen von den Abgeordneten zu Cateau-Cambresis ins Reine gebracht wurden, bloß elf Jahre alt sein läßt. Dieß sind die äußersten Angaben, aber zwischen ihnen gibt es keine Uebereinstimmung bei den von mir nachgeschlagenen Autoritäten.

**) „Son visage estoit beau et ses cheveux et yeux noirs, qui adombroient son teint . . . . . Sa taille estoit tres belle, et plus grande que toutes ses soeurs, qui la rendoit fort admirable en Espagne, d'autant que les tailles hautes y sont rares, et pour ce fort estimables."

men, was an jenem eifersüchtigen Hofe den Verlust des Lebens zur Folge gehabt haben könnte."

Einige Chronikschreiber erwähnen auf Isabellens Mienen einen sichtbaren Zug von Melancholie, welche sie dem Vergleiche zuschreiben, den die junge Braut begreiflicherweise zwischen ihrem Gemahle und dessen Sohn, dem Prinzen von Asturien, für welchen ursprünglich ihre Hand bestimmt war, anstellen mußte. Aber, fügen sie sorgfältig hinzu, die Tochter der Katharina von Medicis war von ihrer Wiege an zu wohl erzogen worden, um nicht ihre Gefühle verbergen zu können. Don Carlos besaß vor seinem Vater den einen Vortheil seiner Jugend; obwohl ihm in dieser Hinsicht, weil er erst ein vierzehnjähriger Knabe war, eben so viel von dem passenden Alter abzugehen schien, wie sein Vater zu viel hatte. Von einigen schwatzhaften Schriftstellern wird auch angedeutet, daß der Prinz von dieser Stunde ihres Zusammentreffens an, gefesselt durch die Reize seiner Stiefmutter, ein geheimes Gefühl des Widerwillens gegen seinen Vater, der sich also zwischen ihn und seine schöne Verlobte gestellt hatte, unterhielt*). Gerade dieses leichtfertige Geschwätz der Chronikschreiber hat den Romanschreibern späterer Zeiten das lose Material zu jenem Phantasiegewebe geliefert, welches das Liebesverhältniß von Carlos und Isabella in so glühenden Farben darstellt. Ich werde Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, wenn ich von dem Geschick dieses unglücklichen Prinzen handeln werde.

Nachdem die Trauung geschlossen war, bezeugten die guten Leute von Guadalajara ihre Unterthanengesinnung durch alle Arten Festlichkeiten zu Ehren des Ereignisses: — durch Feuerwerk, Musik und Tanz. Die Springbrunnen sprudelten edlen Trank. Auf den öffent-

---

*) Brantôme, der sicher zu denen zählte, welche an die Eifersucht Philipp's, wo nicht an die Leidenschaft Isabellens glaubten, berichtet den Umstand, daß der König seinen Sohn ausgestochen hatte, auf eine hinlänglich naive Weise. „Mais le roy d'Espagne son père, venant à estre veuf par le trespas de la reyne d'Angleterre sa femme et sa cousine germaine, ayant veu le pourtraict de madame Elizabeth, et la trouvant fort belle et fort à son gré, en coupa l'herbe soubs le pied à son fils, et la prit pour luy, commençant cette charité à soy mesme."

lichen großen Plätzen standen Tafeln beladen mit köstlicher Speise zur freien Benutzung für Alle. Am Abend stellten sich die regidores der Stadt, funfzig an der Zahl oder drüber, dem Könige und der Königin vor. Sie hatten ihre fröhlichen carmoisinrothen und gelbsammtnen Livreen an, und ein jeder dieser Beamten trug eine Serviette am Arme, während er einen Teller mit Zuckerwerk brachte, um dasselbe dem königlichen Paare und den Hofdamen anzubieten. Den folgenden Morgen verließ Philipp zusammt seiner Gefährtin die gastfreundlichen Mauern von Guadalajara, um mit dem ganzen Gefolge nach Toledo aufzubrechen. Beim Scheiden machte der Herzog von Infantado der Königin und ihren Damen Geschenke mit Juwelen, Spitzen und andern reichen Kleidungsstücken, und die Hoheiten, wohl zufrieden mit der erhaltenen fürstlichen Bewirthung, nahmen von ihrem edlen Gastfreunde Abschied.

Zu Toledo wurden in einer des Rufes dieser alten westgothischen Hauptstadt würdigen Art Vorbereitungen zum Empfange Philipp's und Isabellens getroffen. Auf der breiten vega vor der Stadt kämpften in einem Scheingefecht dreitausend von der alten spanischen Infanterie mit einer Abtheilung maurischer Kavallerie, deren Uniformen und Schabracken phantasiereich nach arabischer Art besetzt und geschmückt waren. Dann führten schöne Mädchen aus Toledo unterschiedliche Nationaltänze, Tänze der Zigeuner und den alten spanischen „Schwerterkriegstanz" auf.

Beim Einzug in die Thore wurde das königliche Paar von den Behörden der Stadt begrüßt. Sie hielten dem Könige und der Königin einen mit den Schriftzügen beider geschmückten Baldachin aus Goldtuch über die Häupter. Die veranstaltete Prozession bestand aus den vornehmsten Obrigkeiten, den Mitgliedern der militärischen Stände, den Beamten der Inquisition — denn Toledo war einer ihrer Hauptplätze — und endlich aus den bedeutendsten Adeligen des Hofes. In der Cavalcade konnte man die eiserne Gestalt des Herzogs von Alva und seinen höflichern Rival Ruy Gomez de Silva, Grafen von Melito — die beiden im königlichen Vertrauen am höchsten stehenden Adeligen — herausfinden. Ueber die von beifallrufenden Haufen erfüllten Straßen waren

mit zierlichen Wappenbildern und bildlichen Figuren aus der alten Mythologie geschmückte Triumphbogen gespannt. Fröhliche Blumengewinde und prunkende Wimpel zierten die um die Häuser laufenden Säulengänge und die Erker, die von festlich geschmückten Zuschauern aus beiden Geschlechtern vollgestopft waren und ein solches buntes Farbengepränge zeigten, daß sie einen alten Chronikschreiber (Cabrera) an die reichgefärbten Tapezereien und Teppiche Flanderns mahnten. In diesem königlichen Staate bewegte sich das neuvermählte Paar die Straßen entlang nach dem großen Dome, und nachdem sie daselbst an dessen ehrwürdigem Schreine ihre Andacht verrichtet hatten, begaben sie sich nach dem alcazar (dem Festungspalaste) von Toledo.

Einige Wochen, während deren die Hoheiten in der Hauptstadt blieben, war ein allgemeines Jubelfest*). Alle spanischen Nationalspiele wurden der Königin vorgeführt: das Stiergefecht, das maurische Canasspiel oder Riedstechen, und Tourniere zu Roß und zu Fuß, wobei Philipp sich oft vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet in den Schranken zeigte und in der Gegenwart seiner schönen Braut, wie sich

*) Die königliche Hochzeit wurde in einem lateinischen Gedicht in zwei Büchern: De Pace et Nuptiis Philippi et Isabellae, gefeiert. Es war die Arbeit von Fernando Ruiz de Villegas, einem damaligen hervorragenden Gelehrten, dessen Schriften beinahe erst zwei Jahrhunderte später und zwar nicht in seinem Vaterlande, sondern in Italien im Druck erschienen. In diesem epithalamium (wenn man es so nennen darf) läßt der Dichter die Juno den Jupiter anrufen, daß er sich für die französische Monarchie, damit dieselbe nicht durch die Waffen Spaniens zertrümmert werde, verwenden möge. Venus, in der Gestalt des Herzogs von Alva — einer so starken Verkleidung, als man nur immer ersinnen könnte — nimmt ihren Sitz im königlichen Rathe, und fleht Philipp an, daß er Frankreich zu einem Vergleiche zulassen und die Hand Isabellens zu einem Friedensunterpfand für die beiden Nationen annehmen möge. Philipp läßt sich gnädig erweichen; der Friede wird verkündet; die Heirath zwischen den beiden Theilen mit den gehörigen Christengebräuchen gefeiert, und Venus erscheint nun in ihrer rechten Gestalt, um die Ehe zu segnen! Man hätte befürchten dürfen, daß dieser Mischmasch von christlichen Gebräuchen und heidnischer Götterlehre das Heilige Amt aufbringen und seinen geistreichen Verfasser den Ehren eines san benito aussetzen würde. Allein der Poet trug seine Lorbeeren unbeschädigt und starb, denn ich habe nichts dem Widersprechendes erfahren, ruhig in seinem Bett.

das einem treuergebenen Ritter geziemte, seine Pflicht that. Noch eine andere Darstellung, die man besser für eine minder fröhliche Gelegenheit aufbewahrt hätte, wurde der Isabella dargeboten. Da der Hof nnd die Cortes nach Toledo zusammengebracht waren, erfaßte das Heilige Amt die Gelegenheit, um ein auto de fé zu feiern, welches durch die Zahl der Opfer und den Rang der Zuschauer das jemals in dieser Hauptstadt erlebte großartigste Schauspiel der Art war.

Kein Land in Europa hat eine so unterschiedene Individualität, wie Spanien. Sie zeigt sich nicht allein in dem Charakter seiner Einwohner, sondern auch in den kleinsten Einzelheiten des Lebens: in ihren Nationalspielen, ihrer Kleidung, ihren gesellschaftlichen Gebräuchen. Die Zähigkeit, womit das Volk durch allen Dynastien- und Gesetzeswechsel hindurch daran gehangen hat, ist wirklich bewunderns-werth. Durch ihre Gebirgsgränze von den mittlern und östlichen Gebieten Europa's getrennt und während des größeren Theils ihrer Existenz mit orientalischen Formen der Zivilisation in Berührung gebracht, waren die Spanier nur wenig jenen Einflüssen ausgesetzt, welche den andern Nationen der Christenheit ein gleichartiges Aussehen gegeben haben. Das System, unter welchem die Spanier herangebildet worden sind, war zu eigenthümlich in seiner Art, als daß es durch diese Einwirkungen sehr beeinflußt worden wäre, und die von ihren Vorfahren überlieferten Ideen haben in ihrer Seele sich zu tief eingenistet, als daß sie leicht beunruhigt werden könnten. Das gegenwärtige Spanien ist der Spiegel des frühern. In andern Ländern werden die Moden abgeschafft, alte Irrthümer ausgemerzt, vormaliger Geschmack verbessert. Nicht so auf der Halbinsel. Der Reisende braucht bloß die Pyrenäen zu übersteigen, wenn er sich zu einem Zeitgenossen des sechszehnten Jahrhunderts machen will.

Den Festlichkeiten des Hofes wurde plötzlich durch die Krankheit Isabellens, welche von den Pocken befallen wurde, ein Einhalt gethan. Zwar war nicht ihr Leben in Gefahr, allein man hegte große Befürchtungen, daß die neidische Krankheit ihrer Schönheit schaden möge. Ihre Mutter Katharina von Medicis hatte in dieser Beziehung große Furcht: daher häufig Kouriere die Pyrenäen während der Krankheit der Königin überschritten, um von den französischen Aerzten zur

Verhütung der Zerstörungen des Uebels Rezepte zu überbringen, darunter einige etwas außergewöhnlich waren*). Doch war die Königin, sei es nun aus Grund dieser Arcana, oder wegen ihrer trefflichen Konstitution, so glücklich, dem Krankenzimmer ohne eine Narbe zu entwischen.

Philipp scheint viel Grund gehabt zu haben, nicht allein mit dem Aeußern, sondern auch mit dem Gemüthe seiner Frau zufrieden zu sein. Weil ihre Ehe einen Artikel in dem Vertrage mit Frankreich gebildet hatte, hieß sie bei den Spaniern Isabel de la Paz: „Isabella des Friedens." Nicht minder zärtlich nannten sie ihre eignen Landsleute „den Oelzweig des Friedens," indem sie dadurch die Sanftmuth ihres Gemüthes andeuteten. In dieser Beziehung kann man annehmen, daß sie einen Gegensatz zu Philipp's früherer Gemahlin Maria von England bildete, wenigstens, nachdem Krankheit und Unglück auf das Temperament dieser Königin in ihrer letzten Lebenszeit ihre Wirkung gethan hatten.

Wenn Isabella nicht, wie Maria, eine Gelehrte war, so war sie wenigstens für ihre Zeit gut gebildet und eine Liebhaberin vom Bücherlesen, besonders von Poesie. Sie hatte eine schnelle Auffassungskraft und lernte binnen Kurzem das Castilische mit ziemlicher Geläufigkeit sprechen, wobei in ihrer fremden Betonung, welche ihre Aussprache um so interessanter machte, etwas Angenehmes lag. Sie bequemte sich den Gebräuchen ihrer Adoptivnation so gut an, daß sie bald alle Herzen gewann. „Keine Königin von Castilien," sagt der gutgesinnte Brantôme, „ohne die schuldige Rücksicht auf Isabella die Katholische außer Acht zu lassen, war jemals im Lande so beliebt." Wenn sie einen Ausflug machte, zeigte sie nach der Sitte ihrer Landsmänninnen gewöhnlich ihr Gesicht unverschleiert. Wenn sie öffentlich erschien, war das Gedränge um sie herum immer groß, denn glücklich war der Mann, der von ihrem schönen Antlitz einen Blick erhaschen konnte.

---

*) Das Hauptmittel waren zufolge dem wißbegierigen Brantôme frischgelegte Eier. Es wäre Schade, wenn das Rezept verloren gehen sollte. „On luy secourust son visage si bien par des sueurs d'oeufs frais, chose fort propre pour cela, qu'il n'y parut rien; dont j'en vis la Reyne sa mere fort curieuse à luy envoyer par force couriers beaucoup de remedes, mais celui de la sueur d'oeuf en estoit le souverain."

Doch vergaß Isabella nie ihr Heimathsland: daher diejenigen ihrer Landsleute, welche den castilischen Hof besuchten, von ihr mit ausgezeichneter Höflichkeit aufgenommen wurden. Sie brachte als ihre Ehrenfräulein mehrere vornehme französische Damen nach Castilien mit. Aber bald entstand zwischen ihnen und den spanischen Damen des Palastes ein Rangstreit, welcher die Königin, nachdem sie vergebens die betreffenden Theile wieder auszusöhnen gesucht hatte, dazu zwang, die meisten ihrer Landsmänninnen wieder zurückzusenden. Dabei ließ sie es ihre Sorge sein, dieselben mit generösen Heirathsausstattungen zu versehen*).

In ihrem Haushalte unterhielt die Königin einen großen Staat. Es war dieß nach dem Wunsche Philipp's, der an seine liebliche Gefährtin jene Aufmerksamkeit verschwendet zu haben scheint, nach welcher die unglückliche Maria Tudor umsonst geschmachtet hatte. Außer einem seltenen Juwelenschmucke war die Kleiderkammer Isabellens äußerst reich. Nur wenige ihrer Kleider kosteten unter drei bis vierhundert Kronen das Stück: was für jene Zeit eine große Summe war. Wie ihre Namensschwester und Zeitgenössin Elisabeth von England, trug sie selten ein und dasselbe Kleid zweimal. Allein sie gab den abgelegten Anzug an ihr Gefolge weg, und hierin war sie der englischen Königin unähnlich: denn diese speicherte ihre Garderobe so sorgfältig auf, daß letztere bei ihrem Tode eine jede Mode ihrer Regierung zur Schau gelegt haben muß. Brantôme, welcher sowohl in seiner Eigenschaft als Franzose wie als Einer, der die Königin oft

*) Die Schwierigkeit fing an, sobald Isabella die Gränze überschritten hatte. Die Gräfin von Ureña, die im Gefolge des Herzogs von Infantado befindliche Schwester des Herzogs von Albuquerque, verlangte den Vortritt vor der Gräfin von Rieux und vor dem Fräulein von Montpensier, den Muhmen der Königin. Die letztere hätte gern eine Erörterung beseitigt, indem sie der castilischen Dame einen Sitz im eignen Wagen gab; allein die hochmüthige Gräfin beliebte, die Angelegenheit selber in die Hand zu nehmen, und ihre Bedienten geriethen in Händel mit denjenigen der französischen Damen, als sie versuchten, bei der Königin für die Sänfte ihrer Herrin Platz zu machen. Trotz des Wunsches die Sache gütlich beizulegen, besaß Isabella doch den Muth, zu Gunsten ihrer eignen Begleiterinnen zu entscheiden, und die aufstrebende Dame ward mit einer üblen Grazie gezwungen, dem

am castilischen Hofe sah, für einen guten Beurtheiler hierin gelten kann, verweilt mit Entzücken bei der Eleganz ihrer Tracht, bei dem unerreichten Geschmack in der Anordnung derselben und bei der Vollendung ihrer coiffure.

Eine Handschrift aus jener Zeit von einem Augenzeugen gibt einige Einzelheiten über ihre Lebensweise, welche den Leser interessiren kann. Unter den in der Umgebung der Königin befindlichen Personen erwähnt der Schriftsteller ihren Beichtvater, ihren Almosenpfleger und vier Aerzte. Bei Tische wurde der Königin gewöhnlich von einigen dreißig Damen aufgewartet. Davon verrichteten zwei — so eigen dieß uns auch vorkommen mag — das Geschäft des Vorlegens. Eine dritte diente als Kredenzerin und stand am Stuhle ihrer Majestät. Die übrigen ihres Gefolges standen rings im Zimmer herum und unterhielten sich mit ihren Liebhabern, welche während des Mahles, auf eine ihr am französischen Hofe ungewohnt gebliebene Weise, das Haupt bedeckt hielten. „Sie wären," sagten sie, „nicht da, um der Königin, sondern um ihren Damen aufzuwarten." Nachdem das einsame Mahl vorüber war, zog sich Isabella mit ihrem Aufwartegefolge in ihr Zimmer zurück, wo sie vermittelst Musik und solcher Lust, wie die Possenreißer und Narren des Palastes gewähren konnten, den Abend zu vertreiben suchte.

So beschaffen ist das uns von ihren Zeitgenossen hinterlassene Bild der Elisabeth von Frankreich; so die Berichte von ihrer Beliebtheit bei dem Volke und der in ihrer Lebensweise unterhaltene Staat. Wohl durfte Brantôme ausrufen: „Ach, was konnte das Alles helfen?!" Bloß einige wenige Jahre sollten verfließen, da denn dieses Schooskind des Glücks, die Augenweide des Monarchen, die Zierde und der Stolz des Hofes den Prunk und die Glorien ihres königlichen Staates mit den finstern Kammern des Escorial vertauschen mußte.

---

königlichen Geblüte Frankreichs zu weichen. Wie Isabella oder vielmehr ihr Gemahl später herausfand, war es leichter, Uneinigkeit zwischen rangstreitigen Staaten als zwischen den rangstreitigen Schönheiten eines Hofes zu entscheiden. Die Geschichte wird erzählt von Lansac, Négociations relatives au Règne de François II., S. 171.

Von Toledo begab sich der Hof nach Valladolid, das schon seit lange der Lieblingssitz der castilischen Fürsten, aber nicht die anerkannte Hauptstadt des Landes war. Wirklich hatte es seit der Zeit der Westgothen keine Stadt gegeben, die diesen Vorrang bestimmt beanspruchen durfte. Diese Ehre war für Madrid vorbehalten, das dann unter Philipp, welcher hierin bloß die Ideen seines Vaters Karl des Fünften ausführte, zur Residenz des Hofes eingerichtet wurde.

In diesem Platze, wo — so befremdend es auch klingt — das Klima die Hauptempfehlung für ihn gewesen zu sein scheint, hatte der Kaiser viel Zeit zugebracht. Da Madrid auf einer weiten Strecke Tafelland in einer Erhebung von vier und zwanzig hundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt: bewies sich seine frische, verdünnte Luft wohlthätig für Karl's Gesundheit. Namentlich behütete es ihn vor Anfällen des hitzigen und kalten Fiebers, welches fast ebenso sehr, wie die Gicht, seinen Körper marterte. An dem alten alcazar der Mauren, den er durch verschiedene Veränderungen bequem einrichtete, fand er eine stattliche Residenz. Philipp dehnte diese Restaurationen aus. Er fügte neue Zimmer hinzu und verwandte auf die Erweiterung und Verschönerung der alten vieles Geld. Die Decken wurden vergoldet und mit reichem Schnitzwerk versehen. Die Wände wurden mit Tapeten bekleidet, und die Salons und Säulenhallen mit Bildhauerarbeiten und mit Gemälden verziert: darunter viele die Erzeugnisse einheimischer Künstler, der ersten Schüler einer Schule, die eines Tages mit den großen Meistern Italiens um den Rang streiten sollte. Auch wurden um den Palast herum ausgedehnte Gründe angelegt, und ein Park ward hergestellt, der mit der Zeit sich mit einem Anwuchs edler Bäume bedeckte und mit Wild wohl besetzt war. Der also verbesserte alcazar wurde für das Oberhaupt Spaniens eine passende Residenz. In der That, wenn wir der Prahlerei eines Zeitgenossen glauben dürfen, so wurde „von den Fremden zugegeben, daß er das seltenste Ding in seiner Art, das irgend ein Monarch besaß, in der Christenheit war." Es blieb der Aufenthaltsort der spanischen Fürsten, bis das Gebäude durch eine beinahe eine volle Woche dauernde Feuersbrunst 1734 zerstört ward. Aber wie ein Phönix erhob es sich aus seiner Asche, und auf dem Stande des alten wurde ein neuer Palast

von viel weiterer Ausdehnung errichtet, der sowohl in der Schönheit seiner Baustoffe wie durch seine Ausführung eines der herrlichsten Denkmäler der Baukunst des achtzehnten Jahrhunderts darbietet.

Nachdem Philipp seine Einrichtungen vollendet hatte, schlug er 1563 zu Madrid seine Residenz auf. Die Stadt zählte damals zwölf tausend Einwohner. Unter der treibenden Luft des Hofes erhob sich die Stadt am Schlusse von Philipp's langer Regierung auf drei hundert tausend*): eine Anzahl, welche sie seitdem wahrscheinlich nicht überschritten hat. Die Bequemlichkeiten hielten in der Stadt gleichen Schritt mit der Zunahme der Einwohner. Alles wurde dauerhaft gebaut. Anstatt prunkender, zu einem zeitweiligen Wohnsitze dienender Häuser reihten sich zu beiden Seiten der Straßen starke und gediegene Gebäude zusammen. Unter dem königlichen Schutze errichtete man öffentliche Werke auf einem großartigen Fuße. Madrid ward geschmückt mit Brücken, Wasserleitungen, Hospitälern, dem Museum, dem Arsenale: lauter stattlichen Gebäuden, die noch jetzt nicht allein durch die Vortrefflichkeit ihrer Anlage, sondern auch durch den Reichthum ihrer Sammlungen und den aufgeklärten Geschmack, welchen sie aus dieser frühen Zeit bekunden, unsere Bewunderung erregen.

In der Meinung seiner Einwohner, ja, wir können sagen, in der Meinung der Nation übertraf Madrid nicht allein jede andere Stadt des Landes, sondern der Christenheit. „Es gibt nur Ein Madrid“, heißt das spanische Sprichwort. „Wenn von Madrid die Rede ist, horcht die Welt stillschweigend auf.“ In einem ähnlichen Tone feiern die alten castilischen Schriftsteller den Ruhm ihrer Hauptstadt: als die Pflanzschule des Witzes, des Genies und der Galanterie, und verweilen lange bei der Temperatur eines auf gleiche Weise für die Schönheit der Frauen, wie für die Tapferkeit der Männer günstigen Klima's.

*) Ich gebrauche die Worte eines jetzt sehr selten gewordenen Werks. De dos mil y quinientas y veinte casas que tenia Madrid quando su Magestad traxo desde Toledo á ella la Corte, en las quales quando mucho avria de doce mil a catorce mil personas, ... avia el año de mil y quinientos y noventa y ocho, repartidas en trece Parroquias doce mil casas, y en ellas trescientas mil personas y mas.“ Quintana, Antiguëdad de Madrid, p. 331.

Doch, trotz allen diesen stolzen Rühmens, vermag der Fremde die Sachen mit einer sehr verschiedenen Brille zu sehen, als die ist, womit sie vom patriotischen Auge des Eingebornen erblickt werden. Der Reisende findet wenig zu loben an einer Lage, wo von den Bergen die schneidenden Winde mit Krankheit beladen kommen, und wo die dünne Atmosphäre, die, um eines der nationalen Sprichwörter zu gebrauchen, kaum ein Licht auswehen kann, das Leben des Menschen auslöschen wird*); wo die Hauptstadt, wie ein Eiland in der Mitte einer traurigen wüsten Strecke, von aller Sympathie, wo nicht von allem Verkehr mit den Provinzen abgeschlossen zu sein scheint;**) und wo, statt eines großen Flusses, der es dem Handel mit entfernten Gegenden des Erdkreises öffnen könnte, es bloß von einem Gewässer bespült wird: — „dem weitberühmten Manzanares," — dessen Bette im Sommer eine trockene Rinne ist. Der Reisende mag wohl zweifeln, ob der eingebildete, so hochgerühmte Vortheil hinlänglich die mannichfachen Uebel einer solchen Lage ersetzt, ja ob diejenigen fern von der Wahrheit sind, welche in dieser Lage eine der vielen Ursachen von dem Verfall der nationalen Blüthe erblicken.

Eine volle Erfahrung der unpassenden Lage der Hauptstadt bewog Karl den Dritten dazu, die Verlegung der Residenz nach Sevilla in Betracht zu ziehen. Aber es war zu spät. In der castilischen Prahlerei war Madrid schon zu lange „der einzige Hof in der Welt," der Brennpunkt, worin das Talent, die Mode und der Reichthum aus allen Gegenden des Landes zusammenfielen. Zu viele patriotische Vereine hatten sich um dasselbe angesammelt, um seine Verlassung zu

---

*) „El aire de Madrid es tan sotil
Que mata a un hombre, y no apaga a un candil."

**) Lucio Marineo gibt eine sehr verschiedene Ansicht von Madrid zur Zeit Ferdinand's und Isabellens. Das von der Hand eines Zeitgenossen stammende Gemälde bildet einen so überraschenden Gegensatz zu der Gegenwart, daß es eine Erwähnung verdient. „Corren por ella los ayres muy delgados: por los quales siempre bive la gente muy sana. Tiene mas este lugar grandes terminos y campos muy fertiles: los quales llaman lomos de Madrid. Por que cojen en ellos mucho pan y vino, y otras cosas necessarias y mantenimientos muy sanos."

verhüten, und, trotz aller lokalen Nachtheile fuhr die von Philipp dem Zweiten gegründete Hauptstadt fort zu bleiben, was sie wahrscheinlich immer sein wird: die Hauptstadt der spanischen Monarchie.

Fünftes Kapitel.

Die Unzufriedenheit in den Niederlanden.

Die Reformation. — Ihr Fortschritt in den Niederlanden. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Wilhelm von Oranien.

Die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bot eine von jenen Krisen dar, welche in der Geschichte Europa's in langen Zwischenräumen vorfielen, wenn der Gang der Ereignisse einen dauernden Einfluß auf das Geschick der Nationen ausübte. Kaum waren vierzig Jahre verflossen, seitdem Luther durch die öffentliche Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg dem Vatican den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Seitdem hatten seine Lehren in Dänemark und Schweden Aufnahme gefunden. In England war der Protestantismus nach einem Zustande des Schwankens während dreier Regierungen in der noch jetzt vorhandenen eigenthümlichen Form als Staatsreligion aufgestellt worden. Das feurige Kreuz hatte durch die Berge und Thäler Schottlands die Runde gemacht und Tausende und Zehntausende hatten sich herbeigeschaart, um von den Lippen Knox' das Wort des Lebens zu vernehmen. Die Lehren Luther's waren über die nördlichen Theile Deutschlands verbreitet, und durch den passauer Vertrag war endlich daselbst die Freiheit des Gottesdienstes gewährleistet. Die Niederlande waren das „streitige Land," wo die verschiedenen Sekten der Reformatoren, die Lutheraner, die Calvinisten und englischen Protestanten, mit der Staatskirche um die Herrschaft kämpften. Der Calvinismus wurde von einigen Kantonen der Schweiz angenommen, und zu Genf hatte sein großer Apostel den Hauptsitz aufgeschlagen. Seine Lehren setzten sich in Frankreich weit in Umlauf, bis sich die

getheilte Nation dazu rüstete, sich in den schlimmsten von allen Kriegen, worin die Hand des Bruders gegen den Bruder erhoben ist, zu stürzen. Der Ruf nach Reform hatte sogar die Alpen überschritten: man hörte ihn unter den Mauern des Vaticans. Er hatte die Pyrenäen überschritten. Der König von Navarra erklärte sich für einen Protestanten, und der Geist der Reformation hatte sich insgeheim in Spanien eingeschlichen, um, wie wir sahen, sich der mittlern und südlichen Provinzen des Königreichs zu bemächtigen.

Ein Zeitgenosse dieser Periode würde, wenn er den Sieg der neuen Religion über jedes Hinderniß auf ihrem Pfade betrachtete und unter ihrem Banner Staaten und Nationen sah, die sonst die ergebensten und mächtigsten Vasallen Roms gewesen waren, wenig Grund zum Zweifel gehabt haben, daß vor dem Schlusse des Jahrhunderts die Reformation ihre Herrschaft über die ganze Christenheit ausgedehnt haben würde. Zum großen Glück für den Katholizismus war das mächtigste Reich Europa's in den Händen eines den Interessen der Kirche mit ganzer Seele ergebenen Fürsten. Philipp der Zweite begriff die Wichtigkeit seiner Stellung. Sein ganzes Leben beweist, daß er es für seine besondere Mission ansah, seine großen Hülfsquellen auf die Wiederherstellung der wankenden Glücksumstände des Katholizismus zu verwenden und den Fortschritt des Stromes zu hemmen, welcher jeden Gränzstein des ursprünglichen Glaubens mit sich fortriß.

Wir haben die Art gesehen, wie er die Anstrengungen der Protestanten in Spanien zu Schanden machte. Das war der erste schwere, der Reformation versetzte Streich. Seine Folgen können nicht leicht übertrieben werden. Zwar meine ich nicht die unmittelbaren Resultate, welche ohne die folgenden Reformen und die zunehmende Thätigkeit der römischen Kirche selber gering gewesen sein würden. Aber der moralische Einfluß eines solchen Schlages, nachdem die Gemüther der Menschen durch eine lange Reihe von Unfällen niedergeschlagen worden waren, kann nicht ermessen werden. In Bezug hierauf trägt einer der hervorragendsten römisch-katholischen Schriftsteller kein Bedenken, zu bemerken, daß „die Macht und Fähigkeiten Philipp's für die protestantische Sache ein Gegengewicht abgaben, welches sie daran verhinderte, sich zum Herrn von Europa zu machen.“ Der Streich war geführt, und

von dieser Periode an war für die Sache der Reformation über ihre gegenwärtigen Eroberungen hinaus nur wenig zu gewinnen.

Es stand nicht zu erwarten, daß Philipp, nachdem er die Ketzerei in einem Theile seiner Besitzungen ausgerottet hatte, ihr Vorhandensein in einem andern Theile dulden würde; am wenigsten aber, in einem so wichtigen Lande, wie den Niederlanden. Doch würde ein wenig Ueberlegung ihn hinlänglich überzeugt haben, daß dasselbe Maßregelungssystem schwerlich mit einer Aussicht auf Erfolg auf zwei in so verschiedener Lage befindliche Länder, wie Spanien und die Niederlande, angewendet werden konnte. Man kann sagen, daß der römische Glaube in das Wesen des Spaniers übergegangen war. Man hegte ihn nicht allein als religiöse Form, sondern als einen Ehrenpunkt. Er war ein Theil der nationalen Geschichte. Fast acht Jahrhunderte hindurch hatten die Spanier zu Hause die Schlachten der Kirche geschlagen. Beinahe jeder Zoll Boden war im spanischen Lande mit den Waffen den Ungläubigen abgewonnen worden. Wie ich mehr, denn einmal, zu bemerken Gelegenheit hatte, waren alle ihre Kriege Religionskriege. Denselben Geist brachten sie über das Wasser mit. Auch dort fochten sie noch gegen die Ungläubigen. Ihr Leben war ein langer Kreuzzug. Wie hätten diese Verfechter der Kirche diese in ihrer größten Noth verlassen sollen?

Bei dieser Voreingenommenheit war es für Philipp leicht, Gehorsam bei einem von Natur gegen seine Fürsten sehr treu gesinntem Volke zu erzwingen, zumal da es denselben außerdem, seit dem verhängnißvollen Kriege der Communidades, eine fast orientalische Unterwürfigkeit zu beweisen gewohnt war. Hinter dem Walle der Pyrenäen verschanzt, empfand Spanien, was wir uns einprägen müssen, nur wenig von dem großen Stoße, der Frankreich und die übrigen Staaten Europa's erschütterte, und mit Hülfe eines so fürchterlichen Werkzeuges, wie der Inquisition, war es leicht, denjenigen Samen der Ketzerei, welchen der Sturm über das Gebirge geführt hatte, noch auszurotten, ehe er Wurzel schlagen konnte.

Dagegen lagen die Niederlande da, wie ein Thal zwischen den Bergen, welches alle die Gewässer des umgebenden Landes einsaugt.

Sie waren ein gemeinsamer Wasserbehälter für die verschiedenen, ihre Gränznationen bewegenden Meinungen. Im Süden waren die Lutheraner Deutschlands. Die französischen Hugenotten drängten sie im Westen, und durch den Ozean unterhielten sie die Verbindung mit England und den Nationen der Ostsee. Der auf ihrem Gebiete einquartierte Soldat, der ihre Küsten besuchende Seemann, der in ihren Städten Handel treibende Gewerbsmann: Alle brachten verschiedene Formen der neuen Religion mit sich. Die Bücher von Frankreich und von Deutschland waren in häufigem Umlaufe unter einem Volke, wovon fast Alle, wie wir sahen, lesen konnten.

Die neuen Lehren wurden erörtert von Menschen, welche für sich selbst zu denken und zu handeln gewohnt waren. Die Freiheit des Prüfens religiöser Gegenstände dehnte sich bald auf politische aus. Das war die natürliche Tendenz der Reformation. Der nämliche Geist freier Untersuchung, der die Grundfesten der Einheit des Glaubens angriff, stand bereit, zunächst diejenigen der Einheit der Regierung anzugreifen, und kühn fingen die Leute an, die Rechte der Könige, wie die Pflichten der Unterthanen zu kritisiren.

Der Geist der Unabhängigkeit wurde begünstigt von den Institutionen des Landes. Die Provinzen der Niederlande waren, wenn auch nicht der Form nach republikanisch, so doch des republikanischen Geistes voll. In vieler Hinsicht erinnert ihr Aussehen an die freien Staaten Italiens während des Mittelalters. Unter den winzigen, sie in früher Zeit regierenden Fürsten hatten sie, wie wir sahen, Gnadenbriefe erlangt, welche ihnen einen gewissen Grad konstitutioneller Freiheit zusicherten. Vor allen rühmte die Provinz Brabant ihre „Joyeuse entrée,“ welche Privilegien und Schadlosigkeiten einer freisinnigeren Art gewährleistete, als sie die übrigen Staaten der Niederlande besaßen. Nachdem die Provinzen endlich unter das Szepter eines einzigen Souveräns gekommen waren, lebte dieser von ihnen fern, und die Regierung war einem Vicekönige übertragen. Seitdem sie mit Spanien verbunden waren, lag die größte Zeit über die Verwaltung in der Hand einer Frau, und die übertragene Autorität einer Frau drückte auf das unabhängige Wesen der Fläminger bloß leicht.

Doch konnte Karl der Fünfte, wie wir sahen, obschon er für seine Landsleute in den Niederlanden parteiisch war, ihren kühnen Geist übel ertragen und machte kräftige Anstrengungen, ihn zu unterdrücken. Allein sein Eifer für die geistliche Wohlfahrt seines Volkes verleitete ihn nie dazu, ihre materiellen Interessen zu übersehen. Bei seinen Strafen hegte er nicht die Absicht, ihre Stärke zu verkrüppeln, noch weniger aber, sie zum Aeußersten zu treiben. Als die Regentin, seine Schwester Maria von Ungarn, ihm die Warnung gab, daß seine Gesetze das Volk über das Maß des Aushaltens drückten, milderte er sorgsam die Strenge derselben. Zwar waren seine im Namen der Religion erlassenen Edikte mit Blut geschrieben. Allein die Häufigkeit ihrer Wiederholungen zeigt, wie schon bemerkt, die unvollkommene Weise, in welcher sie ausgeführt wurden. Dieß wurde ferner gezeigt durch den gedeihlichen Zustand des Volkes, das blühende Aussehen der verschiedenen Industriezweige und die großen Unternehmungen zur Erleichterung des Handelsverkehrs und zur Begünstigung der Thätigkeit des Landes. Am Schlusse der Regierung Karl's oder vielmehr am Anfange derjenigen seines Nachfolgers, 1560, wurde der große von Antwerpen bis nach Brüssel reichende Kanal vollendet, dessen Herstellung dreißig Jahre und eine Million acht hundert tausend Gulden wegnahm*). Ein solches Werk in einer solchen Zeit – nicht die Frucht königlicher Begünstigung, sondern des öffentlichen Geistes der Bürger — ist sowohl eine Evidenz großer Hülfsquellen, als auch der Weisheit bei der Verwendung derselben. Bei diesem Stande der Dinge ist es nicht überraschend, daß die Flamänder im Gefühle ihrer eignen Stärke einen freien, unabhängigen, dem Ohre eines Souveräns wenig erfreulichen Ton anschlugen. Dieser Geist der Freiheit oder sogenannten Zügellosigkeit war während der letzten Zeit der Regierung des Kaisers so sehr gewachsen, daß die Regentin Maria, als ihr Bruder abdankte, ebenfalls abzudanken beschloß, indem sie ihm in einem Briefe erklärte,

---

*) Il y avoit bien 30 ans que ceux de Brusselles avoyent commencé, et avoyent percé des collines, des champs et chemins, desquels ils avoient achapté les fonds des proprietaires, on y avoit faict 40. grandes escluses . . . . . et cousta dix huits cent mille florins. Meteren, Hist. des Pays-Bas.

daß „sie nicht länger unter einem Volke leben, noch weniger aber über dasselbe regieren wolle, dessen Sitten einen solchen Wechsel erlitten hätten, daß bei ihm nicht mehr Respekt vor Gott und Menschen zu bestehen schien."

Wenn ein Philosoph die damalige Lage des Landes und die Gesittung, zu welcher es gelangt war, betrachtet hätte, so würde er zu dem Schlusse gelangt sein, daß ein System der Duldung in religiösen Angelegenheiten dem Genie des Volkes und dem Charakter seiner Institutionen am besten angemessen wäre. Aber Philipp war kein Philosoph, und die Duldung war damals bei den Calvinisten so wenig, wie bei den Lutheranern eine vorauszusetzende Tugend. Deßhalb ist die Frage nicht, ob das von Philipp sich gesetzte Ziel das beste war, — denn hierin würden nur Wenige gegenwärtig verschiedener Meinung sein, — sondern, ob er die besten Mittel anwandte, um dieß Ziel zu erreichen. Unter diesem Gesichtspunkte sollte sein Betragen in den Niederlanden kritisirt werden.

Hier scheint er gleich von vorn herein in einen Hauptirrthum verfallen zu sein, indem er einen so großen Antheil an der Regierung den Händen eines Fremden — dem Granvelle — anvertraute. Das Land war voll von Edlen, darunter Männer von der höchsten Geburt, deren Vorfahren mit den anregendsten nationalen Erinnerungen verwebt, und die ferner selber ihren Landsleuten durch ihre eignen Dienste theuer geworden waren. Gegen einige von ihnen hatte Philipp selber keine geringen Verpflichtungen wegen der Hülfe, die sie ihm im letzten Kriege geleistet hatten — auf den Feldern von Gravelines und St. Quentin und bei der Negotiation über den Vertrag, welcher seine Feindseligkeiten mit Frankreich schloß. Man konnte schwerlich erwarten, daß diese stolzen Edlen, im Bewußtsein ihrer höheren Ansprüche und da sie in ihrer Heimath an so viel Ansehen und Ergebenheit gewöhnt waren, sich unter die Kontrolle eines Fremden, eines Mannes von dunkler Herkunft, der seine Erhebung gleich seinem Vater der königlichen Gunst verdankte, kirre ducken würden.

Außer diesen großen Herren gab es eine zahlreiche Aristokratie, niedere Adelige und Kavaliere, von denen viele in Karl's langen Kriegen unter dessen Fahnen gedient hatten. Sie bildeten dort jene furcht-

baren Ordonnanzkompagnien, deren Ruhm vielleicht alle Abtheilungen der kaiserlichen Kavallerie überstrahlte. Die Lage dieser jetzt entlassenen Leute, die mit ihrer soldatischen Gewohnheit herumzuschweifen nur lose am Lande hingen, ist von einem neuern Schriftsteller mit der Lage der von Napoleon so oft zum Siege geführten Soldaten bei der Thronbesteigung der Bourbonen verglichen worden. Um die Ruhelosigkeit derselben noch zu erhöhen, fanden sich viele von ihnen, so wie vom höhern Adel, aus dem letzten Kriege durch Schulden gedrückt, die auch manchmal durch ehrgeizige Verausgabung zu Hause, besonders aber durch den Rangstreit mit den prunkliebenden Spaniern gemacht worden waren. „Die flamändischen Edlen,“ sagt ein damaliger Schriftsteller, „waren zu zahlreich von schweren Schulden und übermäßiger Interessenzahlung gedrückt. Sie verwandten zweimal so viel, als sie besaßen, auf ihre Paläste, Zimmergeräthschaften, Schaaren von Klienten, kostbare Livreen, auf ihre Bankette und prächtige Unterhaltungen jeder Art, — kurz mehr, als gerathen war, auf jede Form des Luxus und des Ueberflusses. Auf diese Weise wurde die Unzufriedenheit herrschend durchs ganze Land, und sehnsüchtig sahen die Menschen einer Aenderung der Dinge entgegen.

Ein noch anderes Element der Unzufriedenheit, und zwar eins, das sich auf alle Klassen erstreckte, war die Antipathie gegen die Spanier. Dieses zu unterdrücken war sogar unter der Regierung Karl's des Fünften, der doch seinen flamändischen Unterthanen einen so offenbaren Vorzug bewiesen hatte, nicht leicht gewesen. Aber jetzt wurde es entschiedener hervorgerufen unter einem Monarchen, dessen Sympathie ganz und gar auf Seiten ihrer Rivalen war. Ohne Zweifel kann man dieses im Volke herrschende Gefühl aus dem, durch den Charakter der beiden Nationen gebildeten Gegensatz erklären, der ja so groß war, daß er kaum einen Punkt der Gemeinsamkeit zwischen ihnen darbot. Aber billigerweise darf man es in einem hohen Grade den Spaniern selbst zur Last legen, weil sie, während sie in der Heimath manche edle und großherzige Züge zeigten, dem Auge des Fremden bloß die zurückstoßende Seite ihres Charakters darbieten zu wollen schienen. Indem sie kalt und undurchdringlich waren und einen arroganten Ton der Ueberlegenheit über jede andere Nation, in welches Land sie auch von

ihrem Schicksale geworfen wurden, in England, Italien oder den Niederlanden, als Verbündete oder als Feinde, annahmen: finden wir die damaligen Spanier überall gleichmäßig verabscheut. Weil die Niederländer mit ihnen unter ein gemeinsames Szepter gebracht worden waren, erwuchs ein Geist des Vergleichens und der Rangstreitigkeit, der tausend Ursachen zu Aerger gab.

Die Schwierigkeit wurde noch mehr erhöht durch die Lage der benachbarten Länder, wo die Gemüther der Einwohner gegenwärtig im höchsten Zustande der Gährung wegen religiöser Angelegenheiten sich befanden. Kurz, die Atmosphäre schien überall so stark mit Elektricität geladen zu sein, daß dadurch ein heranziehendes Ungewitter angekündigt wurde. In dieser kritischen Lage der Dinge war es klar, daß die Harmonie in den Niederlanden bloß durch eine sehr sorgfältige und durchdachte Politik, eine Politik, die auf gleiche Weise zarte Rücksicht auf die Gefühle der Nation und Ehrfurcht vor ihren Institutionen zeigte, erhalten werden konnte.

Nachdem ich also das allgemeine Aussehen der Dinge, als die Herzogin von Parma ihre Regentschaft gegen das Ende von 1559 antrat, gezeigt habe, ist es Zeit, mit der Erzählung der hervorragenden, zum Revolutionskriege leitenden Ereignisse vorzuschreiten.

Wir haben schon gesehen, daß Philipp beim Verlassen des Landes die Verwaltung nominell in drei Räthe verlegte, wiewohl in Wirklichkeit das Gewicht der Regierung eigentlich auf dem Staatsrathe beruhte. Sogar hier zählten die ihn bildenden Adeligen in Sachen von wirklicher Wichtigkeit wenig, denn letztere waren einer consulta, bestehend, außer der Regentin, aus Granvelle, Graf Barlaimont und dem gelehrten Juristen Viglius, aufbewahrt. Da die beiden letzten ganz und gar dem Granvelle ergeben waren, und die Regentin die Weisung hatte, große Achtung vor seinem Urtheile zu hegen, so kann man sagen, daß die Regierung der Niederlande recht eigentlich in die Hände des Bischofs von Arras gelegt war.

An der Spitze der flamändischen Edlen im Staatsrath, und in der That im ganzen Lande standen in Anbetracht ihres Ranges, Vermögens und ihrer öffentlichen Dienste der Graf Egmont und der Prinz von Oranien. Von dem erstern habe ich schon Bericht gegeben, und

der Leser hat die wichtige Rolle gesehen, welche Egmont bei den großen Siegen von Gravelines und St. Quentin spielte. Auch dem Prinzen von Oranien war Philipp für empfangenen Rath mit Bezug auf die Führung des Krieges, noch mehr aber wegen der bei den Friedensunterhandlungen geleisteten Dienste verbunden. Bevor ich weiter gehe, wird es passend sein, dem Leser einige Einzelheiten über diesen berühmten Mann, den großen Leiter im Kriege der Niederlande, zu geben.

Wilhelm, Prinz von Oranien, war zu Dillenburg im deutschen Herzogthum Nassau am fünf und zwanzigsten April 1533 geboren. Er stammte aus einem Hause, dessen einer Zweig Deutschland einen Kaiser gegeben hatte, und Wilhelm's eigne Ahnen waren durch die von ihnen besetzten Aemter, und die sowohl in Deutschland wie in den Niederlanden geleisteten Dienste berühmt. Er pflegte stolz zu prahlen, daß Philipp größere Verbindlichkeiten gegen ihn, als er gegen Philipp habe, und daß der König, wäre das Haus Nassau nicht gewesen, so viele Titel, wie er jetzt hinter seinen Namen setzte, nicht würde schreiben können.

Durch den Tod seines Vetters René kam er in einem Alter von elf Jahren in den Besitz der großen Domäne in Holland und eines noch größern Eigenthums in Brabant, wo er den Titel Herr von Breda hatte. Hierzu kam die glänzende Erbschaft von Chalons und von dem Fürstenthum Oranien, welches jedoch, da es entfernt im Herzen Frankreichs lag, ein einigermaßen unsicherer Lehensbesitz zu sein scheinen könnte.

Wilhelm's Aeltern waren beide Lutheraner, und in ihrem Glauben wurde er aufgezogen. Aber mit Mißvergnügen bemerkte Karl die falsche Richtung, die Einem gegeben wurde, der eines Tages unter seinen flämischen Vasallen eine so ausgezeichnete Stellung einnehmen sollte. Mit der Beistimmung seiner Aeltern wurde das Kind im zwölften Jahre nach Brüssel übergesiedelt, um dort in der Familie von des Kaisers Schwester, der Regentin Maria von Ungarn, erzogen zu werden. Wie man auch ihre Zustimmung zu diesem Schritte erklären mag, so scheint es sicher, daß ihr Eifer für das Seelenheil ihres Sohnes nicht stark genug war, um seinem irdischen Wohlergehen im Wege zu stehen. In der Familie der Regentin wurde der Jüngling als Katholik erzogen,

während er in jeder Hinsicht eine seinem Range angemessene Erziehung empfing*). Es ist eine interessante Thatsache, daß sein Lehrer ein jüngerer Bruder Granvelle's war: — des Mannes, gegen den Philipp später eine Stellung so bitterer Feindschaft einnehmen sollte.

In einem Alter von funfzehn Jahren ward der Prinz in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen und wurde der Page Karl's des Fünften. Der Kaiser entdeckte schon bald die außerordentlichen Anlagen des Jünglings, und er zeigte dieß dadurch, daß er ihn, als letzterer älter wurde, mit verschiedenen wichtigen Sendungen betraute. Er war auf seinen militärischen Expeditionen vom Prinzen begleitet, und lieferte einen merkwürdigen Beweis seines Zutrauens in die Fähigkeit desselben, indem er ihn im Alter von zwei und zwanzig Jahren über die Häupter ergrauter Offiziere setzte und ihm den Befehl über die kaiserliche, mit der Belagerung von Marienburg beschäftigte Armee übertrug. Während der sechs Monate, welche hindurch Wilhelm den Oberbefehl führte, beschäftigte man sich noch mit dieser Belagerung und mit der Errichtung einer Festung zur Deckung Flanderns. Zu glänzenden Kriegsthaten gab es wenig Gelegenheit. Aber die Truppen litten Mangel an Nahrung und an Geld, und in dieser Verlegenheit war das Benehmen des jungen Befehlshabers von der Art, daß es die Weisheit seiner Ernennung rechtfertigte. Später verwandte ihn Karl zu verschiedenen diplomatischen Sendungen: einem gedeihlicheren Felde für die Uebung seiner Talente, die sich besser zu friedlichen, als zu kriegerischen Angelegenheiten geeignet zu haben scheinen.

Des Kaisers Hochachtung gegen den Prinzen scheint sich mit den Jahren gesteigert zu haben, und er gab davon einen öffentlichen Be-

*) Herr Groen Van Prinsterer hat sich Mühe gegeben, das Benehmen von Philipp's Aeltern hauptsächlich dahin zu erklären, daß sie Grund hatten, zu glauben, ihr Sohn würde doch am Ende Gott nach der Weise, in welcher er unterrichtet worden war, verehren dürfen. Allein, was für Zugeständnisse an die Protestanten Karln auch immer aus Gründen der öffentlichen Politik entwunden worden waren, so vermuthen wir doch, daß nur Wenige, die seinen Charakter studirt haben, glauben werden, daß er jemals darein gewilligt haben würde, zu erlauben, daß Jemand aus seinem eignen Haushalte, zu dem er im Verhältnisse eines Vormundes stand, in dem Glauben der Ketzer großgezogen würde.

weis in der letzten Stunde seiner Regierung, als er sich bei seiner Abdankung, während er an die Staaten der Niederlande seine Abschiedsrede hielt, auf Wilhelm's Schulter lehnte. Sodann bewies er dieß auch dadurch, daß er ihn zur ehrenhaften Sendung auserkor, die kaiserliche Krone Ferdinand zu überbringen.

Bei seiner Abdankung empfahl Karl Wilhelmen ernstlich seinem Nachfolger. Philipp zog aus den Diensten desselben im Anfange seiner Regierung Nutzen, als der Prinz von Oranien, der ihm in den französischen Krieg gefolgt war, zu einem der vier Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Vertrages von Cateau-Cambresis, für dessen Vollziehung er als einer der Geiseln in Frankreich zurückblieb, gemacht wurde.

Während der Prinz am Hofe Heinrich's des Zweiten war, wurde er, wie man sich erinnern wird, mit den geheimen Entwürfen des französischen und des spanischen Monarchen gegen die in ihren Besitzungen befindlichen Protestanten bekannt; und von Stund' an beschloß er, seine ganze Kraft auf die Vertreibung des „spanischen Ungeziefers" aus den Niederlanden zu verwenden. Doch darf man daraus noch nicht schließen, daß Wilhelm schon so frühzeitig mit dem Entwurfe umging, die spanische Herrschaft gänzlich abzuschütteln. Die Absicht, welche er im Schilde führte, ging nicht weiter, als daß er das Land von der verhaßten Anwesenheit der spanischen Truppen zu befreien und die Verwaltung in diejenigen Hände, welchen sie rechtmäßig zukam, zu legen gedachte. Indessen haben diejenigen, welche eine Revolution in Bewegung setzen, nicht immer die Kraft, selbige aufzuhalten. Wenn es ihnen gelingt, derselben eine Richtung zu geben, so werden sie wahrscheinlich von ihr über die beabsichtigte Gränze vorwärts getrieben, bis sie, indem sie aus dem Erfolge Zutrauen gewinnen, bei einem viel höhern Ziele, als ursprünglich vorgesetzt war, anlangen. Das aber war ohne Zweifel der Fall mit Wilhelm von Oranien.

Ungeachtet der Empfehlung des Kaisers war der Prinz von Oranien nicht der Mann, den Philipp zu seinem Vertrauten ausersah. Auch konnte Wilhelm den König unmöglich mit den für den Kaiser empfundenen Gefühlen betrachten. Karln war der Prinz offenbar für die in früher Jugend erhaltene Erziehung verpflichtet. Ebenso fühlte sich sein Nationalstolz nicht dadurch verwundet, daß er einen Spanier

zum Oberherrn hatte, da ja Karl nicht von Geburt, noch weniger aber von Herzen ein Spanier war. Das Alles war bei Philipp, in welchem Wilhelm bloß den Stellvertreter einer verabscheuten Race erblickte, umgekehrt. Die kluge Zurückhaltung, welche den Charakter eines jeden bezeichnete, verhinderte ohne Zweifel die äußere Kundgebung ihrer Gefühle; aber aus ihren Handlungen können wir leicht die instinktmäßige Abneigung, welche die beiden Theile gegen einander unterhielten, abnehmen.

Schon im frühen Alter von achtzehn Jahren heirathete Wilhelm die Anna von Egmont, Tochter des Grafen von Buren. Wenn wir dem liebevollen Tone ihres Briefwechsels trauen dürfen, war die Verbindung eine glückliche. Leider wurde die Vereinigung binnen einigen Jahren durch den Tod der Gattin aufgelöst. Nicht lange blieb der Prinz ein Wittwer, sondern machte bald der Tochter der Herzogin von Lothringen Anträge. Die Aussicht einer solchen Heirath verursachte dem Philipp große Unzufriedenheit, da er nicht wünschte, seine flamändischen Vasallen mit der Familie eines großen Lehnsmanns in Frankreich verbunden zu sehen. Nachdem Wilhelm sich in diesem Quartier getäuscht fand, machte er Annen von Sachsen, einer Erbin, deren große Besitzungen sie zu einer der glänzendsten Partieen in Deutschland machten, den Hof. Wilhelm's Liebesleidenschaft und sein Interesse, bemerkte man, stimmten gut mit einander überein.

Doch sollte im gegenwärtigen Falle der Lauf der Liebe nicht sanft dahin fließen. Anna war die Tochter Moritzens, des großen lutheranischen Streiters, des unversöhnlichen Feindes Karl's des Fünften. Frühzeitig als Waise hinterlassen, war sie in der Familie ihres Oheims, des Kurfürsten von Sachsen, in den strengsten Grundsätzen des lutherischen Glaubens aufgebracht worden. Begreiflicherweise war eine solche Verbindung Philipp in jeder Hinsicht zuwider. Nun wollte ihm wohl Wilhelm gern in so fern nachgeben, daß er um seine Genehmigung nachsuchte, allein er war nicht gewillt, sich dadurch im Zaume halten zu lassen. Die auf den Gegenstand bezügliche Korrespondenz, woran sowohl Granvelle, wie die Regentin thätigen Antheil nahm, nimmt in den Sammlungen jener Periode einen so großen Raum, wie

wichtigere Unterhandlungen ein. Der Prinz versuchte die Bedenken des Königs zu beseitigen, indem er erklärte, daß er von Herzen ein zu guter Katholik wäre, als daß er eine Frau heirathen sollte, die nicht dem nämlichen Glauben, wie er selbst, angehörte, und daß er vom Kurfürsten Versicherungen erhalten hätte, wonach seine Gattin in dieser Hinsicht ganz seinen Wünschen entsprechen solle. Eben so sehr, wie Philipp, obschon aus geradewegs entgegengesetzten Gründen, hegte der Kurfürst seine Bedenken wegen dieser Verbindung, und es setzt wirklich in Erstaunen, wenn man, nach der Versicherung des Prinzen dem König gegenüber, findet, daß ein Uebereinkommen mit dem Kurfürsten vorhanden gewesen sein muß, daß Annen der ungehinderte Genuß ihrer Religion freistehen solle. Diese Doppelzüngigkeit läßt einen unangenehmen Eindruck hinsichtlich des Charakters Wilhelm's zurück. Doch scheint sie, um nach seinem spätern Leben zu urtheilen, nicht ganz damit unvereinbar gewesen zu sein. Macchiavelli ist der Schriftsteller, den er am häufigsten zur Hand genommen haben soll, und in der Politik, in welche er seinen Weg einkleidete, können wir bisweilen den Einfluß des italienischen Staatsmanns zu gewahren glauben.

Die Heirath wurde den fünf und zwanzigsten August 1561 mit großem Gepränge zu Leipzig gefeiert. Der König von Dänemark, mehrere Kurfürsten, und viele Prinzen und Edle sowohl von Deutschland wie aus den Niederlanden waren zu Gaste geladen, so daß die ganze bei der Feier gegenwärtige Versammlung auf nahe an sechs tausend Personen abgeschätzt wurde. Der König von Spanien beglückwünschte die Braut, indem er ihr ein Juwel zum Werthe von drei tausend Dukaten überschickte. Indessen erwies sich die Vereinigung, wie Granvelle vorausgesagt hatte, als eine übelgewählte. Nachdem beide beinahe dreizehn Jahre zusammen gelebt hatten, trennte sich der Prinz, der der Ausschweifungen seines Weibes müde war, von ihr und schickte sie zu ihren Freunden nach Deutschland zurück.

Während seines Aufenthalts in Brüssel verfiel Wilhelm leicht auf die von dem flamändischen Adel eingehaltene Lebensweise. Er war ein großer Liebhaber von der gesunden Jagdübung, besonders von der Falkenbeize. Nach Art seiner Landsleute war er gesellschaftlich, ja

lustig in seinen Gewohnheiten*), und war Buhlschaften zugethan, die lange genug gewährt und für das ausschweifende Leben seiner Gemahlin eine Entschuldigung abgegeben haben sollen. Er bewohnte zu Brüssel seinen alten Familienpalast, wo er von Herren und Kavalieren und von einem zahlreichen Bedientengefolge umringt war**). Er machte großen Staat, indem er bei seinen Unterhaltungen eine verschwenderische Pracht entfaltete, und nur wenige Einheimische oder Fremde gab es, die einen Anspruch auf seine Gastfreundschaft hatten und diese nicht bewiesen erhielten. Durch diese theure Lebensweise belastete er seine Besitzungen mit einer schweren Schuld, die sich, wenn wir uns auf Granvelle's Versicherung verlassen dürfen, auf neunmal hundert tausend Gulden belief. Doch, wenn Wilhelm's Nachricht bloß ein Jahr später richtig ist, so war damals die Schuld auf einen sehr mäßigen Betrag herunter gebracht***).

Trotz seiner lustigen Sitten und seiner Liebe zum Vergnügen und trotz des sehr anziehenden Benehmens besaß er doch nicht das freie, offene Wesen, welches oft mit diesen Eigenschaften Hand in Hand geht. Er hieß bei seinen Zeitgenossen „Wilhelm der Stille." Vielleicht sollte dieser Beiname weniger seine Schweigsamkeit, als vielmehr jene undurchdringliche Zurückhaltung, welche seine Geheimnisse fest in seiner Brust verschloß, andeuten. Aber, während er seine eignen Entwürfe verbarg, war Niemand scharfsinniger in der Durchdringung der Pläne Anderer. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit fremden

---

*) Es kann einigen Begriff von dem großartigen Fuße der häuslichen Einrichtung Wilhelm's geben, wenn man erfährt, daß, als sie auf ein ökonomischeres Maß zurückgeführt ward, acht und zwanzig Oberköche entlassen wurden. (Van der Haer, De Initiis Tumult.) Derselbe Zeitgenosse erzählt uns, daß es in Deutschland wenig Fürsten gab, die nicht wenigstens einen Koch besaßen, der seine Lehrzeit in Wilhelm's Küche — der besten damaligen Schule für die edle gastronomische Wissenschaft — zugebracht hatte.

**) „Audivi rem domesticam sic splendide habuisse ut ad ordinarium domus ministerium haberet 24 Nobiles, pueros vero Nobiles (Pagios nominamus) 18." Ebendas.

***) Wir finden, daß er im Januar 1564 an seinen Bruder schreibt: „Puis qu'il ne reste que à XV. cens florins par an, que serons bien tost délivré des debtes."

Ländern und gebrauchte jedes Mittel sich Nachrichten zu verschaffen. Während er es also in seiner Macht hatte, Andere zu überlisten, war es sehr selten, daß er von ihnen angeführt wurde. Obschon er bei gewöhnlichen Gelegenheiten sparsam mit Worten war, so geschah es, wenn er sprach, mit Effekt. Seine Beredtsamkeit war von der überzeugendsten Art, und da er gegen die unter ihm Stehenden sich leutselig benahm und äußerst behutsam war, ihre Gefühle nicht zu verletzen, gewann er eine unbegränzte Gewalt über seine Landsleute. Man muß zugestehen, daß der Prinz von Oranien viele seltene Befähigungen, der Führer einer großen Revolution zu sein, besaß.

Das Benehmen, welches Wilhelm in Bezug auf die Religion seiner Gattin einhielt, kann Zweifel erwecken, ob er von Herzen Katholik oder Protestant, oder ob er nicht vielmehr auf gleiche Weise gegen beide religiöse Richtungen gleichgültig war. Die letztere Ansicht kann noch durch eine ihm zugeschriebene Bemerkung bestärkt werden, nämlich: „er wünsche nicht, daß sich sein Weib mit so traurigen Büchern, wie den Schriften der Bibel, Sorge machen möge, anstatt sich an Amadis de Gaul und andern angenehmen Werken dieser Art zu ergötzen." „Der Prinz von Oranien," sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „galt unter Katholiken für einen Katholiken, unter Lutheranern aber für einen Lutheraner. Hätte er gekonnt, so würde er eine aus beiden zusammengesetzte Religion gehegt haben. In Wahrheit betrachtete er die christliche Religion wie die von Numa eingeführten Zeremonien, als eine Art politischer Erfindung." Granvelle spricht in einem Briefe an Philipp in einem gleichen Sinne*). Diese Porträts rühren von unfreundlichen Händen her. Diejenigen, welche eine verschiedene Ansicht über seinen Charakter hegen, geben zu, daß seine Ansichten über religiöse Gegenstände in früherer Zeit unbestimmt waren, behaupten aber, daß er mit der Zeit den Lehren, welche er mit seinem Schwerte vertheidigte, aufrichtig ergeben wurde. Dieß scheint nicht mehr, als natürlich. Aber der Leser wird selbstständig zu urtheilen Gelegenheit haben,

*) „Tantôt Catholique, tantôt Calviniste ou Luthérien selon les différentes occasions, et selon ses divers desseins." Mémoires de Granvelle.

wenn er dem großen Führer durch die Wechsel seiner stürmischen Laufbahn gefolgt sein wird.

In der That würde es befremdend sein, wenn der Leiter in einer religiösen Revolution selber ohne alle religiöse Ueberzeugung gewesen wäre. Eins ist gewiß, daß er einen Geist der Duldung besaß, der um so ehrenhafter ist, als er damals so selten war. Er verurtheilte die Calvinisten als unruhig und aufrührerisch, die Katholiken aber wegen ihres bigotten Festhaltens an einem Dogma. Die Verfolgung in Glaubenssachen verdammte er völlig, denn er betrachtete die Freiheit des Urtheils in solchen Angelegenheiten als das unveräußerliche Recht des Menschen*). Man muß gestehen, daß diese Schlüsse, zu welchen die Welt nach unsäglichen menschlichen Leiden erst nach drei Jahrhunderten gelangte (ist sie wohl schon völlig dabei angelangt?), auf den Charakter Wilhelm's große Ehre strahlen.

Sechstes Kapitel.

Die Opposition gegen die Regierung.

Die Anlässe zur Beschwerde. — Die spanischen Truppen. — Die neuen Bisthümer. — Der Einfluß Granvelle's. — Der Widerstand gegen denselben von Seiten der Adeligen. — Seine Unbeliebtheit.

1559–1562.

Die erste Ursache der Unruhe entsprang nach Philipp's Abreise von den Niederlanden aus der Zurückhaltung der spanischen Truppen daselbst. Wie man sich erinnern wird, hatte der König sein Wort ver-

*) „Estimant, ainsy que faisoient lors beaucoup de catholiques, que c'estoit chose cruelle de faire mourir ung homme, pour seulement avoir soustenu une opinion, jasoit qu'elle fût erronée." Man., angezogen von Gachard, Cor. de Guillaume.

pfändet, daß selbige das Land allerlängstens binnen vier Monaten verlassen sollten. Doch war seitdem diese Frist lange verstrichen, ohne daß Anstalt zu ihrem Abmarsche getroffen wurde. Die Entrüstung des Volkes stieg höher und höher über die durch die Anwesenheit der verabscheuten Fremden also angethane Beleidigung. Es war Friedenszeit. Von Außen drohte kein Einfall; kein Aufstand existirte im Innern. Nichts erheischte die Aufrechterhaltung einer außerordentlichen Macht, noch weniger aber einer solchen, die aus fremden Truppen bestand. Es konnte bloß sein, daß der König, aus Mißtrauen gegen seine flamändischen Unterthanen, dieselben durch seine Söldlinge im Schach halten wollte, um mit genügender Stärke seine willkürlichen Handlungen in Kraft zu setzen. Ueber diese Voraussetzungen empörte sich der freie Geist der Niederländer, und kühn verlangten sie die Entfernung der Spanier.

Selbst Granvelle, der doch gern seinem Herrn mit der Beibehaltung einer Armee im Lande, worauf er sich verlassen konnte, gefällig gewesen wäre, erkannte an, daß der Plan unausführbar sei. „Die Truppen," schrieb er, „müssen zurückgezogen werden, und zwar eilends, oder aber die Folge davon wird ein Aufstand sein." Die Staaten, sagte er, wollten, so lange als jene dablieben, sich nicht herbeilassen, die nöthigen Steuern zu bewilligen. Der Prinz von Oranien und Graf Egmont gaben die ihnen vom König anvertrauten Befehlshaberstellen auf. Sie wagten, fügte der Minister hinzu, letztere nicht länger zu behalten, da es so unpopulär wäre.

Die Truppen hatten die Schwierigkeit sehr durch ihr übles Betragen erhöht. Sie waren aus der großen Masse, ja oft aus der Hefe des Volkes bezogen, und ihre Sittlichkeit, so wie sie war, hatte sich nicht durch das Lagerleben verbessert. So streng auch ihre Mannszucht in Zeiten aktiven Dienstes war, hatte sie doch sehr durch ihren gegenwärtigen unthätigen Zustand nachgelassen, und sie hatten volle Konzession, wie volle Muße, ihre schädlichen Begierden auf Kosten der unglücklichen Kreise, wo sie einquartiert lagen, zu befriedigen.

Doch war Philipp langsam mit der Beantwortung der ungelegenen Briefe der Regentin und des Ministers, und wenn er erwiederte, geschah es, um ihrer Forderung auszuweichen, indem er seinen

Mangel an Geldern beklagte und seine Absicht erklärte, die Truppen, sobald als er ihre Rückstände bezahlen könnte, zurückzuziehen. Unzweifelhaft war im Staatsschatze tiefe Ebbe: tiefere in Spanien, als in den Niederlanden*). Allein, Niemand konnte den Kredit des Königs für so sehr gesunken halten, daß derselbe nicht die Rückstände von drei bis vier tausend Soldaten hätte berichtigen können. Indeß sah die Regentin ein, daß es nothwendig war, zu handeln. Mehrere Rathsmitglieder leisteten Bürgschaft für die Bezahlung der Rückstände, und die Truppen wurden nach Seeland beordert, um nach Spanien einzuschiffen. Aber die Winde waren ungünstig. An der Küste oder am Bord der Transportschiffe wurden sie noch zwei Monate zurückgehalten. Schon bald geriethen sie mit den an den Dämmen angestellten Arbeitsleuten in Händel, und, da die Einwohner immer noch von dem König eine Contreordre in Bezug auf die Abreise der Spanier besorgten, so beschlossen sie, in diesem Falle die Dämme sich selbst zu überlassen und das Land unter Wasser zu legen! Glücklicherweise wurden sie nicht zu diesem Aeußersten getrieben. Im Januar 1561, mehr, als ein Jahr nach der von Philipp angesetzten Frist, wurde die Nation von der Anwesenheit der Eindringlinge befreit.

Philipp's Verhalten in dieser Angelegenheit ist nicht leicht zu erklären. Wie sehr er auch ursprünglich gewünscht haben mochte, die Truppen in den Niederlanden zurück zu behalten, da er auf sie, wie auf eine bewaffnete Polizei, zur Infraftsetzung seiner Befehle rechnen konnte: so war es doch klar geworden, daß das Gute, welches sie zur Stopfung eines Aufruhrs zu thun vermochten, durch die Wahrschein-

---

*) Aus einem von des Kaisers eigner Hand (September 1560) herrührenden Verzeichniß kann man sich einen Begriff von diesen Verlegenheiten machen. Daraus geht hervor, daß die gewöhnlichen Quellen des Einkommens schon verpfändet waren und, wenn man alle zu Gebote stehenden Mittel in Betracht zog, noch immer Grund zur Befürchtung vorhanden war, daß am Schlusse des folgenden Jahres das Defizit sich auf nicht weniger als neun Millionen Dukaten belaufen würde. „Wo die Mittel, dem zu begegnen, herkommen sollen," bemerkt Philipp bitter, „weiß ich nicht, sie müßten denn aus den Wolken fallen, denn alle gewöhnlichen Hülfsquellen sind erschöpft." Dieß war ein trauriges Vermächtniß, das auf den jungen Monarchen durch seines Vaters Ehrgeiz gekommen war.

lichkeit, daß sie einen solchen hervorrufen möchten, überwogen wurde. Indessen war es für den König charakteristisch, daß er sich von einer einmal eingenommenen Stellung nur langsam zurückzog, und es gab, wie wir zu sehen oft Gelegenheit haben werden, eine gewisse Apathie oder Trägheit in seinem Wesen, die ihn manchmal dazu verleitete, die Dinge lieber ihren eignen Gang gehen zu lassen, als denselben einen Weg anzubahnen.

Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, als auf dieselbe auch schon eine neue, kaum weniger ernste folgte. In einem vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, daß Anstalten getroffen worden waren, den vier bereits in den Niederlanden vorhandenen Bisthümern noch dreizehn neue hinzuzufügen. Diese an sich selbst gute Maßregel, die von der Lage des Landes erfordert wurde, konnte bei der damaligen Lage der Dinge leicht auf Opposition stoßen, wo nicht große Aufregung hervorrufen. Aus diesem Grunde war die ganze Angelegenheit von der Regierung völlig geheim gehalten worden. Erst 1561 erschloß Philipp seine Absichten einigen vornehmen Adeligen im Staatsrathe in einem Briefe. Allein schon lange vorher war der Plan ruchbar geworden und hatte durch das ganze Land allgemeine Aufregung hervorgerufen. Das Volk betrachtete ihn als einen Versuch, es demselben geistlichen Systeme, welches in Spanien herrschte, zu unterwerfen. Die Bischöfe waren kraft ihres Amtes mit gewisser inquisitorischer Gewalt ausgerüstet, welch' letztere durch die Bestimmungen der königlichen Edikte noch mehr erweitert wurde. Philipp's Vorliebe zur Inquisition ward wohl verstanden, und wahrscheinlich gab es im Lande nicht ein Kind, das nicht von dem mit der königlichen Gegenwart nach seiner Rückkehr in seine Besitzungen beehrten auto de fé gehört hatte. Die gegenwärtigen Veränderungen wurden als ein Theil eines großen Entwurfes zur Einführung der spanischen Inquisition in die Niederlande angesehen. So irrthümlich auch diese Schlußfolgerungen waren, so hatte man doch wenig Grund zu zweifeln, daß sie von denen, welche ihre Unrichtigkeit kannten, nur noch ermuthigt wurden.

Die Adeligen hatten andere Gründe, sich der Maßregel zu widersetzen. Die Bischöfe sollten den früher von den Aebten im gesetzgebenden Körper besetzt gehaltenen Platz einnehmen. Nun hatten die Aebte

ihre Erwählung den religiösen Häusern, welchen sie vorstanden, verdankt. Dagegen sollten die neuen Prälaten ihre Ernennung von der Krone empfangen. Daher sahen die Adeligen mit Schrecken ihre eigne Unabhängigkeit durch das Hinzukommen eines neuen Standes Menschen bedroht, die begreiflicherweise den Interessen des Monarchen dienstwillig sein mußten. Daß die Krone diese Vortheile nicht übersah, ist ersichtlich aus einem Briefe des Ministers, worin er die Aebte verspottet, als „Menschen, bloß fähig, über Klöster zu herrschen; stets willig, dem Könige hinderlich zu sein, und ebenso verkehrt, wie die Niedrigsten des Volkes"*).

Aber die größte Opposition erwuchs aus der Weise, wie die neuen Würdenträger unterhalten werden sollten. Dieß sollte dadurch geschehen, daß man die Aemter der Aebte unterdrückte und die Einkünfte ihrer Häuser zur Unterhaltung der Bischöfe verwandte. Für diese ökonomische Einrichtung scheint besonders Granvelle verantwortlich gewesen zu sein. So sollte das sich auf funfzig tausend Dukaten belaufende Einkommen der Abtei Affligen, einer der reichsten Brabants, dem Erzbischofssitze von Mecheln zugewandt und von dem Minister selbst genossen werden. Kraft dieser Würde sollte Granvelle der Primas der Niederlande werden.

Unter den Gliedern der religiösen Bruderschaften und Allen, die ein direktes oder indirektes Interesse dabei hatten, wurde durch diese Anordnungen ein lautes Geschrei hervorgerufen. Es war eine offenbare Verkehrung der Einkünfte von den Zwecken, zu welchen sie den unter dem Schutze der Grundrechte stehenden Stiftungen verliehen worden waren. Das Volk von Brabant berief sich auf die ,,Joyeuse Entrée.'' Die hervorragendsten Juristen in verschiedenen Theilen Europa's wurden wegen der Gesetzlichkeit dieser Vorgänge befragt. Von Brabant allein wurden sowohl in dieser Angelegenheit dreißig tausend

*) Aus dem freilich einige zwanzig Jahre später (1582) von Granvelle der Herzogin von Parma abgelegten, ziemlich offenherzigen Geständnisse geht das Bestreben der Krone deutlicher hervor: daß der große Zweck Philipp's darin bestand, der Autorität Wilhelm's und seiner Genossen ein Gegengewicht in den Staaten entgegen zu stellen.

Gulden verausgabt, wie auch, um bei dem römischen Hofe einen Agenten zu unterhalten, der Seiner Heiligkeit den wirklichen Stand der Dinge auseinandersetzte und den Bemühungen der spanischen Regierung entgegenwirkte.

Der Leser erinnere sich, daß so eben vor Philipp's Abreise von den Niederlanden von Rom eine Bulle anlangte, die zu der Errichtung der neuen Bisthümer ermächtigte. Doch war dieß erst der einleitende Schritt. Vor der Vollendung der Angelegenheit waren viele andere Vorgänge nöthig. Wegen der von den Provinzen in den Weg geworfenen Hindernisse und wegen der gewöhnlichen Langsamkeit des römischen Hofes verstrichen beinahe drei Jahre, ehe die schließlichen Breven von Pius dem Vierten ausgefertigt wurden. Von der eifersüchtigen Stimmung der Flamänder, welche die ganze Angelegenheit als eine Verschwörung des Papstes mit dem Könige gegen die Freiheiten der Nation ansahen, wurden neue Hindernisse erhoben. Utrecht, Geldern und drei andere Orte weigerten sich, ihre Bischöfe aufzunehmen, und letztere konnten dort niemals festen Fuß fassen. Antwerpen, das ein Bischofssitz hätte werden sollen, sandte eine Kommission an den König, um demselben den Ruin vorzustellen, den dieß über den Handel der Stadt bringen werde, da man das Bestehen einer Verbindung zwischen der Errichtung eines Bisthums und der spanischen Inquisition voraussetze. Ein ganzes Jahr lang wollte der König nicht geruhen, die Vorstellung zu beachten. Endlich aber stimmte er bei, die Entscheidung der Frage bis zu seiner Ankunft im Lande zu verschieben. So blieb Antwerpen mit seinem Bischof verschont*).

In einem andern Orte finden wir, daß der Bischof durch die Veranstaltung Granvelle's, der die zeitweilige Abwesenheit der Adeligen benutzte, Zulaß erhält. Nirgends wurden die Prälaten mit Enthusiasmus empfangen, sondern im Gegentheil geschah es, wo sie zugelassen wurden,

---

*) Durch eine andere Anordnung wurden die Verpflichtungen Affligen's und anderer Abteien Brabants in die jährliche Zahlung von acht tausend Dukaten zur Unterhaltung der Bischöfe verwandelt. Sowohl dieses Uebereinkommen, wie das mit Antwerpen wurde später von dem unbedenklichen Alva, der die ursprünglichen Bestrebungen der Krone ausführte, bei Seite gesetzt.

mit einer die Abneigung der Einwohner nur allzu deutlich anzeigenden Kälte und Stille. Das war der Fall mit dem Erzbischof von Mecheln selbst, der in die Hauptstadt seinen Einzug abhielt, ohne daß ihn eine Stimme begrüßte oder bewillkommnete. In der That erschien der neuerwählte Prälat überall mehr wie der sich in die Schafhürde verstohlenerweise einschleichende Dieb, denn wie der gute Hirte, der sie zu hüten kam.

Mittlerweile fiel die Gehässigkeit dieser Maßregeln auf das Haupt des Ministers. Kein Anderer war sie einzuschärfen so thätig gewesen, und ihm wurde allgemein vom Volke Schuld gegeben, daß er den ganzen Plan ursprünglich erfunden und denselben dem Souverän mitgetheilt hätte. Allein hiervon entlastet ihn Philipp ausdrücklich in einem Briefe an die Regentin, worin er sagt, daß der ganze Plan lange fertig gewesen war, ehe er dem Granvelle mitgetheilt wurde. In der That fragte der letztere mit anscheinendem Grunde, ob er, der bereits einer der vier Bischöfe des Landes wäre, wohl wahrscheinlicherweise einen Plan empfohlen haben könnte, welcher ihn bloß zu einem unter siebenzehn machte. Diese Berufung auf das Selbstinteresse stellte nicht völlig diejenigen zufrieden, welche meinten, es sei besser, der erste unter siebenzehn, als bloß einer unter vier Gleichen zu sein.

Was für eine Denkweise Granvelle auch ursprünglich in dieser Angelegenheit gehegt haben mag, so steht doch fest, daß er sich bald mit Herz und Hand der Ausführung der königlichen Absichten widmete, mochte dieß nun von seinem fügsamen Wesen herrühren, oder durch die Gewahrung seiner Vortheile beschleunigt werden. „Ich bin überzeugt,“ schreibt er im Frühjahr 1560 an Philipp's Sekretär Perez, „daß keine Maßregel vortheilhafter für das Land oder nothwendiger für die Unterstützung der Religion sein könnte, und wäre es zum Gelingen des Planes nöthig, so wollte ich gern Gut und Blut daran setzen.“

Demgemäß finden wir, wie er seine ganze Kraft auf die Durchführung des Entwurfes verwendet, indem er Auswege zur Erhebung der bischöflichen Einkünfte anräth und auf diese Art eine Stellung einnimmt, die ihn dem allgemeinen Tadel aussetzte. Er empfand dieß bitter, und manchmal vermochte er es trotz aller seiner Standhaftigkeit kaum auszuhalten. „Wiewohl ich nichts sage,“ schreibt er im Monat

September 1561 an den spanischen Gesandten in Rom, „so fühle ich doch die Gefahr der Lage, in welche mich der König gebracht hat. Der ganze Haß dieser Maßregeln fällt auf mein Haupt, und ich bete bloß, daß ein Mittel gegen das Uebel gefunden werden möge, wenn ich auch selber zum Opfer fallen sollte. Wollte Gott, daß nie an die Errichtung dieser Bisthümer gedacht worden wäre."

Februar 1561 erhielt Granvelle vom Papst Pius dem Vierten einen Kardinalshut. Bei dem Empfang dieser ausgezeichneten Ehre bewies er nicht die gewöhnlich offenbarte Fröhlichkeit. Er hatte ihn durch die Privatvermittelung der Herzogin von Parma erhalten, und er befürchtete die Eifersucht Philipp's rege zu machen, wenn sein Minister Jemandem anders, als ihm selber, diese Auszeichnung verdankte. Aber der König verlieh dem Vorgange seine herzliche Bestätigung, indem er dem Granvelle erklärte, daß die Belohnung nicht über sein Verdienst wäre.

Also mit dem römischen Purpur angethan, Primas der Niederlande und erster Staatsminister, konnte Granvelle auf den stolzesten Edlen des Landes herabsehen. Er stand an der Spitze beides, der bürgerlichen, wie der geistlichen Verwaltung des Landes. Alle Autorität war in seiner Person vereint. In der That war die Organisation des Staatsraths so gemacht worden, daß der Minister weniger das Haupt der Regierung, als die Regierung selber genannt werden konnte.

Die Angelegenheiten des Rathes wurden in der von Philipp vorgeschriebenen Weise geleitet. Gewöhnliche Geschäftssachen gingen dem ganzen Körper durch die Hände; allein wichtige Angelegenheiten waren dem Kardinal und seinen beiden Gehülfen zur Beschließung mit der Regentin vorbehalten. In solchen Fällen wurden die übrigen Minister nicht berufen, oder, wenn das doch geschah, wurden ihnen bloß diejenigen Depeschen von Spanien verlesen, welche mitzutheilen dem Minister beliebte. Die übrigen waren für die consulta vorbehalten. Wenn, was bisweilen vorkam, die Adeligen im Gegensatz zu Granvelle eine Maßregel durchsetzten, so verwies er lieber die ganze Frage an den Hof in Madrid. Durch diesen Ausweg gewann er für den Augenblick Zeit und erlangte zuletzt wahrscheinlich eine Entscheidung zu seinen Gunsten. Die Regentin fügte sich den Ansichten des Kardinals völlig. Von dem

Tone ihres Briefwechsels mit Philipp, worin sich die beiden Theile das unbedingteste Lob einander ertheilten, zu urtheilen, scheint zwischen ihnen das bestmögliche Verständniß geherrscht zu haben. Doch waltete in ihrem offiziellen Verkehr eine befremdende Zurückhaltung. Selbst wenn sie den nämlichen Palast bewohnten, sollen sie einander bloß schriftliche Mittheilungen gemacht haben. Der für dieses sonderbare Verfahren angeführte Grund ist, daß es, wenn sie viel beisammen wären, nicht scheinen sollte, als ob die Regentin so gänzlich unter der Leitung des Ministers handelte. Es steht fest, daß sowohl Margarethe, wie auch Granvelle eine ungewöhnliche Vorliebe für's Briefschreiben hegte, wie aus der Länge und Anzahl ihrer Episteln, namentlich aus denen an den König, hervorgeht. Besonders ging der Minister mit einer so schwatzhaften Genauigkeit auf die Einzelheiten ein, daß bloß wenige Männer seines Standes sich hierauf eingelassen haben würden. Allein sein Herr, an welchen seine damaligen Briefe hauptsächlich gerichtet waren, besaß die Tugend der Geduld in einem außergewöhnlichen Grade, wie sich aus der gewissenhaften Weise ergibt, in welcher er diese Depeschen durchlas und eigenhändige Noten dazu schrieb.

Der Minister bewohnte einen Ort in Brüssel, und hatte eine zweite Wohnung in einer kurzen Entfernung von der Hauptstadt. Er hatte sich sehr glänzend eingerichtet, war von einer großen Zahl Klienten begleitet, und seine Equipage und Livreen thaten sich durch ihre Pracht hervor. Er gab zahlreiche Bankette, hielt große levers ab, kurz, nahm eine Lebensweise an, die seinem Stande entsprach und seinem natürlichen Geschmacke nicht zu nahe trat. Wir dürfen wohl glauben, daß die großen Herren des Landes, deren Vorfahren Jahrhunderte lang daselbst die höchsten Posten ausgefüllt hatten, aufgebracht worden sein müssen, wenn sie sich in Schatten gestellt sahen durch Einen, dessen Glücksumstände also plötzlich durch den Sonnenschein königlicher Gunst zu dieser unnatürlichen Höhe emporgetrieben worden waren. Ihre Entrüstung wurde noch gesteigert durch die tückische Einrichtung, welche sie, während sie in der Verwaltung bloße Nullen bildeten, doch vor dem Volke für die Maßregeln jener als verantwortlich hinstellte. Und wenn die Beschuldigung der Arroganz gegen Granvelle in seinem auf den Gipfel getriebenen Glück ausgemachte Sache war, so mögen sich

wohl Gefühle einer persönlichen Art unter diejenigen allgemeiner Unzufriedenheit gemischt haben.

Was aber auch die flamändischen Herren empfunden haben, so muß man doch zugeben, daß sie mit der Kundgebung ihrer Gefühle nicht voreilig waren. Erst 1562 sehen wir den Kardinal in seiner Korrespondenz mit Spanien die Unfreundlichkeit der Adeligen erwähnen und das Obwalten eines Mißverständnisses mit ihnen bemerken. Wir finden, wie im vorhergehenden Jahre der Prinz von Oranien „sich herzlich und innig dem Wohlwollen des Kardinals empfiehlt" und sich unterzeichnet „Euer sehr guter zu Befehl stehender Freund." Vier Monate darauf, den drei und zwanzigsten Juli, haben wir einen von diesem „sehr guten Freund" und von Graf Egmont an Philipp gerichteten Brief. In dieser Epistel beklagen sich die Schreiber bitter über ihr Ausschließen von allen wichtigen Geschäften im Staatsrathe. Sie würden bloß eingeladen, an Berathungen von keiner Bedeutung Theil zu nehmen. Dieß wäre der von Seiner Majestät gegebenen Versicherung entgegen, als sie zögernd ihr Amt angenommen hätten, und wenn sie ihm jetzt schrieben, geschähe es aus Gehorsam gegen seine Befehle, wonach sie ihn, wofern dieß vorfiele, benachrichtigen sollten*). Trotzdem würden sie noch fortgefahren haben, die Entrüstung stillschweigend zu ertragen, hätten sie nicht gefunden, daß sie das Volk für Maßregeln, an denen sie keinen Antheil hätten, für verantwortlich hielte. — Wenn man die von Philipp für die consulta getroffene Einrichtung bedenkt, so hat man wenig Grund, bei diesem Vorgange seine Unschuld zu rühmen und seine Politik allzu sehr zu preisen. Da er das Uebel nicht abstellte, so hatte es für den beleidigten Theil nicht viel zu bedeuten, wenn der König zwischen den Zeilen in Abrede stellte, daß er um die Sache wüßte. Philipp dankte in seiner Antwort den Adeligen für ihren

---

*) Es geht hervor, daß die Adeligen sich bei Philipp beklagt hatten, weil sie in dem Kabinet des Herzogs von Savoyen, als dieser der Regent der Niederlande war, diese unwürdige Rolle hatten spielen müssen. Sonderbar genug bemerkt dieß Granvelle in einem Briefe 1555 an die Regentin Maria, indem er es als leeren Verdacht von ihrer Seite hinstellt. Der Gang der Dinge unter der gegenwärtigen Regentschaft kann wohl zeigen, daß zu diesem Verdachte guter Grund vorhanden war.

Eifer in seinem Dienste, und versprach ihnen ausführlicher zu antworten, wenn der Graf Hoorne nach Flandern zurückkehrte.

Man hat keine Ursache zur Voraussetzung, daß Granvelle mit der Thatsache, daß von den beiden Herren ein solcher Brief geschrieben worden war, jemals bekannt wurde. Das vom Romanschreiber beanspruchte Privilegium, seinen Helden und Heldinnen, wenn sie ihre Episteln aufsetzen, über die Schultern zu sehen, wird auch vom Geschichtsschreiber genossen. Vermittelst der aus dem modrigen Archiv der Parteien geretteten Materialien kann der Leser mit einer vollkommneren Einsicht der Beweggründe und Meinungen der großen handelnden Personen in das Drama vor drei hundert Jahren blicken, als sie in Bezug auf einander selber besaßen. Dieß gilt besonders von der vorliegenden Zeit, wo die Korrespondenz der betheiligten Parteien an sich selbst großartig war und durch die darum getragene Sorgfalt in öffentlichen und Privatsammlungen gut erhalten worden ist. Eine solche Sorgfalt wurde historischen Dokumenten dieser Art vor dem sechszehnten Jahrhunderte selten geschenkt.

Erst lange — fast ein Jahr — nach dem Datum des gegenwärtigen Briefes kommt Etwas, das das Vorhandensein einer Kälte, aber noch nicht eines offenen Bruches, zwischen Granvelle und den unzufriedenen Adeligen anzeigt. Mittlerweile waren die religiösen Wirren in Frankreich schnell reif geworden, und die gegenüberstehenden Parteien schaarten sich unter die Banner ihrer betreffenden Führer, entschlossen, die Sache mit den Waffen zu entscheiden.

Der nicht nur in seinen Besitzungen, sondern in der ganzen Christenheit als der Vertheidiger des Katholizismus dastehende Philipp bewachte mit Spannung den im Nachbarlande vor sich gehenden Kampf. Der letztere hatte für ihn um so mehr Interesse, weil er von Einfluß für die Niederlande war. Seine italienischen Besitzungen waren von Frankreich durch die Alpen, seine spanischen durch die Pyrenäen getrennt. Aber keine solche Gebirgsscheide lag zwischen Frankreich und Flandern. Beide waren in den Gränzprovinzen nicht einmal durch die Verschiedenheit der Sprache getrennt. Jeder Frankreich versetzte Stoß mußte nothwendig in dem entferntesten Winkel der Niederlande empfunden werden. Granvelle sah dieß so gut ein, daß er den König bat,

ein Auge auf seine französischen Nachbarn zu richten und sie in der Aufrechthaltung der römisch-katholischen Religion zu unterstützen. „Daß sie darin erhalten werden, ist für uns so wichtig, wie für sie. Viele hier,“ setzt er hinzu, „würden recht froh sein, wenn sie in jenem Königreiche die Sachen für den Katholizismus schlimm gehen sähen. Bis jetzt hat noch kein Adeliger unter uns sich offen erklärt. Sollte dieß aber geschehen, könnte Gott allein das Land vor dem Schicksale Frankreichs retten.“

Indem Philipp diesen Winken folgte und in Uebereinstimmung mit seinen eignen Ansichten handelte, sandte er der Regentin den Befehl, zwei tausend Mann auszurüsten und dieselben über die Gränze zur Unterstützung der französischen Katholiken zu schicken. Im Staatsrathe trafen diese Maßregeln auf entschiedenen Widerstand. Die großen flamändischen Herren von damals müssen gegen die Staatsreligion Ergebenheit wo nicht gefühlt, so doch affektirt haben. Allein sie wußten recht gut, daß im Lande ein zu großer Sauerteig der Ketzerei vorhanden sei, als daß diese Befehle munden könnten. Ferner hegten sie keine Neigung, sich also unnöthig in die Fehden Frankreichs zu mischen. Sie wendeten ein, daß man bei dem gegenwärtigen Stande der Stimmung daheim nicht sicher die Truppen entbehren könne, und daß, wenn sie gegen die Protestanten Frankreichs marschirten, man die deutschen Protestanten gegen sich selbst erwarten dürfte.

Dagegen wollte Granvelle die Befehle Philipp's, als wesentlich zur Sicherheit der Niederlande selber durchgesetzt wissen. Die von zwei entgegengesetzten Parteien gedrängte Margarethe fühlte die Verlegenheit beider Wege. Die sich darbietende Alternative war entweder Ungehorsam gegen den König, oder das Zuziehen des Grolls und vielleicht des Widerstandes der Nation. Oranien und Egmont baten sie, die Generalstaaten als die einzig sichern Rathgeber in solch' einem Vorkommnisse zu berufen. Von der frühern Regentin Maria von Ungarn waren die Staaten oft wegen Sachen von geringerer Bedeutung versammelt worden. Aber der Kardinal hegte keine Lust, jenes „böse Thier Volk“ zur Dazwischenkunft aufzurufen*).

*) „Ce méchant animal nommé le peuple“: — die eignen Worte des Kardinals in einem Briefe an den König.

Vor der Einschiffung Philipp's war er von der Berufung der Staaten Zeuge gewesen und hatte den von diesem Körper geführten Ton noch nicht vergessen. In der That war es das letzte Wort des Königs an seine Schwester gewesen, unter keiner Bedingung eine Versammlung der nationalen Gesetzgebung bis zu seiner Wiederkehr ins Land zu berufen.

Während sich aber Margarethe aus diesem Grunde, die Generalstaaten aufzufordern weigerte, berief sie eine Versammlung des Ordens des Goldenen Vließes, an welchen sie sich um Rath bei außerordentlichen Fällen zu wenden hatte. Die Ritter des Ordens bestanden aus Männern vom höchsten Ansehen im Lande, mit Inbegriff der Gouverneure der Provinzen. Im Mai 1562 versammelten sie sich in Brüssel. Ehe sie jedoch zusammenkamen, lud sie der Prinz von Oranien zu einer Konferenz in seinem eignen Palaste ein. Daselbst setzte er ihnen die Lage des Landes auseinander und versuchte mit den Mitgliedern ein regelmäßiges Widerstandssystem gegen die ausschließliche und willkürliche Verfahrungsweise des Ministers zu vereinbaren. Obwohl hier keine definitive Entscheidung Statt fand, schienen doch wohl die meisten Anwesenden den Ansichten des Prinzen beizufallen. Indessen stellten sich einige in das gegenüberstehende Lager, erklärten sich mit Granvelle zufrieden und nicht gewillt, ihrem Souverän die Wahl seiner Minister vorzuschreiben. Am vordersten unter diesen stand der Herzog von Arschot, ein eifriger Katholik, und Graf Barlaimont, der Präsident des Finanzrathes, der, wie wir bereits sahen, dem Minister völlig ergeben war. Dieser Edelmann theilte der Margarethe die einzelnen Vorgänge auf der Versammlung in dem Palaste des Prinzen mit, und die Regentin trug Sorge, die Ordensritter während der Dauer ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt so unaufhörlich zu beschäftigen, daß sich dem Prinzen von Oranien keine Gelegenheit zur Verfolgung seines Agitationsplanes bot.

Ehe die Versammlung des Goldenen Vließes verabschiedet worden war, hatte man beschlossen, an den König einen Gesandten abzuschicken, der ihm den Zustand des Landes sowohl in Bezug auf die religiöse Aufregung, die in gewissen Gegenden durch die Lage Frankreichs sehr gereizt wurde, wie auch hinsichtlich der jetzt das Land schwer drük-

kenden Finanzverlegenheiten vorlegen sollte. Die zu diesem Zwecke ausersehene Person war Florence de Montmorency, Herr von Montigny, ein Kavalier, welcher die Kühnheit besaß, seinen Abscheu vor einer Einmischung in die Rechte des Gewissens zu bekennen, und dessen Sympathien, wie man wohl glauben wird, nicht auf der Seite des Ministers waren.

Kurz nach seiner Abreise ordnete man die verwirrte Frage über die Hülfsleistung an Frankreich dadurch, daß man die persönliche in eine Unterstützung mit Geld verwandelte. Man beschloß, eine Steuer von funfzig tausend Kronen zu erheben und diese sogleich der französischen Regierung zu übermachen.

Montigny erreichte Spanien im Juni 1562. Er wurde von Philipp gnädig aufgenommen, indem der letztere in einer verlängerten Audienz sich einen ausführlichen Bericht über die Lage der Niederlande von ihm geben ließ. Bei der Beantwortung der Erkundigungen des Königs setzte der Gesandte auch das zwischen dem Minister und den Adeligen bestehende Mißverhältniß auseinander.

Allein die Herzogin von Parma gab diese kitzliche Angelegenheit nicht der Auseinandersetzung Montigny's anheim. Sie schrieb selber an ihren Bruder auf Italienisch, dessen sie sich, wenn sie ihre eignen Ansichten über Sachen von Bedeutung wiedergeben wollte, anstatt des gewöhnlich von den Sekretären gebrauchten Französischen bediente. Im Italienischen drückte sie sich mit der größten Geläufigkeit aus, und ihre Briefe in dieser Sprache waren um der Geheimhaltung willen von ihrer eignen Hand geschrieben.

Die Herzogin unterrichtete den König von den mit dem Adel entstandenen Wirren, indem sie besonders Oranien und Egmont als die Urheber anklagte. Sie beschuldigte dieselben böswilliger Verbreitung von Gerüchten, daß der Kardinal dem Philipp angerathen habe, das Land mit bewaffneter Macht zu überziehen, um fünfen oder sechsen der vornehmsten Unzufriedenen die Köpfe abschlagen zu lassen. Der Ergebenheit des Ministers und dessen Geschäftstalente spendete sie großes Lob, und sie flehte den König an, den Montigny in Bezug auf die gewöhnliche Voraussetzung jenes Planes aufzuklären, wonach die spani-

sche Inquisition im Lande eingeführt und den Institutionen des letzteren Gewalt angethan werden sollte.

Jetzt war der Krieg zwischen dem Kardinal und dem Adel offen erklärt. Welchen Anstand man auch noch im gegenseitigen Verkehr beobachtete, so herrschte nicht länger einiger Zweifel in Bezug auf die feindliche Haltung, in welcher sie hierauf zu einander zu stehen hatten. In einem Briefe, der kurz vor demjenigen der Regentin geschrieben war, gibt der Kardinal eine kurze Uebersicht über seine Stellung zum Könige. Der Brief ist in dem muthigen Tone eines vor drohenden Gefahren nicht zurückbebenden Mannes geschrieben. Nach einer Bemerkung, worin der Rechtgläubigkeit des Prinzen von Oranien kein großes Zutrauen geschenkt wird, sagt er: „Wenngleich mir der Prinz ein freundliches Gesicht zeigt, ist er doch, wenn von mir fern, voller Unzufriedenheit. Man hat," fährt er fort, „gegen mich eine Ligue gebildet und bedroht mein Leben. Aber, was diesen Punkt anlangt, hege ich keine Furcht, denn ich erachte sie viel zu weise, als daß sie so Etwas versuchen würden. Sie beklagen sich darüber, daß ich sie vom Amte ausschließe und für Eure Majestät eine unbedingte Autorität sicher zu stellen suche. Das Alles wiederholen sie offen bei ihren Banketten, ohne dadurch auf das Volk eine gute Wirkung zu thun. Allein niemals gab es in den Provinzen Gouverneure mit so viel Macht, wie sie besitzen, oder die alle Anstellungen vollkommener in eigner Hand gehabt hätten. In Wahrheit besteht ihre große Absicht darin, Eure Majestät und die Regentin bei der Regierung in leere Nullen zu verwandeln."

„Sie weigern sich," setzt er hinzu, „zu mir zu Tische zu kommen, wozu ich lächle. An dem Landadel, den Obrigkeiten und selbst an den würdigen Bürgern der Hauptstadt, deren Wohlwollen für Tage der Noth zu gewinnen wohlgethan ist, finde ich Gäste genug. Diese Uebelstände ertrage ich, wie ich kann, mit Geduld. Denn vom Allmächtigen wird Trübsal gesandt, damit er die belohne, welche um der Religion und um der Gerechtigkeit willen leiden müssen." Der Kardinal betrachtete sich gern in dem Lichte eines Märtyrers.

Er schließt diese interessante Epistel mit der Bitte, der König möge bald in die Niederlande kommen, „kommen wohlbegleitet und mit vielem

Gelde; da er ja, also ausgestattet, keinen Mangel an Truppen, um nöthigenfalls nach Außen zu handeln, haben wird, während seine Gegenwart dazu dient, die beunruhigten Gemüther im Innern zu besänftigen.“ Der pfiffige Minister sagt Nichts von dem Gebrauche, welchen man von diesen Truppen daheim machen könnte. Eine solche Andeutung würde die gegen ihn bereits vorgebrachten Anklagen rechtfertigen. Er durfte ruhig seinem Herrn überlassen, diese Anwendung selbst zu machen.

Im Dezember 1562 kehrte Montigny von seiner Sendung zurück und machte sofort dem Staatsrathe seinen Bericht. Er erging sich über die Bekümmertheit, welche Philipp für die Interessen des Landes bewiesen hatte. Nichts habe seinem Sinne ferner gestanden, als darin die spanische Inquisition einzuführen. Er sei bloß darauf bedacht, die im Lande wachsende Ketzerei auszurotten, und rief die mit Autorität Ausgestatteten auf, bei dem guten Werke aus allen Kräften zu helfen. Schließlich, obwohl durch Geldmangel gedrückt, verspräche er, so bald als er könnte, seine Angelegenheiten in Spanien zu ordnen und nach Flandern zurückzukehren. — Es war bei Philipp nichts Ungewöhnliches, daß er den Gedanken einer schleunigen Rückkehr ins Land durchschimmern ließ. Die gnädige Aufnahme beim König scheint auf Montigny einige Wirkung geäußert zu haben. Wenigstens traute er den königlichen Versprechungen bis zu einem Grade, welchen das skeptische Wesen Wilhelm's nicht im Entferntesten erlaubte. Dieser muthete seinem Freunde das Gleiche zu, und der letztere, dem die Rolle eines Uebertölpelten, welche die Sprache des Prinzen ihm zuzuertheilen schien, nicht behagte, entgegnete ärgerlich, und es fand in der Gegenwart der Herzogin Etwas zwischen den beiden Herren Statt, das nach einem Zwist aussah. So lautet mindestens der Bericht der besten Autoritäten. Allein in einer Zeit der Parteiung sind die Geschichtsschreiber nicht die besten Gewährsmänner. In den uns vorliegenden Zerwürfnissen haben wir einen bessern Führer an der Korrespondenz der handelnden Personen.

Durch Montigny wurden auch Depeschen für die Herzogin von Parma überbracht. Sie enthielten Winke für die bezüglich der Adelsfaktionen von ihr einzuhaltenden Politik. Der König empfahl ihr, die

Adeligen wo möglich dadurch zu trennen, daß sie unter ihnen den Samen der Eifersucht säete*). Egmont war ein Erzkatholik, von Gesinnung loyal, ehrgeizig und eitel. Es würde nicht schwer sein, ihn durch das Erweisen eines Vorzugs, der seiner Eitelkeit schmeichelte und zugleich zwischen ihnen Eifersucht und Mißtrauen erregte, von seinen Genossen loszureißen.

In frühern Zeiten hatte etwas diesen Gefühlen Aehnliches zwischen Egmont und dem Prinzen von Oranien obgewaltet. Wenigstens waren sie einander entfremdet gewesen. Bis zu einem gewissen Grade kann man dieß aus ihren Charakteren herleiten. Sicherlich konnten zwei Charaktere einander nicht stärker entgegengesetzt sein. Egmont, in seinem Wesen offen, feurig, stürmisch, hatte mit dem kalten, vorsichtigen und berechnenden Wilhelm wenig gemein. Die prunkenden Eigenschaften des erstern fesselten, weil sie an der Oberfläche lagen, leichter das Auge des gemeinen Mannes. In Wilhelm's Charakter war eine nicht leicht zu bemessende Tiefe, — eine gewohnte Zurückhaltung, welche es sogar für die ihn am besten Kennenden schwer machte, ihn richtig zu lesen. Doch mag die Kälte zwischen den beiden Edlen weniger aus der Verschiedenheit des Charakters, als aus der Gleichheit der Stellung entsprungen sein. Beide nahmen in der öffentlichen Achtung wegen ihres Standes und ihrer Dienste den vordersten Rang ein, so daß ein Aneinandergerathen auf der Bahn des Ehrgeizes fast nothwendig war. Allein, so fern sie sich früher auch gestanden hatten, waren sie jetzt doch durch den Druck der äußern Umstände zu eng verbunden, als daß sie durch die schlaue Politik Philipp's hätten getrennt werden können. Unter dem Einflusse eines gemeinsamen Widerwillens gegen die Verwaltung und ihre willkürlichen Maßregeln fuhren sie fort, einträchtig zusammen zu handeln, und zogen bei ihrer Vereinigung Vortheil gerade aus dem Gegensatze ihrer Charaktere. Denn, welche Aussicht auf Erfolg konnte besser sein, als die durch die Vereinigung der

---

*) „Es ist nicht wahr," bemerkt Philipp in einem Briefe an die Herzogin vom 17. Juli 1562, „daß Granvelle mir jemals anrieth, ein halbes Dutzend Köpfe abschlagen zu lassen. Obschon," fügt der Monarch hinzu, „es vielleicht gut sein würde, zu dieser Maßregel zu greifen."

Weisheit im Rathe mit der Kühnheit in der Ausführung dargebotene?

Wie man vorhergesehen hatte, waren die Folgen der Wirren in Frankreich bald in den Niederlanden ersichtlich. Die damaligen Protestanten bildeten eine Art Föderativrepublik oder vielmehr eine große geheime Verbindung, die sich zwar durch die verschiedenen Theile Europa's erstreckte, aber so eng zusammengekettet war, daß der in einer Gegend geschlagene Streich in jede andere fortvibrirte. Besonders empfanden die Calvinisten in den Gränzprovinzen eine große Theilnahme an den Bewegungen ihrer französischen Brüder. Viele Hugenotten suchten bei ihnen Zuflucht. Andere kamen, um ihre Lehren zu verbreiten. Begierig vertheilte und las man Abhandlungen in französischer Sprache. Prediger sprachen in den Konventikeln, und das Volk, zu Hunderten und Tausenden im Freien versammelt, schritt in Prozession einher und sang die Psalmen David's in der Uebersetzung Marot's.

Diese offene Herausforderung der Edikte erheischte das unmittelbare Einschreiten der Regierung. Zu Tournay wurden zwei calvinistische Prediger festgenommen, nach regelmäßigem Gerichtsverfahren verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. In Valenciennes wurden auf gleiche Weise zwei andere gefaßt, verhört und zu derselben schrecklichen Strafe verurtheilt. Da aber der Marquis von Bergen, der Gouverneur der Provinz, den Platz verlassen hatte, um an einem entfernten Orte einen Besuch abzustatten, so wurde die Hinrichtung bis zu seiner Rückkunft verschoben. So verflossen sieben Monate, da denn die Regentin dem Marquis schrieb, indem sie ihm wegen seiner jetzt unschicklichen Abwesenheit von seinem Posten Vorstellungen machte. Er besaß den Muth zu antworten, daß „es sich weder mit seinem Stande, noch mit seinem Charakter vertrüge, die Rolle eines Scharfrichters zu spielen.“ Der Marquis von Bergen hatte sich frühzeitig auf die Seite Philipp's von Oranien gestellt, und er wird wiederholt von Granvelle in dessen Briefen als der thätigste unter den Unzufriedenen angemerkt. Man kann wohl glauben, daß er mit dem von der Regierung befolgten Verfolgungssystem nicht befreundet war. Von Granvelle angetrieben übernahmen die obrigkeitlichen Personen zuletzt selber das Amt des Vollziehens der Hinrichtung. Die Märtyrer wur-

den am festgesetzten Tage unter Bedeckung nach dem Pfahle geführt. Der Scheiterhaufen war fertig und man wollte ihn so eben mit der Fackel anzünden, als, auf das von einem Gefangenen gegebene Zeichen, die Menge rings auf den Richtplatz hereinbrach, die Wachen und die Diener der Gerechtigkeit niedertrat, die für das Opfer zusammengelegten Reißbündel auseinander riß und die Schlachtopfer befreite. Alsdann schaarte man sich in eine Prozession, zog durch die Straßen der Stadt und sang dabei die gewöhnlichen Psalmen und calvinistischen Hymnen.

Mittlerweile gelang es den Dienern der Gerechtigkeit, die unglücklichen Männer wieder zu verhaften und sie in das Gefängniß zurückzubringen. Aber binnen Kurzem versammelten sich ihre Freunde in größerer Anzahl, als zuvor, stürmten die Feste, sprengten die Thore, befreiten die Gefangenen und führten sie im Triumph fort.

Diese weitgehenden Vorfälle verursachten, wie sich denken läßt, am Hofe der Regentin große Entrüstung. Sie befahl auf der Stelle eine Aushebung von drei tausend Mann Truppen, stellte dieselben unter den Marquis von Bergen und sandte sie gegen die Aufständischen. Die Macht war stark genug, um allen Widerstand zu überwinden. Es wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und die Majestät des Gesetzes wurde durch das Verhör und die Bestrafung der Rädelsführer gerächt.

„Harte und strenge Maßregeln," schrieb Philipp, „sind die einzigen, die man in Religionsangelegenheiten anwenden muß. Bloß durch Furcht kann der Janhagel" — womit die Reformatoren gemeint waren — „zu seiner Pflicht angehalten werden, und selbst das reicht nicht immer aus." Diese freisinnige Ansicht fand in den Niederlanden weniger Gunst, als in Spanien. „Man muß wohl überlegen," schrieb der Kardinal an den königlichen Sekretär Perez, „ehe man diese absoluten Verordnungen, welche hier keineswegs so stillschweigend, wie in Italien, angenommen werden, veröffentlicht." Der Flamänder berief sich auf seine Gesetze, und trotz allem Eifer des Ministers fand man es unmöglich, auf der Feuerspur der spanischen Inquisition vorzuschreiten.

„Ein Tumult würde auf der Stelle entstehen," schreibt er, „würden wir einen Menschen ohne die klarste Evidenz zu verhaften wagen.

Man kann gegen keinen Menschen ohne gesetzlichen Beweis verfahren." Aber, die grausamen Edikte einzuschärfen, lag ein unübersteigliches Hinderniß in den Gefühlen der Nation im Weg. Kein diesen Gefühlen widerstrebendes Gesetz konnte auf die Länge ausgeführt werden. „Ich beschuldige zwar keinen der Edlen der Ketzerei," schreibt die Regentin an ihren Bruder, „aber sie zeigen für die Sache der Religion wenig Eifer, während die Obrigkeiten aus Furcht vor dem Volke ihre Pflicht versäumen." „Wie absurd ist es doch," ruft Granvelle aus, „wenn vor der spanischen Inquisition Zeugenaussagen vorgenommen werden sollen, um Ketzer in Antwerpen herauszufinden, während Tausende, um die sich Niemand bekümmert, täglich frei herumgehen!" „Es ist," sagt er, „länger, denn ein Jahr her, daß nicht eine einzige Verhaftung wegen Ketzerei in dieser Stadt vorgefallen ist." Wie es aber auch um die Verfolgung gegenwärtig gestanden haben mag, so muß sich doch die unbestimmte Drohung der Zukunft stark der Einbildungskraft der Leute bemächtigt haben, wenn es, wie ein Zeitgenosse schreibt, damals nicht weniger als achtzehn bis zwanzig tausend Flüchtlinge in England gab, die um der Religion willen von Flandern geflohen waren.

Die ganze Gehässigkeit dieser Verfolgung fiel auf das Haupt Granvelle's. Er war das Werkzeug Spaniens. Spanien lag unter dem Joche der Inquisition. Deßhalb war es offenbar der Plan des Ministers, die spanische Inquisition über die Niederlande zu bringen. So beschaffen war die bündige Logik, vermittelst deren das Volk den Namen Granvelle's mit demjenigen des gefürchtetsten unter allen Tribunalen verband.

Man machte ihn für die Erfindung der unbeliebtesten Regierungsmaßregeln, so wie für die Ausführung derselben verantwortlich. Nicht nur über sein Privat-, sondern auch über sein politisches Leben waren tausend Anekdoten im Umlauf, und wahrscheinlich thut man dem Adel kein Unrecht, wenn man voraussetzt, daß er sich nicht viel Mühe gab, dieselben zu berichtigen. Der Günstling des Fürsten ist selten der Günstling des Volks. Aber nie war ein Minister so unbeliebt in den Niederlanden gewesen, wie es Granvelle war. Von dem Adel wurde er wegen seiner jähen Erhebung zu Macht, und wegen

der vorausgesetzten servilen Mittel, wodurch er sie erlangt hatte, gehaßt. Das Volk haßte ihn, weil er diese Macht zur Vernichtung seiner Freiheiten gebrauchte. Keine Verwaltung — mit Ausnahme derjenigen des eisernen Alva gewißlich keine — war der Nation gehässiger.

Ungeachtet der Standhaftigkeit Granvelle's und der bei der Regentin und einigen leitenden Räthen gefundenen Unterstützung, war es schwer, unter dieser Last des Tadels Stand zu halten. Gern hätte er den König ins Land zurückkehren und sich durch die Gegenwart desselben stützen sehen. Das ist damals der Refrain seiner Korrespondenz. „Es ist hier," schreibt er an den Sekretär Perez, „eine gewöhnliche Vorstellung, daß man in Spanien ganz gewillt ist, die Niederlande zu opfern. Die Herren sprechen so frei, daß ich für jeden Augenblick einen Aufstand besorge . . . . Ueberreden Sie um Gottes willen den König zu kommen, oder es wird schwer auf sein Gewissen fallen." Der Minister beklagt sich beim Sekretär, daß er von der Regierung daheim ganz im Stiche gelassen zu sein scheint. „Es ist," schreibt er, „drei Monate, seit ich einen Brief vom Hofe erhalten habe. Wir kennen hier von Spanien so wenig, wie von Indien. Solche Aufschiebungen sind gefährlich und können den König theuer zu stehen kommen." — Es ist klar, daß Seine Majestät vom königlichen Vorrechte, die Korrespondenz bloß einseitig zu führen, Gebrauch machte. Wenigstens war zu dieser Zeit sein Antheil daran gering, und seine Briefe waren gebunden im Vergleich mit den voluminösen Episteln seines Ministers. Vielleicht hatte die Politik mit diesem Stillschweigen des Monarchen zu thun. Seine Meinungen, ja, seine Wünsche, würden, bis zu einem gewissen Grade, das Gewicht von Gesetzen gehabt haben. Deßhalb wollte er sich nicht gern auslassen. Er zog vor, der Tendenz seines Charakters gemäß zu handeln, indem er dem Gange der Ereignisse vertraute, anstatt daß er dieselben durch voreiliges Handeln gestört hätte. Der Beiname, womit Philipp auf der Liste der castilischen Herrscher bezeichnet wird, heißt: „der Kluge."

Siebentes Kapitel.

Granvelle wird zum Rücktritt gezwungen.

Die Ligue gegen Granvelle. — Margaretha wünscht seine Entfernung. — Philipp bedenkt sich. — Granvelle wird entlassen. — Er verläßt die Niederlande.

1562—1564.

Während es sich um die gegen Granvelle in der Nation allgemein herrschende Stimmung so verhielt, wie im vorhergehenden Kapitel beschrieben wurde, erbosten sich die im Staatsrathe befindlichen Herren immer mehr über ihre Ausschließung von den Geschäften. Da jetzt die Maske abgeworfen war, so fuhren sie nicht länger damit fort, die bisher dem Minister gezollte Ehrerbietung zu bezeigen. Von der Opposition gegen seine Maßregeln gingen sie zur Ironie, zur Verhöhnung, zum Sarkasmus über, bis sie fanden, daß ihre Angriffe geringe Wirkung hatten, Granvelle außer Fassung zu bringen, noch geringere aber, seine Politik zu verändern, und deßhalb erschienen sie am Ende immer weniger oft im Rathe, wo sie eine so unbedeutende Rolle spielten. Dieß brachte die Regentin in traurige Verlegenheit, weil sie bei den unpopulären Maßregeln, worein sie verstrickt war, das Ansehen des großen Adels brauchte, um sich vor der Nation sicher zu stellen.

Selbst Granvelle betrachtete, ungeachtet seines großen Gleichmuths, die Krisis als so wichtig, daß er einige Nachgiebigkeit, oder wenigstens den Schein derselben, um das Wohlwollen seiner Feinde wieder zu gewinnen, für gut hielt. Er ermächtigte die Herzogin zu sagen, daß er völlig Willens sei, dieselben zur consulta zu ziehen und selber von der Versammlung derselben wegzubleiben, ja, die Verwaltung ganz und gar niederzulegen, vorausgesetzt, daß der König dieß billigte. Ob Margarethe dieß den Edlen mittheilte, steht nicht fest; aber, da nichts aus diesen großherzigen Zugeständnissen des Ministers

wurde, besaßen dieselben nicht die Kraft, den Groll seiner Feinde zu schlichten*).

Im Gegentheil richteten die mißvergnügten Herren ihre Anstrengungen darauf, ihre Ligue, deren Vorhandensein, wie man sich erinnern mag, Granvelle in einem Briefe des vorhergehenden Jahres erwähnte, dauerhaft zu machen. Wir sehen jetzt die Mitglieder durch einen Eid der Verschwiegenheit sich gegenseitig binden. Die diesen Bund bildenden Personen waren die Gouverneure der Provinzen, die Ritter des Goldenen Vließes, kurz, die meisten angesehenen Aristokraten des Landes. Es schien unmöglich, daß irgend ein Minister gegen eine solche Vereinigung, die sich ferner auf die Sympathien des Volkes stützte, Stand halten konnte. Als diese fürchterliche Verbindung sah, daß alle Versuche, auf den Kardinal einzuwirken, unwirksam waren, beschloß sie endlich, direkt an den König das Gesuch ihn zu entfernen zu stellen. Sie gaben an, daß sie, da sie die schweren, Seine Majestät drückenden Sorgen kennten, lange sich Nichts hätten merken lassen, und lieber geschwiegen, als die Sorgen noch durch ihre Klagen erschwert hätten. Wenn sie jetzt dieses Stillschweigen brächen, so geschähe es aus Pflichtgefühl für den König und um das Land vom Ruin zu retten. Sie verweilten bei dem jämmerlichen Zustande der Angelegenheiten, den sie, ohne besondere Beschuldigungen namhaft zu machen, ganz und gar dem Kardinale, oder vielmehr seiner Stellung zur Nation, Schuld gaben. Es wäre, sagten sie, unmöglich, daß die Angelegenheiten des Landes gedeihen könnten, wo der es verwaltende Minister so allgemein vom Volke verabscheut werde. Sie flehten den König ernstlich an, unverzüglich Maßregeln zur Entfernung

*) Philipp's Antwort auf den Brief der Herzogin, worin sie ihm den Vorschlag Granvelle's mitgetheilt hatte, war im höchsten Grade charakteristisch. Wenn Margarethe nichts Besseres thun könnte, möchte sie sich mit den Unzufriedenen über den Gegenstand in Unterhandlungen einlassen; aber sie möge dafür sorgen, daß die Nachricht davon nach Spanien so viel als möglich hinausgeschoben würde; auf der andern Seite wollte der König so lange als möglich mit dem Zurücksenden seiner Antworten warten. Denn die Maßregel, schließt Philipp, widerstrebt auf gleiche Weise der Gerechtigkeit wie den Interessen der Krone. Dieß war die königliche Politik des Hinausschiebens.

eines Uebels, das den schnellen Ruin des Landes drohte, zu ergreifen. Und sie schlossen mit der Bitte, daß sie ihre Sitze im Staatsrathe, wo bei dem vorhandenen Stande der Sachen ihre Gegenwart doch von keinem Nutzen sein könnte, möchten aufgeben dürfen. — Dieser vom elften März 1563 datirte Brief war, Namens der Coalition von drei Herren, die Sitze im Staatsrathe hatten: — von dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Egmont und dem Grafen Hoorne — unterzeichnet.

Der letztgenannte Edelmann war aus einem alten und sehr ehrenwerthen Geschlechte. Er bekleidete das hohe Amt eines Admirals der Niederlande und war Gouverneur sowohl von Zütphen, wie von Geldern gewesen. Er begleitete Philipp nach Spanien, und während seiner Abwesenheit wurde die Provinz Zütphen an einen Andern, den Grafen Megen, übertragen. Das hatte er, meinte Hoorne, den guten Diensten des Kardinals zu verdanken. Nach seiner Rückkehr in das Heimathsland ließ er sich alsbald in die Reihen der Opposition aufnehmen. Er war ein Mann von untadeliger Tapferkeit, von einem raschen, ungeduldigen Wesen; einer, der im Ganzen seine Berühmtheit weniger seinem Charakter, als den besondern ihn umgebenden Umständen verdankt zu haben scheint.

Den Tag vor der Depesche des Adels finden wir an den König einen Brief von Granvelle, der nicht mit dem, was bei den Herren vorging, unbekannt gewesen zu sein scheint. Er hatte, erzählt er Philipp, ihnen das Ungesetzliche ihres Betragens, indem sie sich also gegen die Regierung zusammenrotteten, auseinandergesetzt: ein Vorgang, der sie zu anderer Zeit einer gerichtlichen Verfolgung ausgesetzt haben würde. Er nennt Niemanden mit Namen, außer Egmont, welchen er als mehr behandlungsfähig und für Gründe zugänglicher, als seine Verbündeten, rühmt. Er wäre von üblen Berathern verführt worden, und Granvelle drückt die Hoffnung aus, daß demselben eines Tages die Augen über seine Irrthümer aufgehen werden, und daß er zu seiner Pflicht zurückkehren wird.

Es ist schwer, fährt er fort, sich einen Begriff zu machen von dem Abscheu, womit die Spanier von der Nation betrachtet werden. Die Spanier allein, hieß es überall, würden beim Madrider Hofe als

rechtmäßige Kinder angesehen, die Flamänder hingegen als unrechtmäßige. Es sei nöthig, diese Ausdrucksweise zu beseitigen, die Fläminger mit den Spaniern auf gleichen Fuß zu stellen, denselben einträgliche Anstellungen (denn sie brauchten solche) in Spanien oder Italien zu geben, und es möchte nicht nutzlos sein, den Prinzen von Oranien zum Vicekönig von Sizilien zu bestellen. — Auf diese Art wollte der schlaue Minister durch den nämlichen Akt seine Rivalen sowohl belohnen, als auch aus dem Lande fortschaffen. Allein er verkannte den Charakter Wilhelm's sehr, wenn er glaubte, er könnte ihn durch dieses Mittel von der Opposition loskaufen.

Ehe die Verbündeten eine Antwort erhielten, vergingen vier Monate, eine Zeit, während welcher die Angelegenheiten fortfuhren, dasselbe düstere Aussehen, wie zuvor, zu zeigen. Endlich kam vom Monarchen die lange erwartete Epistel, datirt vom sechsten Juni. Sie war kurz. Philipp dankte den Herren für ihren Eifer und ihre Hingebung in seinem Dienste. Indessen habe er nach langer Erwägung des Gegenstandes keinen namhaften Grund zur vorgebrachten Beschwerde gefunden, um den ihm gegebenen Rath, seinen Minister zu entlassen, zu stützen. Der König hoffte in Kurzem die Niederlande persönlich besuchen zu können. Zugleich würde er sich freuen, könnte er einen der Edlen in Spanien sehen, um von ihm den ganzen Sachverhalt zu erfahren; weil er nicht gewohnt sei, seine Minister zu verdammen, ohne die Gründe ihrer Anklage zu kennen.

Die Thatsache, daß die Herren keinen besondern Beschwerdegrund gegen den Kardinal namhaft gemacht hatten, gab dem Könige in der Korrespondenz einen offenbaren Vortheil. Es schien zu viel verlangt, wollte man von ihm das unverzügliche Entlassen des Ministers erwarten, auf das unbestimmte Vorgeben von der Unbeliebtheit desselben hin, und ohne daß ein einziger Beleg eines üblen Betragens gegen ihn angeführt wurde. Doch war dieß die Lage, in welcher sich nothwendig die Feinde Granvelle's befanden. Der Minister hatte nach den Befehlen des Königs gehandelt. Ein Angriff auf die Handlungen des Ministers wäre daher ein Angriff auf den König selber gewesen. Egmont soll sogar etwas später mit mehr Freimüthigkeit, als gewöhnlich, bei Tafel einem Freunde des Kardinals erklärt haben, daß „der

Streich nicht sowohl nach dem Minister, als nach dem Monarchen gezielt hätte."

Man kann sich die Unzufriedenheit der Herren beim Empfang dieser lakonischen Epistel vorstellen. Sie waren darüber empört, daß man sich aus ihren Vorstellungen so wenig machte, und daß sowohl sie, wie das Land der Parteilichkeit des Königs für seinen Minister geopfert werden sollten. Die drei Herren machten der Regentin die Aufwartung und erpreßten ihr eine zaudernde Zustimmung, die Ordensritter zu versammeln, und mit denselben zusammt dem übrigen Adel über das zu befolgende Verfahren zu berathen.

Daselbst ward entschieden, daß die Herren im Namen des ganzen Körpers einen zweiten Brief an Philipp richten und von nun an im Staatsrathe zu erscheinen aufhören sollten.

In diesem Briefe, welcher das Datum des neun und zwanzigsten Juli's trägt, drücken sie ihre Ueberraschung aus, daß Seine Majestät nicht zu einem bestimmteren Entschlusse, wenn schleunige und entscheidende Maßregeln allein das Land vom Untergange retten könnten, gelangt sei. Sie entschuldigten sich, daß sie Spanien nicht, bei einer so kritischen Lage der Dinge daheim, besuchen könnten. Zu einer andern Zeit und zu jedem andern Zwecke würden sie, wofern es des Königs Wunsch wäre, das gern thun. Aber es sei nicht ihre Absicht, als Ankläger zu erscheinen und gegen den Minister einen Prozeß anhängig zu machen. Sie hätten gehofft, in einer solchen Angelegenheit würde ihr Wort bei Seiner Majestät genügt haben. Die Frage bestände nicht darin, ob der Minister zu verurtheilen sei, sondern, ob er von einem Amte, zu welchem er in keiner Hinsicht tauge, entfernt werden müsse. Sie hätten gehofft, ihre Anhänglichkeit und erprobte Treue gegen die Krone würde es für sie überflüssig gemacht haben, auf eine Namhaftmachung der Beschwerden einzugehen. Diese könnten in der That leicht namhaft gemacht werden, aber die Unzufriedenheit und die durchs ganze Land herrschende Unordnung wären eine genügende Evidenz von des Ministers Unfähigkeit.

Sie berichteten, daß sie die Regentin mit ihrer Absicht bekannt gemacht, in Zukunft von dem Rathe, wo ihre Anwesenheit doch nicht weiter nützlich sein könne, fern zu bleiben, und sie hegten die Zuversicht,

daß dieß die Genehmigung Seiner Majestät erhalten würde. Sie drückten loyal und aufrichtig ihren Entschluß aus, daß sie von Allem, womit sie von der Regierung betraut worden wären, entbunden werden möchten, und sie schlossen, indem sie den hausbackenen Ton ihres Schreibens entschuldigten: denn sie seien keine Wortführer und Redner, sondern Männer, gewohnt eher zu handeln, als zu schwätzen, wie sich das für Personen ihres Ranges geziemte — der letzte Pfeil ging wahrscheinlich auf den Kardinal. — Der Brief wurde von dem nämlichen Triumvirate, wie der frühere, unterzeichnet. Der hier gegebene Auszug bleibt hinter dem Dokumente zurück, denn dieses ist beträchtlich lang und gut geschrieben. Der Ton ist derjenige von Männern, die mit der gewöhnlichen Ausübung von Autorität ein Gefühl der Selbstachtung verbanden, was ihren Gegnern Respekt abnöthigte. Das waren nicht die Männer danach, um sich streicheln und leicht einschüchtern zu lassen. Zum ersten Male wurde jetzt Philipp von seinen großen Vasallen in diesem stolzen Tone angeredet. Das sollte ihm über die Lage und den Charakter seiner Unterthanen in den Niederlanden die Augen geöffnet haben.

Zugleich setzte die Coalition eine fleißig ausgearbeitete „Remonstranz" an Margaretha auf. Darin zählten sie die verschiedenen Unregelmäßigkeiten des Landes, besonders aber die aus dem religiösen Zustande und aus der Finanzverlegenheit hervorgehenden, auf. Das einzige Heilmittel dieses Uebels ist in einer Versammlung der Generalstaaten zu finden. Die königliche Verhinderung dieser Maßregel muß ohne Zweifel von den übeln Rathschlägen, den wahren Interessen der Nation feindlicher Personen ausgegangen sein. Da ihre Dienste, während sie also vom Ergreifen des in ihren Verlegenheiten richtigen und einzigen Heilmittels abgehalten werden, von wenig Nutzen sein können, so vertrauen sie, die Regentin werde es nicht übel aufnehmen, daß sie, so lange als die gegenwärtige Politik befolgt wird, ablehnen, ihre Sitze im Staatsrathe einzunehmen, um dort, wie es vier Jahre lang geschehen, bloße Schatten zu sein.

Von dieser Periode an erschienen die mißvergnügten Herren nicht weiter im Rathe. Die Bestürzung Margarethens war groß. Also von dem Adel, zu welchem das Land das größte Zutrauen hegte, ver-

lassen, stand sie gleichsam allein mit dem Mann da, den das Land auf das Tiefste verabscheute. Schon lange hatte sie sich das Ungewitter rings um das geweihte Haupt des Ministers ansammeln sehen. Der alleinige Versuch, seine zusammenbrechenden Glücksumstände aufrecht zu erhalten, mußte sie wahrscheinlich mit ihm unter ihren Trümmern begraben. In ihrer äußersten Noth rief sie die Verbündeten an und suchte sie, weil sie dieselben nicht trennen konnte, von ihrer Opposition abzubringen. Diese dagegen ersuchten die Regentin, sich nicht länger der verzweifelten Sache eines im Lande so verhaßten Ministers anzuschließen. Möglicherweise flößten sie ihrer Seele die Ahnung der untergeordneten Rolle ein, die sie wegen des über alle Vorstellung gehenden Ehrgeizes des Kardinals zu spielen hatte. Jedenfalls trat in ihrem Betragen eine offenbare Veränderung ein, und während sie sich auf Granvelle immer weniger verließ, trat sie in freundlichere Beziehungen mit seinen Feinden. Das war besonders der Fall in Absicht auf Egmont, dessen freimüthiges, höfliches Benehmen und loyales Wesen ihm in hohem Grade die Hochachtung der Herzogin erworben zu haben scheinen.

Endlich überzeugt, daß es unausführbar sein würde, die Regierung noch viel länger auf der gegenwärtigen Grundlage weiter zu führen, beschloß Margaretha, darüber ihrem Bruder zu schreiben, und zugleich ihren vertrauten Sekretär Armenteros nach Spanien zu schicken, damit derselbe den König mit dem genauen Stande der Dinge in den Niederlanden bekannt mache.

Nachdem die Herzogin die Unordnung und die Schwierigkeiten im Lande weitläufig geschildert hatte, kam sie auf den Zwist zwischen dem Kardinal und dem Adel zu sprechen. Sie hätte jedes Mittel ergriffen, die Parteien zu versöhnen; allein das wäre unmöglich. Die Verdienste Granvelle's wären ihrem Gedächtnisse vollkommen gegenwärtig: seine große Fähigkeit, seine Erfahrung in öffentlichen Geschäften und seine Ergebenheit gegen die Interessen sowohl des Königs, wie der Religion. Aber auf der andern Seite, ihn in den Niederlanden in Opposition mit dem Willen des Adels zu halten, hieße das Land nicht bloß großen Verlegenheiten, sondern der Gefahr des Aufstandes aussetzen. Die Obliegenheiten der von ihr eingenommenen hohen

Stellung nöthigten sie, den wahren Sachverhalt dem Könige vorzulegen, und er möchte entscheiden, welcher Weg eingeschlagen werden solle. — Mit diesem Briefe, der das Datum des zwölften Augusts trägt, und mit ausführlichen Instruktionen von der Regentin ausgerüstet, wurde Armenteros alsbald auf seine Mission nach Spanien abgesandt.

Binnen Kurzem war der Zustand der Stimmung des Brüsseler Kabinets im ganzen Lande bekannt, oder wurde wenigstens vermuthet. Es lag im Interesse der Betheiligten, ihn nicht geheim zu halten. Der auf diese Weise von seinen Freunden verlassene Kardinal wurde nun eine deutlichere Zielscheibe für die Lanzen seiner Feinde. Pasquille, Satiren, Schmähschriften flogen nach ihm von allen Seiten. Solche Flugschriften gehen gewöhnlich unter mit der nämlichen Gelegenheit, die sie ins Leben rief: gleich dem Insekt, das, nachdem es seinen Stachel verloren hat, stirbt. Allein, einige haben bis zum gegenwärtigen Tage gelebt, oder waren wenigstens noch am Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden und wurden um ihrer literarischen Ausführung willen von einem Kritiker (Reiffenberg) sehr gepriesen.

In der von uns dargestellten Zeit war es Sitte, daß junge Leute in Dörfern und Städten zusammenkamen, um die sogenannten „akademischen Spiele" zu feiern. Diese bestanden in rhetorischen Erörterungen der Tagesfragen, bisweilen auch von Sachen mit einem theologischen oder politischen Charakter. In der gegenwärtigen Krisis boten die öffentlichen Angelegenheiten ein fruchtbares Thema dar, und namentlich der Kardinal wurde oft arg mitgenommen. Vergebens suchte die Regierung dieser Zügellosigkeit zu steuern. Das diente bloß dazu, die Disputirenden zu neuen Entfaltungen ihres Witzes und Spottes anzuspornen.

Man wird wohl gern glauben, daß Granvelle nicht lange Zeit brauchte, um seinen Verlust an Kredit bei der Regentin und die von der letzteren mit seinen Feinden eingegangenen innigeren Beziehungen zu gewahren. Was er auch immer empfunden haben mag, so war er doch zu stolz oder zu klug dazu, um seinen Grimm der Herzogin zu verrathen. Auf diese Weise bei Allen, bis auf eine unbedeutende Partei, die als „Kardinalisten" gebrandmarkt wurde, um seinen Kredit gebracht, täglich seinen Einfluß auf die Regentin mehr verlierend, in offenem

Kriege mit dem Adel begriffen und vom Volke gehaßt: war niemals ein Minister in einer so verlorenen Lage, oder einer, der unter solchen Umständen seinen Posten hätte einen Tag lang behaupten können. Doch dem Granvelle entfiel der Muth nicht; so wie ihn Andere verließen, verließ er sich mehr auf sich selbst, und die Unerschrockenheit, welche er in dieser Vereinzelung bewies, wo er gleichsam dem Grolle der Nation die Stirn bieten mußte, mag ihm wohl die Hochachtung seiner Feinde gewonnen haben. Er machte, um sich die Unterstützung des Adels zu sichern, oder die Gunst der Regentin wieder zu erlangen, kein niedriges Zugeständniß. Er bebte nicht vor den Gefahren und vor der Verantwortlichkeit seiner Lage zurück, obschon die letztere wenigstens schwer auf ihm lastete. Indem er von dem unaufhörlichen Sorgendrucke spricht, schreibt er an seinen Korrespondenten Perez: „Mein Haar ist so grau geworden, daß Sie mich nicht erkennen würden." Er zählte damals erst sechs und vierzig. Zwar sehen wir ihn einmal dem Könige sagen, daß „wenn Seine Majestät nicht bald in die Niederlande käme, er dieselben verlassen müßte." Dieß scheint ein so plötzlicher Gefühlsausbruch gewesen zu sein, wie es ein vereinzelter war, ihm abgenöthigt durch das Aeußerste seiner Lage. Aber es war mehr seinem Charakter entsprechend, wenn er später an den Sekretär Perez schrieb: „Ich bin dermaßen auf allen Seiten von Gefahren umlagert, daß mich sehr viele Leute für verloren geben. Allein ich gedenke mit Gottes Beistand so lange zu leben, wie ich kann, und wenn man mir das Leben nimmt, vertraue ich, daß man damit noch nicht Alles erlangt hat." Nirgends gibt er den Wunsch zu seiner Abberufung kund. Auch erlaubte es ihm sein Ehrgeiz nicht, das Steuer aufzugeben; sondern je wilder der Sturm tobte, um so fester klammerte er sich an die Trümmer seines Glücks an.

Die Ankunft des Armenteros mit den Depeschen und die von demselben überbrachten Nachrichten verursachten am Madrider Hofe ein großes Aufsehn. „Wir stehen am Vorabende einer schrecklichen Feuersbrunst," schreibt einer der Sekretäre Philipp's, „und diejenigen, welche meinen, sie würde wie früher vorübergehen, befinden sich in großem Irrthume." Er drückt den Wunsch aus, Granvelle möge sich von dem Lande, wo, wie er voraussagt, man bald seine Rückkehr wünschen

werde, zurückziehen. „Aber der Ehrgeiz," fügt er hinzu, „und das Ehrgefühl sind dem auf gleiche Weise entgegen. Auch wünscht es der König nicht."

Doch war es nicht leicht zu sagen, was der König wünschte: sicherlich aber nicht, welchen Weg er einschlagen würde. Er fühlte ein natürliches Unbehagen bei der Entlassung des Ministers, dessen größter Irrthum in zu unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle seines Herrn zu bestehen schien. Er erklärte, er wolle eher die Einbuße der Niederlande riskiren, als ihn aufgeben. Doch wie war dieser Minister im Widerspruche mit dem Willen der Nation auf seinem Posten zu erhalten? In dieser Klemme suchte Philipp bei dem Manne Rath, dem er am meisten vertraute: beim Herzog Alva, dem allerschlimmsten Berather im gegenwärtigen Falle.

Die Antwort des Herzogs war äußerst charakteristisch für den Menschen in ihm. „Wenn ich," sagt er, „die Briefe dieser Herren lese, bin ich so voller Wuth, daß, strengte ich mich nicht an dieselbe zu unterdrücken, Ihnen meine Sprache wie die eines Tollen vorkommen würde." Nach dieser gemäßigten Einleitung empfiehlt er dem Könige, den Granvelle unter keiner Bedingung von der Verwaltung der Niederlande zu entfernen. „Es ist eine ausgemachte Sache," sagt er, „daß der Kardinal das erste Opfer sein soll. Eine Empörung gegen den Fürsten beginnt begreiflicherweise mit einem Angriff auf seine Minister. Es würde besser sein," fährt er fort, „wenn mit Allen zugleich summarisch verfahren werden könnte. Weil das aber nicht sein kann, so möchte es das Beste sein, die Adeligen zu trennen, den Egmont und seine ihm zugethanen Anhänger zu gewinnen, und Mißfallen denen zu bezeigen, welche die geringsten Verbrecher sind. Was die größeren anlangt, welche die Köpfe zu verlieren verdienen, so wird Eure Majestät wohlthun, aufzuschieben, bis Sie ihnen den verdienten Lohn geben können."

Theilweise nahm der König diesen Rath an, denn das Aufschieben kam seinem Wesen nicht sauer an. Allein, je mehr er über die Sache nachdachte, um so mehr fühlte er sich überzeugt, daß es unmöglich sein würde, den verrufenen Minister auf seinem Posten zu halten. Doch schauderte er, als er zu dieser Entscheidung gekommen war, davor zurück, sie auszusprechen. So verstrichen Monate und noch wurde Armenteros,

der die königlichen Depeschen zurückbringen sollte, in Madrid aufgehalten. Es schien, als ob Philipp hier, wie bei andern, minder wichtigen Angelegenheiten, darauf gefaßt wäre, die Sachen lieber ihren eignen Gang gehen zu lassen, als sie selber zu leiten.

In den ersten Tagen des Januars 1564 mahnte die Herzogin von Parma ihren Bruder, daß die Herren wegen seines langen Stillschweigens sehr erbittert würden. Es wäre, sagte sie, eine ganz gewöhnliche Meinung, daß er sich aus Flandern wenig machte, und daß er unter dem Einflusse schlimmer Rathgeber stände, die ihn zu überreden suchten, mit dem Lande wie mit einer eroberten Provinz umzugehen. Sie bat ihn, den Brief des Adels zu beantworten, besonders aber, dem Grafen Egmont in huldvollen Ausdrücken zu schreiben, da derselbe dieß wegen des für die Interessen seines Souveräns immer bewiesenen Eifers wohl verdiente.

Man wird betroffen über den Ton, in welchem die Regentin hier von einem dieser Leiter der Opposition in so großem Widerspruch mit ihrer früheren Sprache redet. Es beweist, wie vollkommen sie jetzt unter ihrem Einflusse stand. Indessen finden wir wirklich fortwährend sowohl in ihren Briefen, wie in denen des Kardinals einen freundlicheren Ton gegen Egmont, als gegen seine beiden Genossen angestimmt. Von wegen der Rechtgläubigkeit in Religionssachen war er untadelig. Seine herzlichen Sitten, sein freies, frohes Wesen versicherten ihm die Sympathie Aller, mit denen er in Berührung kam. Gewöhnlich glaubte man, es würde nicht schwer sein, ihn von der Partei der Unzufriedenen, mit denen er zusammengewürfelt war, loszutrennen. Die Vorstellungen, welche man vom Prinzen von Oranien hegte, waren nicht dergleichen.

In einem ohne Datum, aber vielleicht um diese Zeit geschriebenen Briefe Granvelle's an Philipp finden wir Porträts oder vielmehr Abrisse der beiden großen Führer der Opposition mit einer Meisterhand gezeichnet. Den Egmont bezeichnete er als fest in seinem Glauben, gut gesinnt, aber unter dem übeln Einflusse Wilhelm's. Es würde nicht schwer sein, ihn durch Schmeichelei und Gunstbezeigungen überzuziehen. Dagegen ist der Prinz ein listiger und gefährlicher Feind, mit tiefer

Einsicht, von gränzenlosem Ehrgeize, schwer zu ändern und unmöglich zu überwachen. In diesem letztern Charakter erblicken wir den wahren Führer der Revolution.

Da die Adeligen über die durch das lange hinausgezogene Stillschweigen bewiesene Gleichgültigkeit des Königs empört waren, sandten sie, ungeachtet der Gegenvorstellungen der Regentin, ihrem Kourier, der in Madrid auf die königlichen Depeschen gewartet hatte, den Befehl, nicht länger zu warten, sondern ohne dieselben in die Niederlande zurückzukehren. Glücklicherweise rührte sich Philipp jetzt und schickte Ende Januar 1564 den Armenteros mit seinen Instruktionen nach Brüssel zurück. Die wichtigste davon war ein Entlassungsschreiben an den Kardinal selber. Es war sehr kurz. „In Erwägung dessen, was Sie schreiben,“ sagte der König, „halte ich es für das Beste, wenn Sie die Niederlande auf einige Tage verlassen und mit der Zustimmung der Herzogin von Parma zu Ihrer Mutter auf Besuch nach Burgund gehen. Auf diese Weise wird sowohl meine Autorität, als auch Ihre Ehre gewahrt werden.“

Es ist Streit darüber gewesen, in wie weit der Rücktritt des Kardinals freiwillig war. Die neuerdings gemachte Entdeckung dieses Briefes Philipp's entscheidet diese Frage. Er trat auf Befehl des Souveräns ab. Doch war dieser Brief durch die Nothwendigkeit erpreßt und so gegeben, daß er weder das Gefühl, noch den Ruf des Ministers verletzte. Beide Theile setzten voraus, daß die Abwesenheit Granvelle's nicht lange dauern würde, noch weniger aber glaubten sie, daß seine Entlassung auf alle Zeiten wäre. Selbst Philipp, als er den Brief an den Kardinal auffsetzte, lebte der Hoffnung, daß die Nothwendigkeit seiner Abreise völlig vermieden werden könnte. Dieß geht aus den zu gleicher Zeit an die Regentin geschickten Depeschen hervor.

Kurz nach seinem Briefe an Granvelle schrieb Philipp den neunzehnten Februar eine Antwort an die Herren im ganzen Tone der beleidigten Majestät. Er drückte sein Erstaunen aus, daß sie aus irgend einem Motiv zur Leerlassung ihrer Sitze im Rathe, wohin sie gewiesen worden wären, hätten bewogen werden können. Sie würden nicht verfehlen, zumal dahin zurückzukehren und zu beweisen, daß sie die öffent-

liche Wohlfahrt allen Privatbedenken vorzögen. Was die Entfernung des Ministers anlange, so würde der König vor der Entscheidung der Angelegenheit weiter überlegen, weil es ihnen nicht gefallen habe, irgend welche Anklagen gegen ihn namhaft zu machen. So schrieb Philipp, nachdem er drei Wochen zuvor dem Kardinal seine Entlassung gegeben, an seine Feinde, als ob die Angelegenheit noch in der Schwebe hinge, dem Scheine nach hoffend, durch den stolzen Ton der Autorität den Muth der widerspenstigen Edlen zurückzuschrecken und sie zur Fügsamkeit gegen seine Befehle einzuschüchtern. Sollte diese Politik gelingen, so durfte der Kardinal das Ruder der Regierung noch fortführen*).

Aber Philipp war noch nicht inne geworden, daß er mit Männern zu thun hatte, die wenig von dem an seinen castilischen Vasallen gewohnten Geist der Unterwürfigkeit besaßen. Der absprechende Ton seines Briefes erhitzte das Blut der flamändischen Herren, so daß sie auf der Stelle der Regentin die Aufwartung machten und ihre Absicht, nicht in den Rath wieder einzutreten, ankündigten. Wahrscheinlicherweise konnte die Sache hierbei nicht stehen bleiben, und Margaretha erblickte mit Schrecken die Aufregung, welche der Brief des Königs, wenn derselbe dem ganzen Adelskörper vorgelegt wäre, verursachen würde. Indem sie sich vor einem übereilten, schwer wieder gut zu machenden Schritte fürchtete, beschloß sie, daß entweder der Kardinal seine beabsichtigte Abreise ankündigen sollte, oder daß sie es an seiner Statt thun wolle. Der Versuch Philipp's war gescheitert. Deßhalb blieb dem Minister Nichts übrig, als zu erklären, daß er, da sein Bruder, der letzte Gesandte am französischen Hofe, nach Brüssel zurückgekehrt wäre, von der Regentin die Erlaubniß erhalten hätte, denselben auf

*) Reichliche Evidenz von Philipp's Absichten wird geliefert durch seine Depeschen an Margaretha, mit zwei Briefen an Egmont, die darin eingeschlossen waren. Diese Briefe waren ganz entgegengesetzten Inhalts, indem der eine die in Rede gekommene Anwesenheit Egmont's in Madrid erließ, der andere aber ihn dahin einlud. Margaretha sollte denjenigen abgeben, welchen sie nach Umständen für fördersam hielt. Die Herzogin war über ihres Bruders Manoeuvriren sehr beunruhigt. Sie sah, daß der Weg, den sie einschlagen mußte, nicht der Weg sei, den er vorziehen würde. Philipp kannte nicht so gut, wie sie, ihre Landsleute.

einem Besuche zu ihrer alten Mutter, die Granvelle vierzehn Jahre nicht gesehen, zu begleiten*).

Die Nachricht von dem Rücktritt des Ministers und dessen schleuniger Abreise lief wie ein Lauffeuer durchs ganze Land. Die Freude war allgemein, und die damaligen Witzlinge verdoppelten ihre Thätigkeit, indem sie ohne Ende den Minister in Schmähschriften, Spottgedichten und Karrikaturen angriffen. Die eine dieser Karrikaturen wurde ihm selbst in die Hände gespielt unter dem Vorgeben, daß es eine Petition sei. Sie stellte ihn dar als über einer Brut junger Bischöfe, die aus der Schale krochen, sitzend. Oben drüber sah man den Teufel schweben, während demselben profan die Worte in den Mund gelegt waren: „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören**)."

Es war um diese Zeit, daß auf einem Bankette, worauf viele flamändische Edle anwesend waren, das Gespräch auf die geldraubenden Gewohnheiten der Aristokratie kam, wie dieß namentlich aus der Anzahl und Kleidung ihrer Bedienten ersichtlich sei. Letztere trugen der Sitte gemäß prunkende und sehr kostbare Livreen, die durch die Farbe die Familie, wozu sie gehörten, anzeigten. Granvelle hatte von dieser Art des Brüstens ein Beispiel gegeben. Man schlug vor, den Anzug

*) Thöricht scheint Granvelle darauf vertraut zu haben, daß Niemand als Margaretha um die Existenz des königlichen Briefes wüßte: „des geheimen und vom König eigenhändig geschriebenen." So spricht er von seinem Abgange in seinen verschiedenen Briefen wie von einer freiwilligen Reise, um seine ehrwürdige Mutter zu besuchen. Der Sekretär Perez muß gelächelt haben, als er einen an sich gerichteten Brief las, weil ein Theil der königlichen Depeschen in seiner eignen Handschrift erscheint. Auch die flamändischen Edlen scheinen — wahrscheinlich durch Armenteros, den Sekretär der Regentin — mit dem wahren Stande der Dinge bekannt gewesen zu sein. Die Sache war zu gut, als daß sie geheim bleiben konnte.

**) Unter andern Fratzen gab es eine Maskerade, worauf man den Teufel den Kardinal mit einer Geißel aus Fuchsschwänzen verfolgen sah. „Deinde sequebatur diabolus, equum dicti cardinalis caudis vulpinis fustigans, magna cum totius populi admiratione et scandalo. (Papiers d' Etat de Granvelle.) Der Fuchsschwanz war eine wortwitzelnde Anspielung auf Renard, der bei dem die Revolution eröffnenden Federkriege eine sehr thätige und giftige Rolle spielte. Wie man sich erinnern mag, war Renard in der Zeit der Königin Maria der kaiserliche Gesandte am englischen Hofe gewesen.

auf bescheidenerem und übereinstimmenderem Fuße einzurichten. Das Loos fiel auf Egmont, eine passende Livree nach der bei den Deutschen gebräuchlichen Art zu ersinnen. Er schlug ein dunkelgraues Kleid vor, welches anstatt der gewöhnlich von der Schulter herabhängenden aiguillettes schlichte Stücken Tuch, bestickt mit der Figur eines Kopfes und einer Narrenkappe, enthalten sollte. Der Kopf war demjenigen des Kardinals erstaunlich ähnlich und die Mütze schien, indem sie roth war, viel Aehnlichkeit mit einem Kardinalshute zu haben. Das war genug. Mit Freudengeschrei ward die Kleidung angenommen. Augenblicklich kleideten die Edlen ihr Gefolge in die neue Livree, die den Vortheil größerer Billigkeit hatte. Sie wurde das Abzeichen der Partei. Die Brüsseler Schneider konnten nicht genug Zeit finden, ihre Kunden zu befriedigen. Anstatt auf Granvelle beschränkt zu sein, trugen die Köpfe hin und wieder die Gesichter Arschot's, Arembergs oder Viglius', des Kardinals Freunden. Zuerst lachte die Herzogin über den Scherz und sandte sogar einige Stickmuster dem Philipp. Allein Granvelle sah die Sache ernster an, indem er erklärte, daß es eine Beleidigung der Regierung sei, und der König schritt ein, daß die Devise abgeschafft würde. Das war nicht leicht wegen der Ausdehnung, bis zu welcher sie angenommen worden war. Aber endlich gelang es der Margaretha, die Edlen zu überreden, daß sie eine andere, von nicht persönlicher Art nehmen sollten. Die zum Ersatz gewählte war ein Bündel Pfeile. Sogar hierin fand man eine feindliche Bedeutung, da es die Verbindung des Adels andeutete. Das soll der Ursprung des später von den sieben Vereinigten Provinzen angenommenen Wappens gewesen sein.

Den dreizehnten März 1564 verließ Granvelle Brüssel, um nie dahin zurückzukehren *). „Die Freude des Adels über seine Abreise," schreibt Einer vom Privatrathe, „war über die Maßen. Sie glichen

*) Das Datum ist in einem, vierzehn Tage nach des Kardinals Abreise von dem Prinzen von Oranien an den Landgrafen von Hessen geschriebenen Briefe angegeben. Dieses Ereigniß, so öffentlich und so offenkundig es auch war, wird dessenungeachtet mit der größten Abweichung in den Daten angegeben. Hopper, ein Freund Granvelle's, setzt das Datum von des letzteren Abreise auf Ende Mai an. Solche Widersprüche werden den Geschichtsschreiber nicht befremden.

aus der Schule herausgelassenen Knaben*)." Die drei Herren, als Mitglieder des Staatsraths, erklärten der Herzogin schriftlich, daß sie bereit wären, ihre Sitze wieder im Bureau einzunehmen, jedoch mit dem Bemerken, daß sie sich, wenn der Minister zurückkehrte, alsbald zurückziehen würden. Granvelle hatte verlauten lassen, daß seine Abwesenheit nicht von langer Dauer sein würde. Die Regentin schrieb an ihren Bruder, indem sie die Herren warm empfahl. Es würde nicht gut sein, wenn Granvelle je zurückkehrte. Sie würde von den Adeligen versichert, daß, wenn er zurückkehrte, er den Verlust seines Lebens und der König den Verlust der Niederlande riskiren würde.

Alle drei Herren schrieben an Philipp und zeigten ihm an, daß sie in den Rath zurückgekehrt wären; zugleich machten sie die ernstlichsten Betheuerungen ihrer gesetzlichen Gesinnung. Seinerseits erwiederte Philipp einem jeden gnädig; insbesondere aber dem Prinzen von Oranien, der angedeutet hatte, daß in Bezug auf ihn verläumderische Berichte einen Weg zu den königlichen Ohren gefunden hätten. Der König erklärte, daß „er nie einen Augenblick zweifeln könne, daß Wilhelm fortfahren würde, in seinem Dienste den immer bezeigten Eifer zu beweisen, und daß Niemand einen Vorwurf auf eine Person von seinem Range und auf Jemanden, den Philipp so durch und durch kannte, solle schleudern dürfen." Fast will es scheinen, als ob unter dieser glatten Sprache eine Doppelmeinung versteckt liege. Was er aber auch empfunden haben mag, so wurde doch von beiden Seiten kein Mißtrauen kundgegeben. Für die bloß auf die Oberfläche Blickenden — und diese verhielten sich zu den Uebrigen wie hundert zu eins — schien es, daß die Entfernung des Kardinals alle Schwierigkeiten beseitigt hätte, und sie hofften nun vertrauensvoll auf einen Zustand fortwährender Ruhe. Allein es gab Andere, deren Augen durch den auf der Oberfläche lie-

---

*) Als Hoogstraten und Brederode den Kardinal Brüssel verlassen sahen, überließen sie sich ihrem wilden Humor, indem sie ein Pferd zusammen bestiegen, so daß der eine im Sattel und der andere dem Schwanze zugekehrt saß. Auf diese Weise, und in ihre Mäntel eingemummt begleiteten sie den Reisenden die Höhen entlang eine halbe Stunde weit oder drüber. In einem Briefe an Margarethen erzählt Granvelle die Geschichte selber, doch behandelt er es als eine tollköpfische Posse junger Leute.

genden ruhigen Sonnenschein hindurch blickten. Diese sahen jetzt deutlicher, als zu der Zeit, wo die Gewässer durch den Sturm gekräuselt wurden, die darunter liegenden Felsen, an welchen das Staatsschiff später zertrümmern sollte.

Nachdem der Kardinal die Niederlande verlassen hatte, begab er sich nach Besançon auf sein Erbgut, das mit Allem ausgeschmückt war, was der Reichthum und ein gebildeter Geschmack leisten konnte. In dieser angenehmen Zurückgezogenheit fand er einen Trost an jenen Beschäftigungen, welche in früheren, vielleicht glücklicheren Tagen seine Aufmerksamkeit beschäftigt hatten*). Besonders hatte er eine Vorliebe zu der Naturkunde. Aber er war ein Freund der gelehrten Wissenschaften und zeigte in allen seinen Neigungen die Früchte einer freien Bildung. Er umgab sich mit Gelehrten und Künstlern, und nahm an den Beschäftigungen derselben ein reges Interesse. Der späterhin so berühmt gewordene Justus Lipsius war sein Sekretär. Er ermuthigte Plantin, welcher in Flandern den Ruhm der Aldi's in Venedig streitig machte. Sein edelmüthiger Schutz wurde bereitwillig dem Genie zu Theil, in welcher Form es sich auch zeigte. Ein Beweis davon, wie weit sich das erstreckte, ist, daß er in seinem ganzen Leben mehr als hundert Widmungen erhalten haben soll. Obschon gierig nach Reichthum, wollte er denselben doch nicht aufhäufen, und seine großen Einkünfte wurden freigebig auf die Stiftung von Museen, Kollegien und öffentlichen Bibliotheken verwandt. Besançon, sein Aufenthaltsort, ging bei seiner Freigebigkeit nicht am leersten aus.

So beschaffen ist das uns durch die Geschichtsschreiber entworfene Bild des Ministers in seiner Zurückgezogenheit. Seine eignen Briefe beweisen, daß er neben diesen Quellen des Vergnügens ganz und gar nicht andere von einer weniger geistigen Art verachtete. Ein kurz nach des Kardinals Ankunft in Besançon geschriebener Brief an einen Sekretär der Regentin schließt folgendermaßen: „Ich weiß, Gott wird den

---

*) „Quiero de aqui adelante hazerme ciego y sordo, y tractar con mis libros y negocios particulares, y dexar el público á los que tanto saben y pueden, y componerme quanto al reposo y sossiego.“ Papiers d' Etat de Granvelle. Eine angenehme Täuschung, so alt, wie die Zeit des Horaz: Beatus ille &.

Menschen vergelten, wie sie es verdienen. Ich habe die Zuversicht, daß er mir helfen wird, und daß ich im Stande sein werde, aus dem, was meine Feinde um mich zu Grunde zu richten beabsichtigen, Gewinn zu ziehen. Dieß ist meine Philosophie, vermittelst deren ich versuche, so vergnüglich zu leben, wie ich kann, indem ich über die Welt, ihre Verläumdungen und Leidenschaften lache."

Trotz dieser glücklichen Vereinigung des Epikuräers und Stoikers unterwarf sich der philosophische Staatsmann doch nicht so völlig zufrieden seinem Geschick, daß er die Hoffnung, sich bald wieder in Flandern mit Autorität ausgestattet zu sehen, aufgegeben hätte. „Binnen zwei Monaten," schreibt er, „können Sie erwarten, mich dort zu sehen." Mit den in Brüssel zurückgelassenen Freunden unterhielt er eine fleißige Korrespondenz und beförderte die also empfangenen Nachrichten nebst seinen Bemerkungen darüber an den Madrider Hof. Philipp suchte seinen Rath und achtete denselben sehr, so daß man glaubte, der verbannte Minister übe von dem Dunkel seiner Zurückgezogenheit noch einen bedeutenden Einfluß auf das Geschick Flanderns aus.

Eine besondere Geschichte ist mit den Papieren Granvelle's verbunden. Dieser Minister glich an Fruchtbarkeit der brieflichen Ader seinem Herrn Philipp dem Zweiten. Daß der König leidenschaftlich gern schrieb — ungeachtet er, wenn es ihm gefiel, die Last der Korrespondenz auf den andern Theil laden konnte — wird durch die Zahl der von ihm hinterlassenen Briefe bewiesen. Das Beispiel des Monarchen scheint seinen Einfluß auf seine Höflinge ausgeübt zu haben, und keine damalige Regierung wird durch einen größern Betrag geschriebener Materialien von den Händen der darin handelnden Hauptpersonen aufgehellt. Weit entfernt über Mangel an Material, darf der Geschichtsschreiber daher mit mehr Grund über einen embarras de richesse klagen.

Granvelle füllte in verschiedenen Theilen des spanischen Reiches die höchsten Posten aus, und auf einem jeden derselben: — in den Niederlanden, wo er Minister; in Neapel, wo er Vicekönig war; in Spanien, wo er die Leitung des Kabinets übernahm; und in Besançon, wohin er sich vom öffentlichen Leben zurückzog; — hinterließ er reichliche eigenhändige Denkmäler seines dasigen Aufenthalts. Dieß

war besonders der Fall mit Besançon, seiner Geburtsstadt und dem Lieblingsaufenthalte, nach welchem er zurückkehrte, um, wie er uns sagt, nach dem Bureaugetümmel die Süßigkeiten der Einsamkeit zu genießen. Doch waren letztere, um von der Zähigkeit, womit er am Geschäftsleben hing, zu schließen, für ihn nicht so süß, wie die stürmische Laufbahn des Staatsmanns.

Der Kardinal machte seine Bibliothek zu Besançon zum Aufbewahrungsplatze nicht allein seiner eignen, sondern auch der an ihn gerichteten Briefe. So niedrig auch die Personen, von denen sie kamen, sein mochten, bewahrte er sie doch alle auf, und hatte, wie Philipp, die Gewohnheit, am Rande seine eignen Betrachtungen anzumerken. Da Granvelle's persönliche und politische Beziehungen ihn mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit zusammenbrachten, so dürfen wir wohl glauben, daß die von ihm gesammelte Masse Korrespondenz ungeheuer war. Anstatt bei seinem Tode seine Manuskripte irgend einem öffentlichen Körper, der für das sorgfältige Aufheben derselben verantwortlich gewesen wäre, zu vermachen, hinterließ er sie unglücklicherweise Erben, welche den Werth derselben durchaus nicht kannten. Im Laufe der Zeit wanderten die Manuskripte in die Bodenkammer, wo sie bald für wenig besser als Makulatur geachtet werden sollten. Sie wurden von Kindern und Dienstboten entwendet und eine bedeutende Quantität wurde einem benachbarten Krämer geschickt, der bald die Korrespondenz des großen Staatsmanns in Dieten für seine Gewürze verwandelte.

Von diesem schimpflichen Schicksale wurde der Ueberrest der Korrespondenz glücklicherweise durch die edlen Bemühungen des Abtes Boissot gerettet. Dieser ausgezeichnete, gelehrte Mann war das Haupt der Benediktiner des heiligen Vincenz zu Besançon, von welcher Stadt er selbst gebürtig war. Im Verlaufe von achtzig Jahren, die seit dem Tode des Kardinals verflossen waren, waren seine Manuskripte dazu gekommen, daß sie unter verschiedene Erben vertheilt waren: von diesen willigten einige ein, ihr Eigenthum dem Abt Boissot umsonst abzutreten, während er das anderer kaufte. Auf diese Weise gelang es ihm endlich, Alles, was von der großen Sammlung noch übrig war, zusammenzubringen, und er machte es zur großen Aufgabe seiner

folgenden Lebenszeit, den Inhalt zu studiren und die verwirrte Masse Papiere nach ihrem Inhalte zu ordnen. Um seine Arbeiten zu vollenden, ließ er die so geordneten Manuskripte in zwei und achtzig Foliobände binden, indem er sie also in jene bleibende Form, die sie am besten gegen zukünftiges Unglück schützen konnte, brachte.

Der Abt lebte nicht lange genug, um der Welt Nachricht von seiner Sammlung zu geben, die bei seinem Tode nach testamentlicher Verfügung auf seine Bruderschaft von der Abtei des heiligen Vincenz überging, mit der Bedingung, daß sie auf immer der Stadt Besançon zum Gebrauche offen stehen sollte. Es mag befremden, daß, ungeachtet das Vorhandensein dieser schätzenswerthen Sammlung origineller Dokumente Gelehrten bekannt war, dieselben so selten zu ihr griffen, um sich zu belehren. Ihre abgeschlossene Lage im Herzen einer Provinz wurde vom geschichtlichen Forscher ohne Zweifel als ein ernstes Hinderniß betrachtet zu einer Zeit, wo das Publikum die Sachen allzu bereit auf Treue und Glauben hinnahm, als daß es sich viel um authentische Quellen der Belehrung gekümmert hätte. Mehr zu verwundern ist es, daß Boissot's Benediktinische Bruderschaft sich so gleichgültig über die unter ihrem Dache befindlichen Schätze bewies. Einer aus ihrer Mitte, Dom Prosper l'Evesque, machte sich in der That Boissot's Sammlung zu nutze, um der Welt seine Denkwürdigkeiten Granvelle's zu geben: ein Werk in zwei Duodezbändchen, welches, ungeachtet der dem Schreiber zu Gebote stehenden Materialien, doch nur von geringem Werthe ist, wenn man nicht hin und wieder einen Auszug aus Granvelle's eigner Korrespondenz in Anschlag bringt.

Endlich zog 1834 der Gegenstand die Aufmerksamkeit Guizot's, des damaligen französischen Ministers des öffentlichen Unterrichts, auf sich. Auf seine Veranstaltung wurde eine Kommission von fünf Gelehrten, mit dem gelehrten Weiß an der Spitze, gebildet, zum Zwecke, die Granvelle'schen Schriften zu prüfen und ihre unverzügliche Veröffentlichung zu bewirken. Sie verrichtete ihre Arbeit auf eine schnelle, sorgfältige Weise, die den aufgeklärten Veranstalter befriedigt haben muß. 1839 war die ganze Reihe Papiere einer sorgfältigen Analyse unterworfen und der für die Veröffentlichung geeignet erachtete Theil ausgewählt. Der erste Band erschien 1841, und der Präsident der

Kommission, Herr Weiß, drückte in der von ihm geschriebenen Vorrede die zuversichtliche Hoffnung aus, daß im Laufe des Jahres 1843 alle übrigen Schriften der Presse würden übergeben sein. Allein diese Erwartungen sind nicht in Erfüllung gegangen. 1854 waren erst neun Bände erschienen. Wie weit die Veröffentlichung seitdem vorgerückt ist, weiß ich nicht.

Die Papiers d'Etat enthalten außer Granvelle's eignen Briefen einen großen Vorrath geschichtlichen Materials, wie: offizieller Dokumente, Staatsakten und diplomatischer Korrespondenz fremder Minister, zum Beispiel derjenigen Renard's, der in unserer Darstellung so oft angezogen ist. Daneben gibt es zahlreiche Briefe sowohl Philipp's wie auch Karl's des Fünften, denn die ersten Bände umfassen die Zeiten des Kaisers. Des Ministers eigne Korrespondenz bildet nicht den werthlosesten Theil der Sammlung. Granvelle stand so hoch im Vertrauen seines Souveräns, daß er, wenn auch nicht selber mit der Leitung der Angelegenheiten betraut, doch vom König beständig über die beste Art, sie zu leiten, befragt wurde. Sein Geschick war von dem sehr vieler Minister verschieden, da er seinen Einfluß noch forterhielt, als er seinen Platz schon verloren hatte. Auf diese Weise gab es nur wenige irgendwie wichtige Verrichtungen, an denen direkt oder indirekt Theil zu nehmen er nicht aufgefordert worden wäre. Und seine Briefe dienen dem Geschichtsforscher als Leitfaden durch mehr denn eine verwickelte Negotiation hindurch, indem sie die wirklichen Beweggründe der darein verflochtenen Betheiligten enthüllen.

Granvelle stand zu den hervorragendsten Personen seiner Zeit in so innigen Beziehungen, daß seine Korrespondenz gewissermaßen zum Spiegel des Zeitalters wird, der den Stand der Meinung über die leitenden Tagesfragen wiederstrahlt. Aus dem nämlichen Grunde ist sie voll von Stoff eines persönlichen, wie auch politischen Interesses, während die Tragweite ihres Bezugs, weit davon entfernt, sich auf Spanien zu beschränken, vielmehr die meisten Staaten Europa's, mit denen Spanien in Verkehr stand, begreift. Die französische Regierung hat einen guten Dienst geleistet, als sie ein Werk veröffentlichte, das so viel zur Aufhellung der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts enthält. Der Herausgeber, Herr Weiß, hat seine Arbeit nach Grund-

sätzen verrichtet, wovon jeder Herausgeber geleitet sein sollte: weit entfernt, sein Amt zu verherrlichen, indem er sich unvernünftig der Aufmerksamkeit des Lesers aufgedrängt hätte, hat er vielmehr gesucht, bloß die dunklen Stellen des Textes zu erklären und hin und wieder Anmerkungen in Betreff der schreibenden Personen zu geben, so daß der Leser in den Stand gesetzt wird, ihre Korrespondenz zu verstehen.

Achtes Kapitel.

Die von den Herren geforderten Veränderungen.

Politik Philipp's. — Das Uebergewicht der Edlen. — Die Verlegenheit der Regentin. — Egmont wird nach Spanien geschickt.

1564—1565.

Wir sind jetzt in der Geschichte der Revolution bei der Epoche angelangt, wo die Gemüther der Nation völlig erregt und der König gezwungen worden war, seinen unbeliebten Minister zurückzuziehen, um die Zügel der Regierung in die Hand des Adels zu legen. Ehe wir weiter gehen, wird es gut sein, das Feld kurz zu überblicken, auf daß wir die Verhältnisse, in welchen die Parteien im Anfange des Streites zu einander standen, besser begreifen mögen.

In einem zwei Jahre nach dieser Zeit geschriebenen Briefe Philipp's an seine Schwester, die Regentin, sagt dieser: „Ich habe nie etwas Anderes, als das Wohl meiner Unterthanen, im Auge gehabt. In Allem, was ich gethan, trat ich bloß in die Fußtapfen meines Vaters, unter dem zufrieden und glücklich gelebt zu haben, das Volk der Niederlande zugeben muß. Was hinsichtlich der Inquisition die Leute auch sagen mögen, so habe ich doch nie etwas Neues angestrebt. In Anbetracht der Edikte bin ich immer im katholischen Glauben zu leben und zu sterben entschlossen gewesen. Ich konnte nicht zufrieden sein, daß meine Unterthanen anders thäten. Doch sehe ich nicht ein, wie dieß

erreicht werden kann, ohne daß die Uebertreter bestraft werden. Gott weiß, wie gern ich vermieden hätte, einen Tropfen Christenblut, vor Allem das meines Volks in den Niederlanden, zu vergießen, und ich würde es als einen der glücklichsten Umstände meiner Regierung ansehen, wenn mir diese Nothwendigkeit erspart würde."

Was wir auch von der Empfindsamkeit Philipp's, oder von seiner Zärtlichkeit gegen seine flamändischen Unterthanen insbesondere, halten mögen, können wir doch nicht läugnen, daß die von ihm bisher befolgte Politik wesentlich die seines Vaters war. Indeß lebte sein Vater geliebt und starb von den Flamändern beklagt, während Philipp's Verfahren vom ersten Anfange an bloß auf Haß und Widerstand stieß. Eine kurze Betrachtung wird uns die Gründe dieser verschiedenen Ergebnisse zeigen.

Sowohl Karl als Philipp traten auf als die großen Verfechter des Katholizismus. Allein der Eifer des Kaisers war insofern durch die Vernunft gemäßigt, als er sich den Umständen anpassen konnte. Er bewies dieß sowohl in Deutschland, wie in Flandern bei mehr als einer Gelegenheit. Dagegen ließ sich Philipp auf kein Abfinden ein. Er war der unerbittliche Feind der Ketzerei. Die Verfolgung war sein einziges Heilmittel, und die Inquisition die Waffe, auf welche er vertraute. Als er seinen Fuß an die Küste seiner Heimath setzte, bestand seine erste Handlung darin, einem auto de fé beizuwohnen. Das verkündete der Welt seine Absicht und verschwisterte seinen Namen unauslöschlich mit dem des schrecklichen Tribunals.

Das freie Volk der Niederlande empfand vor der Inquisition den nämlichen Schrecken, welchen ein freies, aufgeklärtes Volk wohl heutzutage davor empfinden würde. Mit einer düstern Ahnung blickte man auf das unaussprechliche Elend, das die Inquisition den eignen Herden, und auf den Ruin und die Verödung, die sie dem Lande bringen würde. Alles irgendwie damit Verbundene erschien im traurigen Lichte ihrer Befürchtungen. Die mit Blut geschriebenen Edikte Karl's des Fünften wurden um so schrecklicher, als sie die durch dieses Tribunal auszutheilenden Strafen aussprachen. Sogar die so nothwendige Maßregel der Errichtung neuer Bisthümer ward mit Mißtrauen betrachtet, indem sie wegen der den Bischöfen von Alters her zuständigen

inquisitorischen Gewalt dem Arme der Verfolgung größere Kraft zu verleihen schien. Das im Volke herrschende Gefühl wurde von jedem Neubekehrten des protestantischen Glaubens, so wie von denen, die aus Eigeninteresse die Flamme der Empörung anzufachen gedachten, genährt.

Ein anderer Grund, daß Philipp's Politik auf größeren Widerstand, als diejenige seines Nachfolgers stieß, war die in der Lage der Leute selber vorgegangene Veränderung. Unter der allgemeinen Erschlaffung des Gesetzes, oder besser der Handhabung desselben, hatte sich in den letzten Tagen Karl's des Fünften die Zahl der Reformirten in den Niederlanden sehr gemehrt. Der Calvinismus herrschte in Luxemburg, Artois, Flandern und den Frankreich zunächst gelegenen Staaten vor. Holland, Seeland und der Norden waren der auserlesene Aufenthalt der Anabaptisten. In den an Deutschland gränzenden Kreisen schwärmte es von Lutheranern; während Antwerpen, die Handelshauptstadt von Brabant und der große Sammelplatz aller Nationen, mit Sektirern jeder Art voll war. Sogar die Juden, die Zielscheibe der Verfolgung des Mittelalters, sollen daselbst unbehelligt gelebt haben. Für einen solchen Stand der Sachen war offenbar eine verschiedene Gesetzgebung, als die unter Karl dem Fünften herrschende, erforderlich. Bloß einiges schädliche Unkraut auszureißen war ganz verschieden von der Vertilgung des starken Gewächses der Ketzerei, welches jetzt in jeder Gegend das Land bedeckte.

Ein fernerer Grund der Abneigung gegen Philipp, der nicht oft genug wiederholt werden kann, war, daß er ein Fremder war. Karl war ein geborner Flamänder, und einem Landsmanne vermag man viel zu vergeben. Aber Philipp war ein Spanier, einer aus der von den Leuten der Niederlande am tiefsten verabscheuten Nation. Offenbar hätte es seine Politik sein müssen, diesen Mangel in den Augen der Einwohner zu verdecken, indem er ihre nationalen Vorurtheile in Erwägung zog und zum Schein wenigstens Zutrauen in ihre Führer setzte. Weit davon entfernt, fing Philipp damit an, daß er in Friedenszeiten eine spanische Armee auf ihre Küsten legte. Die Verwaltung übergab er den Händen eines Fremden. Und während er auf diese Weise im Innern das Nationalgefühl verwundete, bemerkte man, daß

in den königlichen Rath zu Madrid, wo die Angelegenheiten der Niederlande, wie die der übrigen Provinzen in letzter Instanz geregelt wurden, nicht ein Flamänder zugezogen wurde*). Das Publikum murrte. Die Edlen erhoben Einwendungen und Widerstand. Philipp war zum Rückzuge genöthigt. Erst machte er ein Zugeständniß, hernach ein zweites. Er zog die Truppen, rief den Minister zurück. Die Edlen triumphirten, und die Verwaltung der Niederlande ging in ihre Hände über. Man glaubte, die Wirren wären zu Ende. Sie hatten erst begonnen. Nichts war geschehen zur Lösung der großen Frage über die Rechte des Gewissens. Hierüber wich der König so weit, wie nur jemals, vom Lande ab. Das Ganze, was geschehen war, hatte bloß der freien Erörterung dieser Frage und dem blutigen, folgenden Kampfe den Weg gebahnt.

Nach der Abreise Granvelle's nahmen, wie wir sahen, die mißvergnügten Herren im Staatsrathe wieder ihre Sitze ein. Sie gaben dem Könige die ernstlichsten Versicherungen ihrer Ergebenheit, und es schien, als ob sie das Vergangene wieder dadurch gut machen wollten, daß sie sich auf außergewöhnliche Weise den öffentlichen Geschäften widmeten. Margaretha nahm dieses Entgegenkommen mit der Gesinnung auf, in welcher es geschah, und sie trug nun das früher dem Granvelle bewiesene Vertrauen im vollen Maße auf die glücklichen Rivalen desselben über**).

Es ist ergötzlich, ihre Briefe aus dieser Zeit zu lesen und dieselben mit den das vorige Jahr an Philipp geschriebenen Briefen zu vergleichen. Kaum erkennt man eine einzige Person in dem Lichte, worin sie nun dargestellt wurde. Von den Diensten der Herren, vor Allem

*) Hopper trägt kein Bedenken, dieß als die Hauptursache der Unzufriedenheit in den Niederlanden anzusehen. „Se voyans desestimez ou pour mieux dire opprimez par les Seigneurs Espaignols, qui chassant les autres hors du Conseil du Roy, participent seulz avecq iceluy, et présument de commander aux Seigneurs et Chevaliers des Pays d'embas: ny plus ni moins qu'ilz font à aultres de Milan, Naples, et Sicille; ce que eulx ne veuillans souffrir en manière que ce soit, à esté et est la vraye ou du moins la principale cause de ces maulx et altérations."

**) Ueber diesen Punkt beklagt sich Viglius in seinen Briefen an Granvelle mit Nachdruck.

von denen des Prinzen von Oranien und Egmont's, von ihrer Hingabe an die öffentliche Wohlfahrt und an die Interessen des Souveräns kann sie nicht lobend genug sprechen. Sie bittet ihren Bruder immer wieder, er möge seine eigne Genugthuung durch die gnädigsten Briefe, die er nur schreiben kann, diesen Adeligen bezeigen. Die Zumuthung scheint bei Philipp nicht so sehr günstig aufgenommen worden zu sein. Indeß ist keine Sprache stark genug, um Margarethens Abscheu vor dem Charakter und dem Betragen ihres früheren Ministers Granvelle auszudrücken. Er war es, der so lange zwischen dem Monarchen und der Liebe seines Volkes stand. Sie kann sich nicht wohl fühlen, wenn er den Niederlanden noch so nahe bleibt. Er sollte nach Rom gesandt werden. Sie mißtraut sogar noch jetzt seinem Einflusse auf das Madrider Kabinet. Wie sie hört, spricht er unaufhörlich von der Wahrscheinlichkeit seiner schleunigen Rückkehr nach Brüssel. Das Gerücht dieser Sachen erzeugt im Lande ein großes Unbehagen. Sollte er zurückkehren dürfen, so würde das unzweifelhaft das Signal zu einem Aufstande sein. Offenbar hatte die Herzogin unter der Tyrannei Granvelle's schwer gelitten*).

Allein, trotz der zwischen Margarethen und den vornehmsten Herren bestehenden vollkommenen Harmonie, konnte man bald sehen, daß die Räder der Regierung nicht allzu sanft laufen sollten. Obschon der Kardinal fort war, gab es doch noch eine Faktion von Kardinalisten, die seine Meinungen vertrat und, wenn auch klein an Zahl, sich durch die Strenge ihrer Opposition furchtbar machte. An der Spitze derselben standen der Schaltgraf von Bairlaimont und der Präsident Viglius.

Der erstere, das Haupt des Finanzraths, war ein flamändischer Adeliger aus dem ersten Range: noch merkwürdiger durch seinen Charakter, als durch seinen Rang. Er war ein Mann von untadeliger

---

*) In einem vom 9. Juli 1564 datirten Briefe an Granvelle sagt letzterem Morillon von dem herzlichen Hasse, in dem er bei der Herzogin stände. Mag man ihr nun gesagt haben, daß der Minister sie zum Besten gehalten habe, oder mag es aus irgend einem andern Grunde sein: so kann sie seinen Namen nicht hören, ohne ihre Farbe zu wechseln.

Rechtschaffenheit, fest in seiner Hingebung sowohl an die Kirche wie an die Krone, mit einem entschlossenen Muthe, der, weil er auf Prinzipien fußte, unerschütterlich war.

Sein Beihelfer Viglius war ein hervorragender Jurist, ein fähiger Schriftsteller, ein umsichtiger Staatsmann. Vom Kaiser war er oft in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht worden, und hatte dieselben mit einem beinahe am Furchtsamkeit streifenden Grade von Vorsicht geführt. Er war der persönliche Freund Granvelle's, hatte die Ansichten desselben angenommen und führte mit demselben einen beständigen Briefwechsel, der zu unsern besten Unterrichtsquellen gehört. In seinen Gewohnheiten war er nüchtern und mäßig, und gab zu keiner Bekritelung Anlaß, wie es jener Minister durch sein Brüsten und sein ausschweifendes Leben that. Aber, wegen der Amtsmacht, womit er bekleidet war, und wegen der verbissenen Hartnäckigkeit, womit er an seinen Zwecken hing, war er fast eben so fürchterlich. Er versah das hohe Amt eines Präsidenten sowohl im Privatrathe, wie im Staatsrathe, und war auch Aufbewahrer des großen Siegels. Augenscheinlich stand es also in seiner Macht, dem Vornehmen der gegenüberstehenden Partei eine große Hemmung entgegen zu setzen. Daß er sie aber auf diese Weise oft hemmte, wird durch wiederholte Klagen der Herzogin bestätigt. „Der Präsident," erzählt sie ihrem Bruder, „läßt mich durch die Art, wie er meine Maßregeln durchkreuzt, die Qualen der Hölle ausstehen." Seine eigentliche Absicht, wie diejenige Granvelle's und ihrer Anhänger, sagt sie bei einer andern Gelegenheit, ist, das Land in Unordnung zu versetzen. Sie würden ihre Rechnung dabei finden, wenn sie im Trüben fischen könnten. Sie fürchten einen ruhigen Zustand, weil derselbe Gelegenheit böte, ihre verdorbenen Praktiken in der Regierung aufzudecken.

Diesen allgemein gehaltenen Beschuldigungen des Uebelthuns fügte die Herzogin andere eines ziemlich gemeinen Unterschleifs hinzu. Viglius, der zu dem Zwecke in den Priesterstand eingetreten wäre, sei Prevost der Kirche St. Bavon. Margaretha beschuldigte ihn, daß er die kostbaren Tapezereien, das Silbergeschirr, die Tuche, die Juwelen und sogar bedeutende, der Kirche zugehörige Summen Geldes ent-

wendet habe. Sie hob die Unschicklichkeit hervor, wenn ein solcher Mensch einen Posten in der Regierung bekleiden dürfte.

Auch der Präsident blieb seinerseits nicht still, sondern gab in vollem Maße in seiner Korrespondenz mit Granvelle seinen Feinden ähnliche Beschuldigungen zurück. Er bezichtigt die großen Adeligen geradezu der Simonie und der Erpressung. Sowohl geistliche, wie weltliche Stellen würden auf eine schamlose Weise zum Verkauf ausgeboten und dem höchsten Bieter überlassen. Indem die bankrotten Adeligen auf diese Art die leergewordenen Stellen an ihre Gläubiger vergäben, bezahlten sie ihre Schulden. Auch seien, gibt er zu verstehen, die Hände der Regentin nicht rein von dem Flecken dieser Vorgänge. Ferner klagt er die Herren an, daß sie ihre Autorität dazu gebrauchten, um beständig sich in den Lauf der Gerechtigkeit zu mischen. Sie hätten über Margaretha ein schrankenloses Uebergewicht erlangt und behandelten sie mit einer Zuvorkommenheit, welche, fügt er hinzu, „stets sicher ist, das weibliche Geschlecht zu fesseln.“ Sie stehe ganz besonders unter dem Einflusse ihres Sekretärs Armenteros, eines Geschöpfs der Adeligen, der seine Stellung dazu benutzte, um seine eignen Koffer auf Kosten des Staatsschatzes zu füllen*). Was ihn selbst anlange, so stehe er wegen seines Widerstandes gegen diese ungesetzlichen Verfahrungsweisen in solcher Ungunst, daß ihn die Herzogin so viel als möglich von der Leitung der Geschäfte ausschließe und ihn mit unbemäntelter Kälte behandle. Nichts, als sein Wunsch, seine Schuldigkeit zu thun, würde ihn bewegen, einen Tag länger auf einem solchen Posten zu bleiben, von welchem er gern durch seinen Souverän abberufen werden möchte.

Der Präsident scheint nie direkt an Philipp geschrieben zu haben. Das würde, sagte er, ihn bloß dem Verdachte und den Kabalen seiner

---

*) Die Erpressungen von Margarethens Sekretär, der in ihrem Dienste ein Vermögen von siebenzig tausend Dukaten aufgehäuft haben sollte, bewogen das Volk, ihn, anstatt Armenteros, mit einem Wortspiel Argenterios zu nennen. Dieses skandalöse Stück wird für das königliche Ohr in einem Briefe an einen der königlichen Sekretäre von Fray Lorenzo de Villacancio, von welchem ich anderwärts einen vollständigen Bericht geben werde, mitgetheilt.

Feinde aussetzen. Der behutsame Staatsmann ließ sich durch das Schicksal Granvelle's gewarnt sein. Aber, da alle seine Briefe an den verbannten Minister an Philipp befördert wurden, so hatte der Monarch mit den ihm von seiner Schwester vorliegenden Depeschen hinreichende Mittel, beide Seiten des Gemäldes zu betrachten, und zu sehen, daß, welcher Partei er auch die Regierung anvertraute, doch damit den Interessen des Landes wahrscheinlich nur wenig gedient sei. Hätte sein Vater, der Kaiser, auf dem Throne gesessen, so würde eine solche Kenntniß nicht vier und zwanzig Stunden in seinem Besitz geblieben sein, ohne daß er auf dem Wege nach den Niederlanden gewesen wäre. Aber Philipp besaß ein trägeres Wesen. Zwar war er einer großen passiven Anstrengung, einer unglaublichen Abmühung im Kabinet fähig und wollte, wie es hieß, der Christenheit von seinem Palaste aus Gesetze vorschreiben. Aber, ehe er sich den Fährlichkeiten einer Reise aussetzte, riskirte er, so schien es, lieber den Verlust der schönsten seiner Provinzen*).

Doch ermuthigte er schriftlich seine Schwester mit der Aussicht eines Besuchs des Landes, sobald als er von einem Kriege, in dem er mit den Türken begriffen war, abkommen könnte. Zugleich bat er sie, ihm fernere Einzelheiten über die üble Führung des Viglius zu senden,

---

*) Granvelle betrachtete einen solchen Schritt als das einzige wirksame Mittel gegen die Unordnung in den Niederlanden. In einem merkwürdigen Briefe an Philipp, vom 20. Juli 1565, gibt er eine Ansicht von der Weise, wie die Regierung geführt wurde, so daß sein Herr sich wohl beunruhigt fühlen konnte. Die Gerechtigkeit und die Religion stehen in der tiefsten Ebbe. Ueber die öffentlichen Aemter wird durch Privatverkauf verfügt. Die Rathsglieder erlauben sich bei ihren Erörterungen von Religionspunkten die größte Freiheit. Es ist deutlich, daß einigen von ihnen das Augsburger Glaubensbekenntniß annehmbar scheinen würde. Die Wahrheit darf nie die Ohren des Königs erreichen, da die nach Madrid geschickten Briefe geschrieben werden, wie sie für die Mehrzahl des Rathes passen und ohne daß sie das Land in ein ungünstiges Licht stellen. Viglius scheut sich zu schreiben. Am Hofe, sagt er, gibt es Spione, die seine Korrespondenz verrathen würden, und das möchte ihm das Leben kosten. Schließlich dringt Granvelle in den König, in eigner Person und mit genug Gelde, um zu seiner Unterstützung ein Heer zu besolden, zu kommen.

und drückte die Hoffnung aus, daß ein Mittel, seine Opposition zum Schweigen zu bringen, gefunden werden möchte.

Es ist heutzutage nicht leicht, die beiden feindlichen Parteien mit unparteiischer Waage zu wiegen, um über die Gerechtigkeit dieser gegenseitigen Anklagen zu entscheiden und jeder derselben den billigen Antheil Verantwortlichkeit an der Mißleitung der Regierung zukommen zu lassen. Daß letztere übel geführt wurde, ist sicher. Daß die Stellen zum Kauf ausgeboten wurden, ist unläugbar, denn die Herzogin erörtert in einem Briefe an ihren Bruder freimüthig den Nutzen davon. Dieß reinigt den Vorgang wenigstens vom Vorwurfe der Verheimlichung. Der Konflikt des Staatsrathes mit den beiden übrigen Räthen führte zu Unordnungen, da im Privatrathe, dem die Entscheidung von Rechtssachen zustand, durchgegangene Dekrete häufig durch die vom Staatsrathe bewilligten Amnestien und Begnadigungen vereitelt wurden. Die Adeligen machten geltend, es sei, um dieß abzustellen, nöthig, daß die Verordnungen der andern Räthe der Durchsicht des Staatsrathes unterbreitet würden, mit einem Wort, daß man in diesem letzten Körper die ganze Autorität der Regierung konzentriren müßte. Der hauptsächlich aus der großen Aristokratie zusammengesetzte Staatsrath blickte verächtlich auf jene untergeordneten Räthe herab, die meistentheils aus Männern niederen Standes, welche für ihre Erhebung zu Amt und Würden die Interessen der Krone zu vertreten verpflichtet waren, bestanden. Sie hätten gern die Verwaltung des Landes in die Hände einer aus dem großen flandrischen Adel gebildeten Oligarchie gelegt. Dieß wäre der Bruch mit jenem von Karl dem Fünften eingerichteten Systeme gewesen, das um der größeren Schnelligkeit der Arbeiten willen die Verwaltung in verschiedene Zweige getheilt hatte. Kurz es wäre in der Konstitution des Landes eine solche Veränderung gewesen, daß dieselbe an sich selbst einer Revolution gleichgekommen sein würde.

Bei dem oben beschriebenen Stande der Dinge machte die Reformation im Lande reißende Fortschritte. Wie schon angedeutet, blieb der Adel im Ganzen der römisch-katholischen Kirche treu. Indeß kehrten viele aus dem jüngeren Adel, die zu Genf erzogen worden waren, zurück mit einer ketzerischen Färbung der Lehren aus der Schule Cal-

vin's*). Aber, ob katholisch oder protestantisch, sah doch die flämische Aristokratie mit Mißtrauen auf das Verfolgungssystem, und hegte vor der Inquisition den nämlichen Abscheu, wie die große Masse des Volkes. Es war für die Reformation in den Niederlanden günstig, daß sie von vornherein sogar die Unterstützung der Katholiken, welche der Inquisition als einem Angriffe auf ihre Freiheiten widerstanden, erhielt.

Unter der schlaffen Handhabung der Edikte waren die vor der Inquisition ins Ausland Geflohenen jetzt nach Flandern zurückgekommen. Calvinistische Prediger und Flüchtlinge von Frankreich kamen über die Gränze und betrieben emsig das Werk der Bekehrung. Aufrührerische Flugschriften wurden in Umlauf gesetzt, die die Regentin aufforderten, die geistlichen Einkünfte einzuziehen und sie nach dem Beispiele Englands zum Nutzen des Staats zu verwenden. Die Inquisition wurde fast eben so sehr zum Gegenstande der Verachtung wie des Hasses. Zwei von den Hauptbeamten schrieben an Philipp, daß sie, ohne weitere Unterstützung, von keinem Nutzen sein könnten in einer Lage, welche sie bloß der Verspottung und Gefahr aussetze. Zu Bruges und zu Brüssel drang der Pöbel in die Gefängnisse und befreite die Gefangenen. Eine schreiendere Verletzung der Gerechtigkeit fiel zu Antwerpen vor. Ein bekehrter Mönch, Namens Fabricius, der eifrig gepredigt und die neuen Lehren verbreitet hatte, wurde verhört und zum Pfahle des Scheiterhaufens verurtheilt. Auf dem Wege nach dem Hinrichtungsplatze rief ihm das Volk von den Altanen und Thorwegen zu, „Muth zu fassen und männlich bis zuletzt auszuhalten." Als das Opfer an den Pfahl gebunden war und der Scheiterhaufen angezündet wurde, ließ der Pöbel einen solchen Steinhagel auf die Angestellten fallen, daß dieselben eiligst entfliehen mußten. Aber der unglückliche, obwohl vom Feuer unversehrte Mann wurde vom Nachrichter, der im

*) Guzman de Silva, der spanische Gesandte in England, schreibt in einem aus den Niederlanden datirten Briefe diese Neigung der jüngeren Adeligen ihrer nachsichtigen Erziehung daheim und ihren Reisen ins Ausland zu. „La noblesse du pays est généralement catholique; il n'y a que les jeunes gens dont, à cause de l'éducation relachée qu' ils ont reçue, et de leur frequentation dans les pays voisins, les principes soient un peu équivoques."

Getümmel davonkam, mit einem Dolche ins Herz gestochen. Den nächsten Morgen fand man an den öffentlichen Gebäuden mit Blut geschriebene Plakate angeschlagen, worin allen denen, die an der Hinrichtung des Fabricius Antheil genommen, Rache gedroht wurde, und ein Zeuge gegen ihn, eine Frau, entkam den Händen des Pöbels kaum mit dem Leben.

Die Nachricht dieser Vorgänge verursachte in Madrid großes Aufsehen, und Philipp forderte seine Schwester ernstlich auf, auf die Uebelthäter zu fahnden und sie zu verfolgen. Dieß war an einem Orte nicht leicht, wo selbst diejenigen, die an der Handlung keinen Theil hatten, das dazu leitende Gefühl theilten. Doch Philipp fuhr fort die Nothwendigkeit des Einschärfens der Gesetze zur Erhaltung des Glaubens als die seinem Herzen theuerste Sache hervorzuheben. Manchmal gab er auch in seinen Briefen den Namen eines verdächtigen Individuums, die gewöhnliche Kleidung desselben, dessen Gewohnheiten und Aussehen an, indem er so ins Einzelne einging, daß wir darüber erstaunt sein mögen, wenn wir die Menge Geschäfte einer wichtigeren Art, die ihn in Anspruch nahmen, bedenken. Man kann nicht zweifeln, daß Philipp in seinem Herzen ein Inquisitor war.

Doch durften die Feuer der Verfolgung nicht gänzlich schlummern. Der Geschichtsschreiber der Reformation zählt siebzehn auf, die im Laufe des Jahres 1564 mit dem Leben für ihre religiösen Meinungen büßten. Diese Zahl, obwohl bejammernswerth, ist — wenn es überhaupt die Gesammtzahl ist — klein im Vergleich mit den Tausenden, die während der vorhergehenden Regierung in dem nämlichen Zeitraum gelitten haben sollen. Sie war zu klein, um als Verfolgung von Wirkung zu sein, während der Anblick des inmitten der Flammen Hymnen singenden Märtyrers in den Zuschauern bloß einen lebendigeren Eifer und einen tieferen Haß gegen ihre Unterdrücker anfachte.

Begreiflicherweise empfanden die Finanzen die Wirkungen der allgemeinen Unordnung im Lande. Die (wie wir sahen) schon hohe öffentliche Schuld war jetzt so sehr gewachsen, daß der jährliche Ausfall in der Einnahme sich, nach der eignen Angabe der Regentin, auf sechs hunderttausend Gulden belief, und sie sah keinen andern Ausweg, das Land aus seinen Verlegenheiten herauszuwinden, als daß der König

zu Hülfe käme. Um diese Unregelmäßigkeiten zu beseitigen, bestand man auf der Zusammenberufung der Generalstaaten als des einzigen Heilmittels. Dieser Körper allein, stellte man auf, wäre ermächtigt, die erforderlichen Steuern zu bewilligen und die manchfaltigen Beschwerden der Nation abzuthun. Dennoch hatte bisher seine Gewalt in Wirklichkeit in nicht viel mehr, als im Vorschlagen der Beisteuern zur Billigung der verschiedenen Provinzen und in Remonstranzen hinsichtlich der Beschwerden der Nation bestanden. Wollte man die Generalstaaten mit der Macht diese Beschwerden abzustellen bekleiden, so hätte man ihnen gesetzgeberische Funktionen, die sie, wenn jemals, doch nur selten besessen hatten, verliehen. Dieß hieß durch das neue Gewicht, welches es dem volksthümlichen Elemente gab, die Konstitution des Landes ändern: ein Wechsel, welchen die großen Herren, die den geringeren Adel schon gänzlich zu ihrer Verfügung hatten, wahrscheinlich bald sich zu nutze gemacht haben würden*). Doch hatte sich Margaretha jetzt so gänzlich ihrem Einflusse hingegeben, daß sie, ungeachtet der offenbaren Folgen dieser Maßregeln, Philipp empfahl, sowohl die Generalstaaten zu versammeln, wie auch den Staatsrath umzuformen: und zwar einem Monarchen dieß empfahl, der mehr, als ein anderer Fürst in Europa, auf seine Autorität eifersüchtig war.

Um die vorhandenen Wirren zu vermehren, empfing man noch vom Madrider Hofe den Befehl, die Verordnungen des Tridenter Konzils in den ganzen Niederlanden zu verkünden. Dieses berühmte Konzil hatte seine lange Sitzung 1563 beendet. Die Resultate waren, wie man erwartet hatte, so, daß sie den Bruch zwischen den Protestanten und Katholiken erweiterten und die Autorität des Papstes vergrößerten oder wenigstens mehr befestigten. Ein einziges gutes Ergebniß kann man

*) Daß Granvelle die aus der Zusammenberufung der Generalstaaten hervorgehenden Konsequenzen wohl begriff, geht aus der Weise hervor, wie er von diesem Ereigniß in seiner Korrespondenz mit dem Könige wiederholt spricht. Vergleiche besonders einen Brief an Philipp, datirt bereits vom 20. August 1563, wo er seine Bemerkungen über den Gegenstand zusammenfaßt, indem er sagt: „Kurz, sie würden völlig die Regierungsform ändern, so daß für die Regentin als die Vertreterin Eurer Majestät oder für Eure Majestät selbst wenig zu thun übrig bleiben würde, weil man Sie vollständig unter Vormundschaft gestellt haben würde."

erwähnen, nämlich: daß man für eine strengere Aufsicht über die Moral und Zucht der Geistlichkeit sorgte, — ein Umstand, der machte, daß die Verordnungen bei diesem Stande in sehr schlechtem Geruche standen.

Man hatte gehofft, daß Philipp das Beispiel Frankreichs nachahmen und die, die Macht des Papstes also erhöhenden Beschlüsse verwerfen würde. Man hatte dieß um so mehr erwartet, da der König neulich an einer Entscheidung des Papstes über die Frage des Vorrangs der castilischen und französischen Gesandten an seinem Hofe großes Aergerniß genommen hatte. Dieser lange schon schwebende, delikate Gegenstand war endlich von Pius dem Fünften, — der es wohl für politischer hielt, einen unbeständigen Verbündeten zu sichern, als einen festen zu belohnen — zu Gunsten Frankreichs entschieden worden. Die Entscheidung verletzte Philipp im Innersten. Er zog auf der Stelle seinen Gesandten von Rom zurück, und weigerte sich, einen Gesandten von Seiner Heiligkeit zu empfangen. Es nahm den Anschein, als ob zwischen den beiden Theilen ein ernster Bruch eintreten wollte. Aber es lag nicht im Wesen Philipp's, lange mit dem römischen Hofe zu hadern. In einem Briefe an die Herzogin von Parma vom 6. August 1564 gab er deutlich zu erkennen, daß er in Sachen des Glaubens zu aller Zeit seine Privatmeinungen der öffentlichen Wohlfahrt zu opfern bereit sei. In der Folge verordnete er, daß die Beschlüsse des Tridenter Konzils in seinen ganzen Landen als Gesetz angenommen würden, und sagte, daß er mit den Niederlanden keine Ausnahme machen könnte, wenn er mit Spanien keine solche machte.

Die Verkündigung der Dekrete wurde, wie man erwartet hatte, mit allgemeiner Unzufriedenheit aufgenommen. Die Geistlichkeit beschwerte sich über die Einmischung in ihre Immunitäten. Die Männer von Brabant stellten sich mannhaft auf den Boden der verbrieften, ihnen von der „Joyeuse Entrée“ verbürgten Rechte. Und das Volk widerstand den Dekreten allgemein, indem es dieselben in eine dunkle Verbindung mit der Inquisition brachte; während man, wie es gewöhnlich geschah, wenn es sich um Unheil handelte, laut über Granvelle als den Anstifter davon schrie.

Bei der ungünstigen Lage der Dinge beschloß man im Staatsrathe, Jemanden nach Madrid zu senden, damit er dort dem Könige

die Beschwerden der Nation vorlege und ihm unterbreite, was nach der Meinung des Raths das wirksamste Heilmittel sein würde. Hierzu fühlten sie sich noch mehr durch die unbefriedigende Art der königlichen Korrespondenz bewogen. Zum großen Mißvergnügen der Herren hatte Philipp kaum geruht, ihre Briefe zu beachten*). Sogar auf die ausführlichen Mittheilungen Margarethens antwortete er selten, und wenn er es that, geschah es in weitschweifigen und allgemeinen Ausdrücken, die wenig mehr enthielten, als die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit zu handhaben und über die Reinheit des Glaubens zu wachen.

Die für die nicht beneidenswerthe Sendung nach Madrid ausersehene Person war Egmont, dessen gesetzliche Gesinnungen und Ergebenheit gegen den katholischen Glauben ihn, so dachte man, dem Könige empfehlen konnten; während sein glänzender Ruhm, sein Rang und seine leutseligen Sitten ihn bei Hofe und bei dem Volke in Gunst bringen würden. Egmont selber war der Sendung um so weniger abhold, als er einige Privatgesuche dem Könige dringend ans Herz legen wollte.

Diese Ernennung wurde von Wilhelm warm unterstützt, da, trotz der Anstrengungen der Kardinalisten, die alten Gefühle der Eifersucht neu zu beleben, zwischen ihm und dem Grafen ein vollkommen gutes Einverständniß obgewaltet zu haben scheint. Doch glühten diese Gefühle noch im Busen der Gattinnen der beiden Edlen, wie aus dem Eifer ersichtlich war, womit sie die Frage des Vorrangs einander streitig machten. Beide waren vom höchsten Range, und da es zur Entschei-

---

*) Doch, welche Geringschätzung Philipp den Herren in dieser Beziehung auch bewiesen haben mag, so gab er namentlich Wilhelmen einen besonderen Beweis des Zutrauens. Wie ich schon anderwärts mittheilte, war des Prinzen Cuisine (Küche) auf dem ganzen Kontinente berühmt, und Philipp ersuchte ihn um seinen Chef, damit derselbe den Platz seines eignen, unlängst verstorbenen, einnähme. Aber der König scheint weniger Gewicht auf die Gewandtheit dieses Beamten, als auf seine Zuverlässigkeit zu legen: ein Punkt, der bei einem Monarchen von größerer Bedeutung ist. Das war in jenem verdächtigen Zeitalter für Wilhelm ein Kompliment, welches er, wie uns scheint, nicht hastig erwidert haben würde, indem er sein Leben in die Hände eines Koches aus den königlichen Küchen von Madrid gelegt hätte. Vergleiche Philipp's Brief in der Correspondance de Guillaume de Taciturne.

dung dieser delikaten Frage keinen Oberschiedsrichter gab, kam man schließlich überein, daß die beiden Damen, wenn sie öffentlich erschienen, Arm in Arm gehen sollten: — eine Gleichheit, welche die stolzen Frauen sorgfältig wahrten, trotz der lächerlichen Unannehmlichkeiten, denen sie hin und wieder durch enge Wege und Thürgänge ausgesetzt waren *). Hätte die Vorrangsfrage sich auf den Charakter bezogen, so würde sie leicht geordnet worden sein. Der Kummer wegen der üblen Aufführung der Anna von Sachsen drückte den Prinzen, ihren Gemahl, gerade jetzt eben so schwer, wie die Staatssorgen **).

Vor Egmont's Abreise wurde der Staatsrath zusammengerufen, um ersteren mit geeigneten Instruktionen zu versehen. Der Präsident Viglius sprach seine Meinung dahin aus, daß die Sendung überflüssig sei, und daß die großen Adeligen bloß ihre eigne Lebensweise zu bessern brauchten, wenn sie im Lande die nothwendigen Reformen hervorbringen wollten. Von der Regentin wurde Egmont beauftragt, dem Könige die bejammernswerthe Lage des Landes, die Darniederlage des öffentlichen Kredits, den Verfall der Religion und die Kundgebungen von Mißvergnügen und Ungesetzlichkeit im Volke vorzustellen. Als

---

*) Mit Freuden würde Margaretha den Streit geschlichtet haben, indem sie der Gräfin Egmont bei Tafel den Vorrang vor ihrer schönen Rivalin gegeben hätte. Aber sowohl Anna von Sachsen, wie ihr Haushalt widersetzten sich stark dieser Entscheidung und vielleicht auch dem Rechte der Herzogin, selbige zu treffen. „Les femmes ne se cédent en rien et se tiegnent par le bras, ingredientes pari passu et si l'on rencontre une porte trop estroicte, l'on se serre l'ung sur l'aultre pour passer égalernent par ensamble, affin que il n'y ayt du devant ou derrière.“ Archives de la Maison d'Orange-Nassau, Supplément.

**) In Groen's Sammlung gibt es einen interessanten Brief von Wilhelm an den Onkel seines Weibes, den Kurfürsten von Sachsen, mit sonderlichen Anklagen gegen die Nichte desselben. Die zänkische Dame, scheint es, hatte die Gewohnheit, ihren Gemahl in Gesellschaft rundweg auszuschelten. Mit einiger Naivetät erklärt Wilhelm, er könne wohl privatim bis zu einem vernünftigen Grade ihre üble Laune ertragen, allein öffentlich sei sie unerträglich. Leider gab Anna ihrem Gebieter ernstere Ursache zu Ungelegenheit als die von ihrer üblen Laune herrührende, was später zu ihrer Scheidung führte. Es mag hinzugefügt werden, daß im gegenwärtigen Falle der Brief nicht abgesandt wurde: weil die Dame, die den Inhalt desselben erfahren hatte, Besserung versprach.

das wirksamste Heilmittel für diese Uebel sollte er den König angehen, selbst und zwar eilends nach Flandern zu kommen. „Wenn dieß Seine Majestät nicht für gut befindet," sagte Margaretha, „so prägen Sie ihm die Nothwendigkeit ein, daß er mir weitere Geldsummen sendet und genaue Instruktionen über den einzuschlagenden Weg gibt*)."

Der Prinz von Oranien nahm mit einem selten bewiesenen Feuer an der Debatte Theil. Es sei, sagte er, Zeit, daß der König über die Irrthümer, von denen er in Bezug auf die Niederlande beherrscht wäre, aufgeklärt würde. Die Edikte müßten gemildert werden. Bei der gegenwärtigen Stimmung sei es weder möglich, die Edikte auszuführen, noch die Inquisition aufrecht zu erhalten. Das Konzil von Trident wäre fast eben so verhaßt, auch könne man die Beschlüsse desselben nicht in den Niederlanden erzwingen, während sie an den Gränzen verworfen würden. Das Volk wolle nicht länger die Verkehrung der Gerechtigkeit und das elende Hadern der Räthe ertragen. (Der letzte Streich zielt auf den Präsidenten ab.) — Das einzige Hülfsmittel bestände in der Erweiterung des Staatsrathes und in der Verstärkung der Autorität desselben. Was ihn selbst anlangte, so schloß er, so könnte er nicht begreifen, wie irgend ein Fürst das Recht des Einmischens in Sachen der Religion in die Gewissensüberzeugung seiner Unterthanen beanspruchen könnte. — Der leidenschaftliche Ton seiner Beredtsamkeit, der der gewöhnlich ruhigen Weise Wilhelm's des Stillen so entgegen war, und die Kühnheit, womit er seine Meinungen bekannte, verursachten in der Versammlung eine große Aufregung**). Diese Nacht brachte Viglius, der eigens Nachricht davon gibt, damit zu, daß er sich im Bett hin und her warf und schmerzlich über seine verlorene Stellung im

*) Die ursprünglich von Viglius ausgearbeiteten Instruktionen wurden, auf den Rath des Prinzen von Oranien, in der Folge von seinem Freunde Hopper umgeändert.

**) Burgundius legt Wilhelmen bei dieser Gelegenheit ein schönes Deklamationsstück in den Mund, worin er von der Zeit Konstantins des Großen herab die Geschichte der Ketzerei beleuchtet. Man kann diese Entfaltung einer Schulknabenbildung, die der männlichen Einfachheit des Prinzen von Oranien so unähnlich sieht, unter jene schönen Dinge zählen, welche billigermaßen eher dem Geschichtsschreiber, als dem Helden zur Ehre gereichen.

Rath brütete, ohne kaum einen Einzigen zur Unterstützung in dem Kampfe, den er nicht nur mit den Edlen, sondern mit der Regentin selbst führen mußte, zu haben. Während er sich am folgenden Morgen ankleidete, ward er vom Schlage gerührt und theilweise des Gebrauchs sowohl seiner Sprache, wie seiner Gliedmaßen beraubt. Einige Zeit verfloß, ehe er im Bureau seinen Platz wieder einnehmen konnte. Hierin wurde er warm von Margarethen unterstützt, die, indem sie des Präsidenten Unfähigkeit geltend machte und von seiner Lage in keiner Hinsicht gerührt war, eifrig in ihren Bruder drang, denselben für seine Missethaten zur Verantwortung zu ziehen, besonders aber wegen seines Unterschlags von Kirchenvermögen *).

Philipp, der jeden unmittelbaren Verkehr mit seinen flamändischen Unterthanen gescheut zu haben scheint, war dem entgegen gewesen, daß Egmont oder irgend ein anderer Abgeordneter nach Madrid gesandt werden sollte. Als er erfuhr, daß die Sendung endlich festgesetzt sei, schrieb er Margarethen, daß er beschlossen habe, den Grafen gnädig zu empfangen und ihm kein Mißfallen über das Betragen der Herren zu bezeigen. Daß jedoch die Reise nicht ohne Gefahr war, kann man von einem uns erhalten gebliebenen Dokumente abnehmen. Es ist von einer Anzahl persönlicher Freunde Egmont's unterzeichnet, wovon ein jeder seine Unterschrift mit seinem eignen Blut schrieb. In diesem Schriftstücke verpfänden die Betheiligten ihr Wort als wahre Ritter und Edelmänner, daß sie, wenn dem Grafen Egmont während seiner Abwesenheit irgend ein Leides angethan werden sollte, am Kardinal Granvelle, oder wer immer der Urheber davon sein möge, reichlich Rache nehmen wollen. Bei den Flamändern jedes Standes scheint der Kardinal die Personifikation des Bösen gewesen zu sein. Dieß Aktenstück, welches bei der Gräfin Egmont niedergelegt wurde, war mit den Namen von sieben Edlen unterzeichnet, wovon die meisten in den nachherigen Unruhen der Niederlande hervorragten. Man sollte

*) „Elle conseille au Roi d'ordonner à Viglius de rendre ses comptes, et de restituer les meubles de neuf maisons de sa prévôté de Saint-Bavon, qu' il a dépouillées.“ Correspondance de Philippe II.

glauben, daß ein solches Schriftstück der Gemahlin, an die es gerichtet war, eher Schrecken als Beruhigung einflößen konnte.

Anfangs Januar trat Egmont seine Reise an. Eine Strecke Weges wurde er von einer Anzahl Freunde begleitet, die ihm zu Cambray ein glänzendes Mahl gaben. Unter denselben war der Erzbischof von Cambray, ein Prälat, der sich durch seinen bei der Verfolgung der Reformatoren bewiesenen Eifer unbeliebt gemacht hatte. Wie der Weinpokal fleißig die Runde machte, hatten einige der jüngeren Gäste ihren Spaß daran, dem Prälaten häufig zuzutrinken, und suchten ihn zu einem größeren Grade von Fröhlichkeit zu verleiten, als sich für seinen Stand irgendwie paßte. Als er am Ende sich weigerte, Bescheid zu thun, begann man auf ihn zu sticheln und einer der Schmausenden, aufgebracht durch des Erzbischofs Antwort, würde diesem eine silberne Schüssel an den Kopf geworfen haben, hätte Egmont ihm nicht den Arm gehalten. Einem Andern aus der Gesellschaft gelang es, dem Prälaten die Kopfbedeckung herunterzuschlagen; und es entspann sich eine tumultuöse Scene, aus welcher der Prälat nur mit Mühe von dem nüchternern und besonnenern Theile der Gesellschaft herausgezogen wurde. Die ganze, für Egmont höchst ärgerliche Sache ist bezeichnend für das Land zu dieser Zeit: da denn, wie wir in der früheren Geschichte der Revolution oft finden, Sachen von der höchsten Wichtigkeit beim Gelage abgemacht wurden.

Egmont's Empfang in Madrid war von der schmeichelhaftesten Art. Philipp's Betragen gegen seinen großen Vasallen war durch ungewöhnliche Huld gekennzeichnet; und die Höflinge, die leicht die Stimmung ihres Souveräns annahmen, eiferten mit einander in Aufmerksamkeiten gegen den Mann, von dessen Tapferkeit man sagen konnte, daß sie Spanien die großen Siege von Gravelines und St. Quentin gewonnen habe. Kurz, Egmont, dessen stattliches Aeußere und dessen edle Haltung seinem Ruhme noch einen erhöhten Glanz gaben, war während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts zu Madrid der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Wegen der schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, welche der castilische Hof dem Repräsentanten der Niederlande auf diese Weise schenkte, schien es, als ob er bereit sei, seine Politik zu ändern.

Während seines Bleibens ward Egmont zu mehreren Audienzen zugelassen, worin er dem Monarchen die das Land bedrängenden Uebel und die zu ihrer Abhülfe vorgeschlagenen Maßregeln auseinandersetzte. Als die beiden wirksamsten empfahl er ihm dringend an, die Edikte zu mildern und den Staatsrath neu zu gestalten*). Mit vieler Huld hörte Philipp den Rathschlägen des flamändischen Edlen zu, und, wenn er auch nicht beifällig zustimmte, ließ er sich doch nichts Gegentheiliges merken, ausgenommen, daß er den Grafen seines Willens versicherte, die Unverletzlichkeit des katholischen Glaubens aufrecht zu erhalten. Dem Egmont persönlich bezeigte er die größte Nachsicht und des Grafen Privatgesuche schlugen so günstig aus, wie er es nur erwartet haben konnte. Aber eine merkwürdige Anekdote aus dieser Zeit beweist, daß Philipp bei all' seiner Huld doch nicht um einen Schritt von dem immer eingenommenen Boden zurückgewichen war.

Nicht lange nach Egmont's Ankunft berief Philipp privatim eine Zusammenkunft der hervorragendsten Theologen der Hauptstadt. Diesem Conclave theilte er in Kürze den Zustand der Niederlande und deren Verlangen nach dem Genusse der Gewissensfreiheit in Religionssachen mit. Schließlich befragte er seine Zuhörerschaft über ihre Meinung über den Punkt. Die ehrwürdige Versammlung, die ohne Zweifel voraussetzte, daß der König bloß ihre Gutheißung, um sich aus den Schwierigkeiten seiner Lage herauszuwinden, brauche, gab die Antwort, „daß, in Anbetracht der kritischen Lage von Flandern und, wenn verhindert, der drohenden Gefahr seiner Ungesetzlichkeit gegen die Krone und des gänzlichen Abfalls von der Kirche, er gerechtfertigt sein würde, wenn er den Leuten die Freiheit gäbe, Gott nach ihrer Weise zu verehren." Darauf versetzte Philipp finster, „er habe sie berufen, um zu erfahren, nicht, ob er dieß den Flamändern erlauben dürfe, sondern

*) Wenn wir Morillon's Bericht an Granvelle trauen dürfen, stellte Egmont vor Einigen, die ihn dessen anklagten, in Abrede, daß er Philipp die Milderung der Edikte anempfohlen habe. Aber Morillon war zu sehr ein Schwätzer, als daß er für die beste Autorität gelten könnte, und da dieß verstandenermaßen einer der Zwecke von des Grafen Sendung sein sollte, so wird man dem letzteren nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man der allgemeinen Meinung beitritt, daß er sich seines Auftrags entledigte.

ob er es müßte." Als das schmiegsame Conclave herausfand, daß es seinen Wink mißverstanden hatte, gab es eine schnelle Verneinung; worauf sich Philipp vor dem Kruzifix auf den Boden warf und ausrief: „Du Herrscher aller Dinge, ich flehe Deine göttliche Majestät an, daß Du mich immer bei dem Willen, den ich jetzt habe, erhalten mögest, damit ich niemals mir erlaube, der Herr derer zu sein oder zu heißen, welche Dich als ihren Herrn verwerfen." — Die Geschichte ward Strada, dem sie erzählenden Geschichtsschreiber, von einem Mitgliede der (über den frommen Eifer des Monarchen mit Bewunderung erfüllten) Versammlung mitgetheilt! Von diesem Augenblicke an war das Urtel der Niederlande besiegelt.

Doch kannte Egmont so wenig von dem wahren Stande der Dinge, daß er sich den frohsten Vorhersagungen für die Zukunft überließ. Sein freies, herzliches Wesen entsprach gern diesen freundlichen, ihm zu Theil werdenden Kundgebungen, und seine Eitelkeit fühlte sich durch die ihm allgemein dargebrachte Huldigung geschmeichelt. Beim Verlassen des Landes machte er den königlichen Residenzen Segovia und Escorial einen Besuch; dieß prächtige, von Philipp schon begonnene Gebäude fuhr fort, von seiner übrigen Regierung mehr oder minder Zeit wegzunehmen. In einem an den König gerichteten Briefe erklärt sich Egmont über das, was er an beiden Plätzen gesehen hat, aufs Höchste entzückt, und versichert seinen Souverän, daß er nach Flandern als der zufriedenste Mann von der Welt zurückkehrt.

Als er daselbst Anfangs April 1565 anlangte, rühmte der Graf laut die freundliche Stimmung des castilischen Hofes gegen die Niederlande. Egmont's Landsleute — bloß Wilhelm von Oranien und einige Leute von kälterem Urtheil ausgenommen — gaben sich leicht dem nämlichen Traume sanguinischer Hoffnung hin und wiegten sich in dem Glauben, daß zu Madrid eine neue Politik die Oberhand gewinnen, und daß von nun an ihr Land unter den Segnungen religiöser Duldung gedeihen werde. — Es war eine angenehme Täuschung, die nicht lange dauern sollte.

Neuntes Kapitel.

Philipp's Unbeugsamkeit.

Philipp's Falschheit. — Sein Hinausschieben. — Die Depeschen von Segovia. — Ihre Wirkung auf das Land. — Der Kompromiß. — Oranien und Egmont.

1565, 1566.

Kurz nach Egmont's Rückkehr nach Brüssel berief Margaretha eine Versammlung des Staatsraths, worin die vom Gesandten aus Madrid überbrachten versiegelten Depeschen geöffnet und gelesen wurden. Sie begannen mit der Schilderung von des Grafen Benehmen in so schmeichelhaften Ausdrücken, daß die Mission dem Könige angenehm gewesen zu sein schien. Dann folgte eine stark ausgedrückte und hinlänglich in Erstaunen setzende Erklärung. „Ich wollte eher hundert tausend Leben verlieren," sagte der König, „als eine einzige Veränderung in Religionssachen erlauben." Indessen empfahl er eine Kommission, bestehend aus drei Bischöfen nebst einer Anzahl Juristen, zu ernennen, die mit den Gliedern des Rathes über die beste Art, das Volk (namentlich in religiösen Dingen) zu unterrichten, berathen sollte. Ferner würde es gut sein, einige geheime Weisen an die Stelle der öffentlichen Hinrichtungen zu setzen, die jetzt den Ketzer in den Stand setzten, sich den Ruhm des Märtyrerthums zuzulegen und dabei auf das Volk einen nachtheiligen Eindruck auszuüben. Keine weitere Erwähnung wurde in Bezug auf die dringenden Uebelstände der Nation gethan, obschon Philipp in einem zu gleicher Zeit an die Herzogin gerichteten Briefe sagte, hinsichtlich des Staatsrathes, wo die vorgeschlagene Veränderung wahrscheinlich von Nachtheilen begleitet sein würde, habe er keine Entscheidung getroffen.

Das war denn das Ergebniß von Egmont's Sendung nach Madrid! Das der so gepriesene Wechsel in der Politik Philipp's! „Der Graf ist von der spanischen List zum Narren gehalten worden," rief der Prinz von Oranien aus. Es war nur zu wahr, und Egmont empfand

es bitter, als er sah, wie lächerlich er sich gemacht hatte durch den zuversichtlichen Ton, womit er von den freundlichen Gesinnungen des Hofes sprach, und durch das Verdienst, das er sich selbst beilegte, weil er diese Gesinnungen befördert habe.

Größere Aufregung wurde unter dem Volke hervorgebracht, denn die Erwartungen desselben waren viel sanguinischer gewesen, als die Wilhelm's und der Wenigen, die, gleich ihm, den Charakter Philipp's zu gut kannten, als daß sie in die Versprechungen Egmont's großes Zutrauen gesetzt hätten. Man schrie laut über des Königs Falschheit, und klagte den Gesandten an, daß er mehr Rücksicht auf seine Privatinteressen als auf diejenigen des Publikums genommen habe. Dieser Vorwurf berührte die Ehre jenes Edelmanns, der sich bitter beklagte, daß es ein Kunstgriff Philipp's sei, um sein Ansehen bei seinen Landsleuten zu vernichten; und um so besser seine gute Gesinnung zu beweisen, sprach er seine Absicht aus, sogleich alle von der Regierung empfangenen Aemter aufzugeben.

Nach einer zeitweiligen Pause wurde jetzt wieder der Verfolgungsgeist wach. Aber überall waren die Inquisitoren Beleidigungen ausgesetzt und trafen, wie früher, auf Widerstand. Um die Ansteckung des Beispiels zu vermeiden, gingen jetzt die Hinrichtungen geheim in den Gefängnissen vor sich*). Allein das also mit dem Schleier des Geheimnisses umgebene Geschick des Dulders erzeugte nur noch einen größeren Abscheu. Täglich liefen bei der Regierung Klagen ein von den Staaten, Obrigkeiten und vom Volke, worin die Verfolgungen, denen man ausgesetzt war, angezeigt wurden. Spione, hieß es darin, wären in jedem Hause, um die Blicke, Worte und Geberden zu überwachen. Kein Mensch sei sicher in seiner Person oder in seinem Eigenthum.

*) „Und überall wurden große Anstrengungen zur Befreiung der Gefangenen gemacht, sobald als es bekannt wurde, wie sie insgeheim in den Gefängnissen abgethan würden: denn, indem die Inquisitoren nicht länger sie zur öffentlichen Hinrichtung zu führen wagten, wurde jetzt diese neue Methode des Abthuns, welche der König selbst angeordnet hatte, in Ausübung gesetzt, und sie geschah gewöhnlich folgendermaßen: Man band der verurtheilten Person den Nacken mit den Hacken zusammen, warf sie dann in eine Wasserkufe und ließ sie daselbst liegen, bis sie erstickt war." Brandt, die Reformation in den Niederlanden.

Das Publikum ächzte unter einer unerträglichen Sklaverei. Mittlerweile waren die Hugenottischen Emissäre so thätig, wie nur je, um ihre Lehren auszubreiten, und in das Werk der Reform mischte sich das Werk der Revolution.

Die Regentin fühlte diese Gefahr dieses Standes der Dinge und ihre Ohnmacht, ihn zu ändern. Sie that, was sie konnte, ihn Philipp freimüthig auseinanderzusetzen, indem sie ihn zugleich von Egmont's Aerger und von der allgemeinen Unzufriedenheit der Nation über die Instruktionen aus Spanien unterrichtete. Wie gewöhnlich schloß sie, indem sie ihren Bruder bat, selbst zu kommen, wenn er seine Autorität in den Niederlanden aufrecht erhalten wolle. Auf diese Mittheilungen kamen die königlichen Antworten nur selten, und wenn sie kamen, waren sie meistens weitschweifig und unbefriedigend.

„Alles geht bei Philipp," schreibt Chantonnay, der frühere Gesandte am französischen Hofe, an seinen Bruder Granvelle, — „Alles geht bei Philipp von dem einen morgigen Tage zum andern; sein einziger Entschluß ist, unentschlossen zu bleiben. Der König wird sich in den Niederlanden die Sachen so verwickeln lassen, daß, wenn er sie je besuchen sollte, er es leichter finden wird, sich dem Stande der Sachen anzubequemen, als ihn zu verbessern. Die dortigen Herren sind mehr Könige, als der König selber. Sie führen die sämmtlichen kleineren Adeligen am Gängelbande. Philipp kann sich nicht wie ein Mann benehmen. Seine einzige Absicht ist, die flamändischen Adeligen zu streicheln, so daß er der Nothwendigkeit enthoben wird, nach Flandern zu gehen."

„Es ist zu bedauern," schreibt der Sekretär Perez, „daß der König die Angelegenheiten leiten will, wie er thut, indem er bald den Rath dieses, bald jenes Mannes annimmt, manche Dinge vor denen, die er um Rath befragt, verbirgt und andere ihnen mittheilt, ohne in irgend Jemanden ein völliges Zutrauen zu setzen. Bei dieser Verfahrungsart ist es kein Wunder, wenn die Depeschen sich in ihrem Inhalte widersprechen."

Es ist ohne Zweifel wahr, daß die Verschiebung und das Mißtrauen die schwache Seite Philipp's und daß dieselben von ihren natürlichen Folgen begleitet waren. Er besaß ferner, wie wir gesehen

haben, eine angeborene Trägheit, die ihn in Madrid zurückhielt, wenn er in Brüssel sein sollte, wo sein Vater unter ähnlichen Umständen schon lange gewesen sein würde, um mit eignen Augen zu sehen, was Philipp bloß durch die Augen Anderer sah. Aber doch kann seine Politik im gegenwärtigen Falle ganz eben so sehr seiner bedächtigen Berechnung, als seinem angeborenen Wesen zugeschrieben werden. Er hatte es sich schon frühzeitig zum festen Grundsatze gemacht, seinen Unterthanen nie religiöse Duldung zuzugestehen. Dieß hatte er ziemlich klar in seinen verschiedenen Mittheilungen an die Regierung von Flandern zu verstehen gegeben. Wenn er es nicht in einer unumschränkteren und weniger zweideutigen Form ankündigte, so mochte dieß wohl von der Befürchtung herrühren, daß das bei dem gegenwärtigen reizbaren Zustande des Volks die Leidenschaften desselben entflammen würde. Wenigstens konnte das als letztes Zufluchtsmittel aufbewahrt werden. Zu gleicher Zeit hoffte er, die Niederländer durch die Stellung kalter Zurückhaltung zu ermüden, bis sie, überzeugt von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes, ganz und gar aufhören würden zu widerstehen. Kurz er schien mit den Niederländern umzugehen wie ein geduldiger Angler, der sich die Forelle durch ihre eignen Anstrengungen erschöpfen läßt, anstatt durch eine heftige Bewegung ihren Verlust völlig zu riskiren. Es ist klar, daß Philipp den Charakter der Niederländer, welcher so eigensinnig und entschieden wie sein eigner war, nicht kannte.

In Erwägung des natürlichen Hanges des königlichen Charakters, scheint kein Grund zu sein, den Granvelle, wie das gewöhnlich in den Niederlanden geschah, anzuklagen, daß er der Politik desselben eine Richtung gegeben habe. Indessen ist gewiß, daß bei allen großen Fragen das Urtheil des Ministers mit dem seines Herrn völlig zusammenzutreffen schien. „Wenn Eure Majestät," schreibt der Minister, „die Edikte mildert, so werden in Flandern die Sachen schlimmer, als in Frankreich, gehen." Keine Veränderung im Staatsrathe sollte erlaubt werden. Eine Zusammenkunft der Generalstaaten würde ein Unheil anrichten, welches der König noch dreißig Jahre fühlen würde! Granvelle unterhielt mit seinen Parteigängern in den Niederlanden eine fleißige Korrespondenz und schickte die daraus gezogenen Aufschlüsse

— häufig auch die ursprünglichen Briefe selbst — nach Madrid. Auf diese Weise war Philipp, vermittelst der Berichte des großen Adels auf der einen, und der Kardinalisten auf der andern Seite, in den Stand gesetzt, die Bewegungen in Flandern von den entgegengesetztesten Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Um nach den Klagen, welche Granvelle wegen Vernachlässigung erhob, zu urtheilen, waren die Antworten des Königs auf die Briefe des Ministers etwas dürftig. Bei alledem bekennt der Kardinal, daß er froh ist, ein so lästiges Amt, wie die Regierung der Niederlande, los zu sein. „Hier," schreibt er an seinen Freund Viglius, „halte ich gute Mahlzeit, bekümmere mich um meine eignen Sachen, mache meine Depeschen in Ruhe fertig, und verlasse selten das Haus, ausgenommen um spazieren zu gehen, der Kirche beizuwohnen oder um meine Mutter zu besuchen." In dieser einfachen Lebensweise scheint der philosophische Staatsmann seine Zeit zu seiner Selbstzufriedenheit verbracht zu haben, obwohl es trotz seiner Versicherungen offenbar ist, daß er manchen sehnsüchtigen Blick auf die Niederlande, den Ort seiner kurzen Autorität, zurückwarf. „Der Haß, den die Leute von Flandern auf mich werfen," schreibt er an Philipp, „geht mir äußerst nahe; aber ich tröste mich, daß es für den Dienst Gottes und meines Königs ist." Inmitten seiner Klagen über des Königs Vernachlässigung affektirte der Kardinal die völligste Unterwerfung unter seinen Willen. „Ich würde, wenn Sie es wünschten, überall hingehen," schreibt er, „nach Indien, überall hin in der Welt, — würde mich sogar in's Feuer stürzen." Nicht lange darauf stellte Philipp diese Betheuerungen auf die Probe. Im Oktober 1565 gab er dem Anliegen der Regentin nach und befahl Granvelle, seinen Wohnsitz nach Rom zu übertragen. Der Kardinal wollte nicht weichen. „Ueberallhin," schrieb er seinem Herrn, „nur nicht nach Rom. Das ist ein Platz voll Zeremonien und eitlem Gepränge, wofür ich auf keine Weise tauge. Uebrigens würde es zu sehr wie eine Nachgiebigkeit von Ihrer Seite aussehen. Meine Diözese Mecheln braucht mich; würde ich jetzt nach Spanien gehen, so würde es aussehen, als ob ich käme, die so sehr erforderte Hülfe zu leisten." Allein das Madrider Kabinet war weit davon entfernt, die Anwesenheit eines so schlauen Staatsmanns zur Leitung der könig-

lichen Räthe zu wünschen. Der Befehl nach Rom zu gehen wiederholte sich. Nach Rom folglich ging der zögernde Minister, und wir haben an den König einen Brief von ihm aus dieser Hauptstadt, datirt vom ersten Februar 1566, worin er seinem Herrn anräth, bei Leibe nicht daran zu denken, die spanische Inquisition in den Niederlanden einzuführen. Es könnte scheinen, als ob der Wechsel des Klima's, im Widerspruche mit dem Sprichworte, einen Wechsel in der Stimmung des Kardinals erzeugt hätte. — Von dieser Zeit an verschwindet Granvelle von der Leitung der Angelegenheiten der Niederlande, deren Schrecken er so lange gewesen war. Indessen verschwindet er nicht von der politischen Bühne. Wir werden den fähigen, ehrgeizigen Prälaten wiederfinden, zuerst als Vicekönig von Neapel und hernach zu Madrid, wo er in den Räthen seines Souveräns die höchste Stellung einnimmt.

Anfangs Juli 1565 stattete die von Philipp ernannte Reformkommission ihren Bericht nach Spanien ab. Sie empfahl in den jetzigen Gesetzen keine andere Veränderung, als daß die Richter ermächtigt werden sollten, das Alter und Geschlecht der Angeklagten in Erwägung zu ziehen und im Falle der Reue die Todesstrafe des überwiesenen Ketzers in Verbannung zu verwandeln. Philipp billigte alle Einzelbestimmungen des Berichts, ausgenommen den einzigen Punkt, welcher eine Veränderung: die Begnadigung des reuigen Ketzers, enthielt.

Endlich beschloß der König eine solche absolute Willenserklärung, daß alle Zweifel über die Sache ruhen und er von weiterer Beunruhigung befreit werden mußte. Am siebzehnten Oktober 1565 richtete er aus dem Holze von Segovia an seine Schwester jenen merkwürdigen Brief, von welchem man sagen kann, daß er das Schicksal der Niederlande entschieden habe. Darin gibt Philipp seine Ueberraschung zu erkennen, daß seine Briefe dem Egmont nicht mit dem, was derselbe von seinen eignen Lippen in Madrid gehört hatte, übereinzustimmen schienen. Er wünschte in keiner Sache eine Neuerung. Er wollte die Inquisition von den Inquisitoren geführt wissen, wie es bisher geschehen, wie es denselben nach göttlichem und menschlichem Gesetz zustände. Bei dem gegenwärtigen Stande der Religion wäre es nicht

an der Zeit, mit den Edikten eine Veränderung vorzunehmen; sowohl seine eignen, wie diejenigen seines Vaters müßten ausgeführt werden. Mit den Wiedertäufern — einer Sekte, für die man, da sie ein besonderer Gegenstand der Verfolgung war, sich sehr verwandt hatte, — müsse nach der Strenge des Gesetzes verfahren werden. Schließlich beschwor Philipp die Regentin und die Herren im Rathe, treu seinen Befehlen zu gehorchen, da sie auf diese Art der Sache der Religion und ihres Landes — welches letztere, fügte er hinzu, ohne die Vollziehung der Ordonnanzen nur von geringem Werthe wäre — die größten Dienste erweisen würden.

In einem Privatbriefe an die Regentin von fast dem nämlichen Datum, wie diese Depeschen, spricht Philipp von den vorgeschlagenen Veränderungen im Staatsrathe als von einem Gegenstande, für den er sich entschieden habe*). Er erwähnt auch die in Vorschlag gebrachte Berufung der Generalstaaten als eine Sache, die bei der jetzigen Unordnung im Lande ganz und gar nicht anginge. — Also nahmen die königlichen Depeschen fast das ganze streitige Gebiet ein, um welches der Kampf zwischen der Krone und dem Lande so lange geführt worden war. Jetzt konnte man nicht länger sich über Zweideutigkeit oder Zurückhaltung im Ausdruck des königlichen Willens beklagen. „Gott weiß," schreibt Viglius, „was für schiefe Gesichter im Rathe gemacht wurden, als man den unbedingten Willen Seiner Majestät erfuhr!" Nicht ein Mitglied desselben gab es, sogar nicht den Präsidenten oder Barlaimont, die nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätten, daß man sich vor dem Sturme in so weit beugen mußte, daß man die Strenge des Gesetzes suspendiren, wo nicht mildern müsse. Mit düsterer Befürchtung blickte man in die Zukunft. Viglius hob mit Nachdruck hervor, daß die Depeschen nicht veröffentlicht werden sollten, bis man Philipp fernere Mittheilung gemacht und ihn vor den Folgen gewarnt hätte. Hierin war ihm der Prinz von Oranien entgegen. „Es wäre,"

*) Dieser Brief war datirt vom 20. Oktober. Alles Zaudern scheint verschwunden zu sein in einem zwei Tage nachher an Granvelle geschriebenen Briefe, worin Philipp sagt: „Was die vorgeschlagenen Veränderungen in der Regierung anbelangt, so ist von ihnen nicht die Rede."

sagt er, „zu spät, von dem zu sprechen, was nützlich zu thun sei. Weil der Wille Seiner Majestät so unzweideutig ausgedrückt wäre, so bliebe der Regierung Nichts übrig, als ihn auszuführen.“ Vergebens erbot sich Viglius, die ganze Verantwortung des Verzugs auf sich zu nehmen. Wilhelm's Meinung, unterstützt von Egmont und Hoorne, behielt bei der Regentin die Oberhand, weil sie zu furchtsam war, durch eine so ungehorsame Handlung das Mißfallen ihres Bruders zu riskiren. Als spät in der Nacht der Rath aufbrach, hörte man Wilhelmen ausrufen: „Jetzt werden wir bald den Anfang eines schönen Trauerspiels sehen!“*)

Im Monat Dezember ließ die Regentin Abschriften der Depeschen, nebst Auszügen aus an sich selber gerichteten Briefen, den Gouverneuren und den Räthen der verschiedenen Provinzen zusammt dem Befehle, daß sie auf ihre genaue Ausführung sehen sollten, übersenden. Ferner wurden Beamte ernannt, denen es oblag, die Weise, wie diese Befehle ausgeführt wurden, zu untersuchen und darüber an die Regierung zu berichten.

Das Resultat war so, wie man geahnt hatte. Die Veröffentlichung der Depeschen schuf — um die Worte eines flamändischen Schriftstellers zu gebrauchen, — im ganzen Lande eine solche Aufregung, wie sie nicht viel größer durch eine Kriegserklärung würde hervorgerufen worden sein. Trotz aller Entmuthigung hatte man sich bis jetzt mit der Erwartung eines Besserwerdens geschmeichelt. Die stets wachsende Zahl der Reformatoren, der beharrliche Widerstand gegen die Inquisition, die wiederholten Eingaben an die Regierung, die allgemeine Ueberzeugung, daß der große Adel und sogar die Regentin auf der Seite des Volkes stehe: Alles hatte dazu beigetragen, daß man die Hoffnung hegte, es würde am Ende von Philipp Duldung bis zu einem gewissen Grade zugestanden werden**). Diese

*) „Quâ conclusione acceptâ, Princeps Auriacensis cuidam in aurem dixit (qui pòst id retulit) quasi laetus gloriabundusque: visuros nos brevi egregiae tragoediae initium.“ — Vita Viglii.

**) „Einige verlangen eine Milderung der Edikte; Andere,“ klagt Viglius mürrisch dem Granvelle, „sagen, daß sie wenigstens so viel Duldung verlangen, wie

Hoffnung lag jetzt zertrümmert. Alle etwa noch unterhaltenen Zweifel wurden durch die letzten Depeschen zerstreut, welche kamen gleich einer Windsbraut, um die Nebel, welche so lange die Augen der Menschen geblendet hatten, zu zerstreuen und die Politik der Krone dem beschränktesten Verstand klar wie der Tag bloßzulegen. Das Volk gerieth in die äußerste Verzweiflung. Die spanische Inquisition mit dem ganzen schrecklichen Gefolge schien schon in seiner Mitte zu sein. Man erinnerte sich aller davon gehörten Erzählungen des Jammers. Umständlich zählte man sich die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Grausamkeiten her, die sie, wie irrthümlich das auch sein mochte, dem Heiligen Amte zur Last legten. „Erwartet man," so riefen sie aus, „daß wir, wie die elenden Indianer, hier kirre zuwarten sollen, um uns zu Millionen schlachten zu lassen?" Man sah sich die Leute auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zusammenrotten, indem sie das Benehmen der Regierung erörterten und finster von geheimen Verbindungen und fremden Allianzen sprachen. Verstohlene Zusammenkünfte wurden in den Wäldern und in der Umgegend großer Städte abgehalten, wo die Zuhörerschaft fanatischen Predigern lauschte, die, während sie die Lehren der religiösen Reform erörterten, finster auf Widerstand hindeuteten. Abhandlungen wurden gedruckt und weit verbreitet, worin die gegenseitigen Pflichten des Herrn und des Vasallen untersucht und das Recht des Widerstandes aufgestellt wurde, und manchmal waren diese schwierigen Fragen mit entschiedener Fähigkeit behandelt. Eine gewöhnlichere Form war die der Satire und der höhnischen Schmähschrift: einer bei den frühern Reformatoren beliebten Waffe. Ihre satirischen Angriffe waren ohne Unterschied gegen den Thron und gegen die Kirche gerichtet. Eine deutliche Zielscheibe waren die Bischöfe. Nichts blieb verschont. Um die Geistlichkeit lächerlich zu machen, schrieb man Komödien. Niemals war seit der

---

den Christen von den Türken zugestanden wird, welche letztere die Feinde ihres Glaubens nicht so sehr verfolgen, wie wir es bloß wegen einer Verschiedenheit in der Auslegung der Schrift thun!" Viglius war ohne Zweifel der Meinung des Herrn Gerlache, daß für Philipp die Bewilligung der Duldung das Signal zu einem allgemeinen Gemetzel gewesen sein würde.

Erfindung der Buchdruckerkunst — seit mehr als einem Jahrhundert — die Presse in ein Werkzeug von solcher politischen Bedeutung verwandelt worden, wie in den ersten Phasen der Revolution in den Niederlanden. Tausende von so ausgestreuten aufrührerischen Pamphleten fanden unter dem Volke eine rasche Verbreitung, da der niedrigste Mann besaß, worin damals in andern Ländern mancher Adelige nicht bewandert war: die Kunst zu lesen. In manchen Städten wurden an die Thüren der obrigkeitlichen Gebäude Plakate angenagelt, die verkündeten, daß Rom seinen Brutus brauche. Andere waren an die Thore von Oranien und Egmont angeheftet, worin diese beiden aufgerufen wurden, hervorzukommen und ihr Land zu retten.

Bei diesen Zeichen des Mißvergnügens im ganzen Lande wurde Margaretha mit Schrecken erfüllt. Sie fühlte den Boden unter ihr erbeben. Sie schrieb immer von Neuem an Philipp, indem sie ihm genaue Einzelheiten von dem Zustande der öffentlichen Stimmung und von dem widerspänstigen Geiste, der am Rande des Aufstandes zu stehen schien, gab. Sie gab ihm ihren Wunsch kund, die Regierung niederzulegen. Sie flehte ihn an, er möge die Generalstaaten berufen lassen und wenigstens selbst kommen, um aus ihren Händen die Zügel der Regierung zu nehmen, welche zu halten sie zu schwach sei. — Philipp versetzte kaltblütig, daß „er bedaure, daß die Depeschen von Segovia einen solchen Anstoß gegeben hätten. Dieselben hätten bloß die Verehrung Gottes und das Wohl des Landes bezweckt."

In dieser allgemeinen Gährung tauchte eine neue Menschenklasse auf, die an Anzahl bedeutend war, obschon sie bisher an öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil genommen hatte. Das war der niedere Adel des Reiches: Männer von ehrenhafter Abkunft, und viele unter ihnen durch Blut oder Heirath mit dem höchsten Adel des Landes verwandt. Nur zu oft waren es Männer von zerrüttetem Vermögen, das durch ihre eigne Verschwendung oder diejenige ihrer Vorfahren in Verfall gerathen war. Viele hatten ihre Erziehung auswärts, manche in Genf, der Heimath Calvin's, erhalten, wo sie begreiflicherweise die Lehren des großen Reformators eingesogen hatten. In dürftigen Umständen, mit keinem bessern Besitz als der Erbschaft ehrenhafter Ueberlieferungen oder dem Andenken besserer Tage ausgerüstet, fühlten sie

sich von einem verlangenden, ungeduldigen Geiste getrieben, der sie natürlich jede Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge vorziehen ließ. Meistentheils waren sie für das Waffenhandwerk herangebildet, und hatten in den Tagen Karl's des Fünften für ihren Ehrgeiz unter den kaiserlichen Fahnen eine weite Laufbahn offen gefunden. Aber Philipp, weniger politisch denn sein Vater, hatte es unterlassen, sich um die Gunst dieser Klasse seiner Unterthanen zu bewerben, die ohne stehende Grundsätze oder festgestellte Beweggründe des Handelns auf der Oberfläche der Ereignisse zu schwimmen, und bereit schienen, in jedem Augenblick ihr Gewicht in die Wagschale der Revolution zu werfen.

Von diesen Kavalieren kamen einige zwanzig, meistens junge Leute, im Monat Dezember zu Brüssel im Hause des Grafen Culemborg, eines den protestantischen Meinungen ergebenen Adeligen, zusammen. Ihr zugestandener Zweck war, dem Vortrage eines flamändischen Geistlichen, Namens Junius, zuzuhören. Das war ein talentvoller, gelehrter Mann, der in der Schule Calvin's erzogen worden war und nun nach seiner Rückkehr in die Niederlande unter den Augen der Regentin selbst den gefährlichen Beruf eines Missionärs ausübte. In dieser Versammlung der mißvergnügten Adeligen kam das Gespräch natürlich auf die Uebel des Landes und auf die besten Mittel, sie zu heilen. Das Resultat der Zusammenkunft war die Bildung einer Ligue, deren Hauptzwecke in einer Urkunde, bekannt als der „Kompromiß," sorgfältig auseinandergesetzt waren*).

Diese berühmte Urkunde erklärt, daß der König von schlimmen Rathgebern — größtentheils Ausländern — verleitet worden ist, seinem Eide entgegen die Inquisition im Lande einzuführen: ein Tribunal, das, allem göttlichen und menschlichen Gesetz zuwider, an Bar-

---

*) Gewöhnlich haben die Geschichtsschreiber den Ursprung der „Union" auf eine Zusammenkunft von neun Adeligen in Breda zurückgeführt, wie von Strada berichtet wird. Aber wir haben zu dem im Texte angegebenen Faktum das Zeugniß des Junius selber, und dieß Zeugniß wird von Groen zugelassen, der doch mit einer Vorsicht zu Werke geht, die ihm selbst an schlüpfrigen Plätzen der Geschichte einen guten Stand gibt. Auch Brandt folgt dem Berichte des Junius.

barei über Alles geht, was bis jetzt von Tyrannen verübt worden ist*), und welches darnach strebt, das Land in den äußersten Ruin und die Einwohner in einen Zustand elender Knechtschaft zu versetzen. Um daher nicht die Beute derer zu werden, welche unter dem Namen der Religion bloß sich auf Kosten fremden Lebens und Vermögens zu bereichern suchen, binden sich die Konföderirten durch einen feierlichen Eid, der Einführung der Inquisition, unter welcher Form selbige auch eingeführt werden möge, zu widerstehen, und sich einander gegen dieselbe mit ihrem Gut und Blut zu schützen. Indem sie so thun, betheuern sie, daß sie, weit entfernt davon, den König entehren zu wollen, bloß den Zweck haben, ihn in seinem Besitz aufrecht zu erhalten und die Ruhe des Landes zu wahren. Sie schließen, indem sie auf ihren gesetzlichen und heiligen Bund den Segen des Allmächtigen herabflehen.

So beschaffen sind einige der in dieser merkwürdigen Urkunde hervorgehobenen Hauptpunkte, worin die Edikte nur wenig erwähnt sind und jede andere Beschwerde von der verabscheuten Inquisition verschlungen ist. Wirklich führten die Uebersetzungen des „Kompromisses," die bald in verschiedenen Sprachen erschienen, den Titel: „Ligue des Adels von Flandern gegen die spanische Inquisition."

Man wird wohl nicht läugnen, daß die diese Urkunde Unterzeichnenden bereits im Spiele der Revolution einen entscheidenden Zug gethan hatten. Offen reihten sie sich zusammen gegen die Ausführung des Gesetzes und die Autorität der Krone. Sie bezichtigten den König des Eidbruchs und klagten ihn der Begünstigung einer Verfolgung an, welche unter dem Vorwande der Religion keinen andern Zweck als die Beute ihrer Opfer habe. Es hat wenig zu sagen, wenn dieß Alles unter den Versicherungen der Gesetzlichkeit geschah. Solche Versicherungen sind die anständige Hülle, unter welcher man immer die ersten Schritte in einer Revolution thut. — Die Exemplare dieser Urkunde weichen etwas von einander ab. Eins davon, das uns vorliegt, klassi-

*) Man sollte glauben, daß die Verbündeten in dem ersten Theile dieses Satzes die Worte Philipp's auf ihn selbst zurückschleudern wollten: — „Comme il leur appertient par droitz divins et humains." Dépêche du Bois de Ségovie, Octobre 17, 1565.

fizirt, gleichsam um ihrer Einsprache die Schärfe der persönlichen Beleidigung zu geben, „den Vagabunden, den Priester und den Spanier" in dieselbe Kategorie*).

In der kleinen, dieses Dokument zuerst unterschreibenden Anzahl finden wir Namen, die in den stürmischen Scenen der Revolution zu hervorragender Stellung emporstiegen. Darunter war auch Graf Louis von Nassau, ein jüngerer Bruder des Prinzen von Oranien, der ,,bon chevalier,'' wie ihn Wilhelm zu benennen pflegte. Und diese Benennung verdiente er wohl durch seinen Edelmuth und viele erhabene, menschenfreundliche Eigenschaften. Louis war als Lutheraner aufgezogen, und der Sache der Reformation eifrig ergeben, während sein Bruder ein bloß schwaches Interesse daran nahm. Sein hitziges, voreiliges Temperament wurde durch die klugen Rathschläge Wilhelm's oft in Schach gehalten und weiser gelenkt; während er seinem Bruder durch treuergebene Anhänglichkeit, und durch den Eifer und die Unerschrockenheit, womit er die Pläne desselben ausführte, vergalt. Man dürfte Louis in der That Wilhelm's rechte Hand nennen.

Ein anderer aus der Anzahl war Philipp de Marnix, Herr von St. Aldegonde. Er war der intime Freund Wilhelm's von Oranien. Nach den Worten eines belgischen Schriftstellers (Borguet's), war er einer der schönsten Charaktere seiner Zeit, gleichausgezeichnet als Soldat, als Staatsmann und als Gelehrter. Seiner Feder ist gewöhnlich die Abfassung des „Kompromisses" zugeschrieben worden. Einige Kritiker haben zwar den darin herrschenden Ton als mit der gesetzten und ruhigen Art seines Charakters unverträglich gefunden; allein St. Aldegonde's Devise: ,,Repos ailleurs'' will scheinen, als ob sie eine feurige Einbildungskraft und einen ungeduldigen, thätigen Geist anzeigte.

Jedoch derjenige Mann, welcher in diese ersten Bewegungen der Revolution am freudigsten eingetreten zu sein scheint, war Heinrich, Vicecomte von der Brederode. Er stammte aus einer alten Linie, die

*) ,,De sorte que si un Prestre, un Espagnol, ou quelque mauvais garnement veut mal, ou nuyre à autruy, par le moyen de l'Inquisition, il pourra l'accuser, faire apprehender, voire faire mourir, soit à droit, soit à tort.'' Supplément à Strada, tome II.

sich der Herkunft von den Grafen von Holland rühmte. Den einzigen ihm übrig gebliebenen Besitz, die Herrschaft von Viana, behauptete er noch als unabhängig von dem König von Spanien oder jedem andern Potentaten zu halten. Sein väterliches Erbtheil war durch einen sorgenlosen, ungezügelten Lebenswandel aufgegangen, und wenig mehr, als leere Titel und Ansprüche, die zu rühmen er allerdings nicht schüchtern war, war noch übrig geblieben. Er liebte festliche Vergnügungen und besaß einen freien, unbekümmerten Humor, der das Volk für sich einnahm. Doch war er demselben noch theurer wegen seines starken Hasses der Unterdrückung. Kurz, Brederode war einer jener emsigen, verdampfenden Charaktere, die sich wohl im Anfange einer Revolution bemerkbar machen, allein bald im Verlaufe derselben verloren gehen: gleich jenen unheilverkündenden Vögeln, die mit ihrem Geschrei und Gekreisch den Sturm einleiten, welcher sie bald auf immer aus dem Gesichtskreise fortreißt.

Exemplare des „Kompromisses" mit den darunter stehenden Namen wurden bald in allen Gegenden des Landes vertheilt und eifrig von einer großen Menge Personen unterzeichnet: nicht allein von dem unbedeutenden, vornehmen und niederen Adel, sondern auch von wohlhabenden Bürgern und reichen Kaufleuten, die in der Gemeinschaft große Interessen auf dem Spiele hatten. Der Wappenkönig des Goldenen Vließes, Hames, der ein eifriger Verbündeter war, rühmte sich, daß auf seiner Liste zwei tausend Namen solcher Personen ständen. Unter ihnen waren viele römische Katholiken, und wir müssen hier wiederum bemerken, daß diese protestantische Revolution im Anfang selbst die Unterstützung der Katholiken erhielt, die bei dem gemeinschaftlichen Hasse willkürlicher Gewalt alle Religionsunterschiede vergaßen.

Wenn irgend welche, so doch nur wenige von dem großen Adel scheinen unter der Zahl der Unterzeichner des Kompromisses gewesen zu sein: — gewiß aber Niemand aus dem Staatsrathe. Es würde sich schwerlich geschickt haben, hätte man Jemanden aus den königlichen Räthen — mit andern Worten: Einen aus der Regierung — zum Beitritte zum Bunde eingeladen: da dieselben durch die Obliegenheiten ihres Amtes verpflichtet gewesen sein würden, das der Regentin zu

enthüllen. Wenn aber auch die großen Herren der Ligue nicht faktisch beitraten, so bewiesen sie wenigstens ihre Sympathie für den Zweck derselben, indem sie ablehnten, die Ausführung der Gesetze, gegen die der Bund gerichtet war, zu erzwingen. Den vier und zwanzigsten Januar 1566 richtete der Prinz Oranien von Breda aus einen Brief an die Regentin, weil sie ihm die Depeschen von Segovia als Richtschnur seiner Regierung in den Provinzen überschickt hatte. In diesem merkwürdigen Briefe setzt Wilhelm mit einer größeren Freimüthigkeit, als er sonst zu zeigen gewohnt war, seine Gründe auseinander, warum er sich weigerte, den königlichen Befehlen nachzukommen. „Ich drücke mich," sagt er, „frank und frei über einen Gegenstand aus, worüber ich nicht befragt worden bin; aber ich muß dieß thun, damit ich mich nicht durch mein Stillschweigen für das Unglück, das daraus entspringen muß, verantwortlich mache." Dann berührt er kurz und in entschiedener Sprache die Uebel der — wie er sagt, den wiederholten Versicherungen des Königs widersprechenden — Inquisition und die Edikte. In der Auslegung der letzteren sei neuerdings große Nachsicht gezeigt worden, und es würde sehr unheilvoll sein, wollte man sie plötzlich wieder neu beleben, indem man sie in ihrer alten Strenge ausführte. Eine schlechtere Zeit, als jetzt, könne es nicht geben, weil das Volk schwer von Nahrungsmangel gedrückt und wegen der religiösen Agitationen an den Gränzen in einem kritischen Zustande wäre. Das könnte den König seine Herrschaft in den Niederlanden kosten und die letzteren seinen Nachbarn in die Hände spielen.

„Was mich anbetrifft," schließt er, „so werde ich, wenn Seine Majestät auf der Vollstreckung dieser Maßregeln beharrt, — ehe ich durch einen solchen Versuch mir einen Flecken zuziehe, der auf mir und meinem Hause haften muß — lieber meine Stelle in die Hände Jemandes legen, der die Stimmung des Volkes besser kennt und zur Erhaltung der Ordnung im Lande fähiger ist."

Im nämlichen Tone antworteten Margarethen einige andere Provinzialgouverneure, indem sie erklärten, daß sie nie ruhig dabei stehen und zusehen könnten, wenn funfzig oder sechszig tausend ihrer Landsleute wegen religiöser Irrthümer lebendig verbrannt würden.

Die Regentin war, als sie die Männer verließen, auf welche sie am meisten vertraute, in schlimmer Verlegenheit. Sie machte denselben einen Haufen Vorstellungen und bat besonders den Prinzen, die jetzt herrschenden Unruhen nicht dadurch zu vermehren, daß er seinen Posten verließe, wo ihm die Anhänglichkeit des Volkes einen so unbegränzten Einfluß gäbe.

Zu gleicher Zeit fuhr die Bewegung des Landes zu wachsen fort. Es gab Brotmangel — so oft der Vorläufer der Revolution — und dieser Artikel war auf einen ungeheuren Preis gestiegen. Das Volk war mit Hungersnoth bedroht, was, wenn nicht Spanien eine zeitweilige Aushülfe beschafft hätte, zu ernsten Folgen geleitet haben würde.

Jetzt verbreiteten sich in großem Umfange Gerüchte, daß Philipp in Bälde mit einer Armee kommen und seine Vasallen züchtigen würde, und diese Gerüchte fanden leicht Glauben bei denen, welche fühlten, daß sie bereits sich innerhalb des Bereichs der Rebellion befanden. Der Herzog Erich von Braunschweig machte an der deutschen Gränze zahlreiche Truppenaushebungen, und man glaubte allgemein, daß ihre Bestimmung Flandern sei. Vergebens versuchte Margaretha, indem sie die Grundlosigkeit der Nachricht betheuerte, das Volk zu enttäuschen.

Kurze Zeit zuvor, im Monat Juni, hatte zu Bayonne zwischen der Königin Mutter Katharina von Medicis und ihrer Tochter, der Königin von Spanien, eine Zusammenkunft Statt gefunden. Anstatt von ihrem Gemahl war Isabella bei dieser Zusammenkunft von dem Rathe, in welchen der König das meiste Vertrauen setzte: vom Herzog von Alva, begleitet. Die beiden Königinnen hatten mit sich ein glänzendes adeliges Gefolge. Die Zusammenkunft wurde auf einige Tage verlängert. Dabei folgten auf einander Bälle, Tourniere und prächtige Bankette, auf denen die kostbare Kleidung und Equipage des französischen Adels eigen genug von der nicht minder prunkenden Einfachheit der Spanier abstach. Diese mit dem gewöhnlichen Pomp der Castilier so sehr im Widerspruche stehende Einfachheit beobachtete man aus Gehorsam gegen die Befehle Philipp's, der, indem er den nationalen Rangstreit voraussah, unvernünftige Kosten zu machen verbot,

die doch am Ende bei den zerrütteten Finanzen Frankreichs schwer empfunden wurden.

Inmitten der glänzenden, das Auge des Publikums beschäftigenden Schaufeste wurden zwischen Katharina und dem Herzog Alva täglich geheime Konferenzen abgehalten. Zwar wurden die Beschlüsse niemals veröffentlicht, allein genug davon fand seinen Weg ans Tageslicht, um zu zeigen, daß der Hauptzweck die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden sei. Die Königin Mutter war für mildere Maßregeln, die zwar langsamer, aber nicht weniger sicher wären. Allein der hartherzige Herzog behauptete, daß die Gewährung der Gewissensfreiheit die Gewährung unbegränzter Zügellosigkeit wäre. Die einzige sichere Weise, das Uebel auszurotten, sei durch Feuer und Schwert! Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß, als Katharina meinte, es sei leichter, mit widerspänstigen Gemeinen als mit dem Adel es zu thun zu haben, Alva versetzte: „Wohl wahr, aber zehn tausend Frösche sind nicht den Kopf eines Lachses werth:" — ein unheilverkündendes Gleichniß, dessen man sich später gegen seinen Erfinder, als derselbe über die Niederlande herrschte, erinnerte **).

Die Nachricht von diesen dunklen Konferenzen war in die Niederlande gelangt, wo man allgemein glaubte, daß ihr Zweck wäre, sich der Beihülfe Frankreichs bei der Vernichtung der flandrischen Freiheiten zu vergewissern ***).

---

*) Indem Davila die nämliche Geschichte erzählt, berichtet er den Ausspruch Alva's in etwas verschiedenen Worten: — „Diceva che . . . . besognava pescare i pesci grossi, e non si curare di prendere le ranocchie."

**) Heinrich der Vierte, der noch ein Knabe von elf Jahren war, befand sich im Gefolge Katharinens und war bei einer ihrer Zusammenkünfte mit dem Herzog Alva anwesend. Er soll die im Texte erwähnten Worte des Herzogs gehört haben, und dieselben sollen sich dem Geiste des zukünftigen Verfechters des Protestantismus tief eingeprägt haben. Heinrich erzählte sie seiner Mutter, Jeanne d'Albret, wieder, durch welche sie in die Oeffentlichkeit gelangten.

***) Gewöhnlich meint man, daß auf der Zusammenkunft zu Bayonne zwischen der Königin Mutter und dem Herzog Alva übereingekommen wurde, die Tragödie der sizilianischen Vesper in dem schauderhaften Geschlächter der St. Bartholomäus-

Bei diesem panischen, durch das ganze Land gehenden Schrecken fingen die Furchtsameren oder Klügeren (besonders unter denen, welche in Seehäfen wohnten) an, Maßregeln zu ergreifen, um diese Uebel durch Auswanderung zu vermeiden. Sie suchten Zuflucht in protestantischen Staaten, besonders aber in England, wo, wie uns ein Zeitgenosse sagt, nicht weniger, als dreißig tausend, unter dem Szepter der Elisabeth einen Schirm fanden. Es wimmelte von ihnen in den Städten London und Sandwich, und die politische Königin wies ihnen auch den Seehafen Norwich zum Aufenthaltsorte an. Auf diese Weise wurde die flamändische Industrie auf englischen Boden übergetragen. Der Handelsverkehr zwischen den beiden Nationen erfuhr jetzt einen Wechsel. Die seidenen und wollenen Stoffe, die früher aus Flandern nach England geschickt worden waren, wurden jetzt zum Artikel eines großen Ausfuhrhandels von England nach Flandern. „Die Niederlande", schreibt der Korrespondent Granvelle's, „sind das Indien der Engländer, die jetzt gegen unsere Börsen Krieg führen, wie die Franzosen vor einigen Jahren Krieg gegen unsere Städte führten."

nacht zu wiederholen. Indeß finde ich weder in den Briefen des Herzogs, noch denen des Don Juan Manrique de Lara, des Majordoms der Königin Isabella, deren Originale in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt sind, eine Bestätigung für eine solche Meinung. In meiner Abschrift dieser Manuskripte nehmen die Briefe Alva's an Philipp den Zweiten den größeren Raum ein. In dem Berichte seiner Unterhaltung mit der Königin Mutter sind sie sehr genau. Sein großer Zweck scheint gewesen zu sein, sie zu überreden, ihre temporisirende Politik aufzugeben und in der unnachgiebigsten Weise die Herrschaft der Römisch-Katholischen geltend zu machen. Er suchte sie in diesem Verfahren durch das Beispiel seines eignen Herrn, des Königs von Spanien, zu bestätigen, indem er Philipp's so oft und in verschiedenen Formen erwähnte Erklärung wiederholte, daß „er eher sein Königreich, ja das Leben selbst daran geben, als über Ketzer herrschen wolle."

Während der Herzog ernstlich versuchte, die Argumente der Katharina von Medicis zu widerlegen, die für ein milderes, vernünftigeres und (man kann hinzufügen) politischeres Verfahren in Bezug auf die Hugenotten war: kann man, wenn man gerecht sein will, ihn zwar nicht beschuldigen, daß er jene grausamen Maßregeln, die seinen Namen mit Schande gebrandmarkt haben, direkt empfohlen habe; allein, auf der andern Seite läßt sich auch nicht läugnen, daß jene blutige Katastrophe die richtige Folge der von ihm angerathenen Politik war.

Anstatt in Muthlosigkeit zu verfallen, beriefen sich einige flamändische Provinzen standhaft auf ihre Gnadenbriefe, um von den willkürlichen Maßregeln der Krone befreit zu werden. Die vornehmsten Städte Brabants, mit Antwerpen an der Spitze, verschanzten sich hinter ihre Joyeuse Entrée. Die Frage kam vor den Rath; ein Dekret wurde zu Gunsten der Bittsteller ausgefertigt und von der Regentin genehmigt, und der freie Boden Brabants wurde nicht länger durch die Anwesenheit der Inquisition befleckt.

Das Dunkel um den Thron der Regentin verdüsterte sich jetzt. Unter allen Personen in den Niederlanden war diejenige, welche über sie herrschte, am wenigsten zu beneiden. Abgebracht von ihrer Anhänglichkeit an Granvelle durch den Einfluß der Herren, sah sich Margaretha jetzt gezwungen, die von ihr gemißbilligte, willkürliche Politik wieder aufzunehmen und die Unterstützung der nämlichen Partei, welcher sie neuerdings ihr ganzes Zutrauen geschenkt hatte, zu verscherzen. Die Herren im Rathe zogen sich von ihr zurück, die Obrigkeiten in den Provinzen hemmten sie, und große Massen der Bevölkerung waren faktisch im Widerstande gegen die Regierung begriffen. Es mag befremdend erscheinen, daß sie erst im Frühjahr 1566 von dem Vorhandensein der Ligue positive Kenntniß erhielt, als Egmont und einige Andere des Staatsraths ihr davon Nachricht gaben. Wie gewöhnlich ging das Gerücht über die Wirklichkeit. Zwanzig bis dreißig tausend Mann sollten unter Waffen stehen und halb so viel sich rüsten, um gegen Brüssel zu rücken, und sich, wofern die Regentin nicht in ihre Forderungen willigte, der Person derselben zu bemächtigen.

Auf einen Augenblick dachte Margaretha daran, in der Citadelle Zuflucht zu suchen. Aber bald sammelte sie sich wieder und bewies den Muth, der bei der Tochter Karl's des Fünften zu erwarten stand. Sie ließ durchs ganze Land die Besatzungen in den Festungen verstärken. Sie entbot die Ordonnanzkompagnien nach der Hauptstadt und ließ sie von Neuem den Eid der Treue gegen den König schwören. Sie schrieb den spanischen Gesandten an den benachbarten Höfen, unterrichtete sie von der Ligue und ermahnte sie, nicht zuzugeben, daß von den Ländern, wo sie residirten, der Ligue Hülfe geschickt würde. Endlich berief sie eine Versammlung der Ritter des Goldenen Vließes und des Staats-

raths auf den sieben und zwanzigsten März, um über die gefährliche Lage des Landes zu berathen. Nachdem die Herzogin mit diesen Anordnungen fertig war, schrieb sie an ihren Bruder, unterrichtete ihn genau von der Lage der Dinge und theilte ihm mit, was ihren Räthen das wirksamste Heilmittel zu sein schien. Sie schrieb um so freimüthiger, als ihre Liebe zur Herrschaft dem aufrichtigen Wunsche gewichen war, sich aus den Proben und Wirren, wovon ihre Macht begleitet war, herauszuwinden.

Es gäbe, sagte sie, bloß zwei Wege: Gewalt oder Zugeständniß. Um Nichts von dem Ruine zu sagen, welchen die erstere über das Land bringen werde, würde dieselbe auch schwierig gemacht durch den Mangel an Geld zur Bezahlung der Truppen und durch den Mangel an zuverläßlichen Offizieren zur Befehligung derselben. Die Konzessionen müßten bestehen: in der Aufhebung der Inquisition — eines nutzlosen Tribunals, wo es in den Städten öffentlich von Sektirern wimmelte —, in der Abänderung der Edikte und in der Bewilligung eines freien Pardons für alle Unterzeichner des Kompromisses, vorausgesetzt daß dieselben zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten. Unter diesen Bedingungen wollten die Herren des Rathes den Gehorsam des Volkes verbürgen. Wenigstens versprächen sie Margarethen, sie zu unterstützen, um ihn zu erzwingen. Sie wollte nicht selbst sagen, welcher von den Philipp gestellten Alternativen sie den Vorzug gäbe, sondern würde treu seine Befehle, worin dieselben auch bestehen möchten, nach besten Kräften ausführen. — Sie wollte nicht ausdrücken, welcher Alternative sie den Vorzug gab, aber es war klar, auf welche Seite sie sich neigte. Margaretha schloß, indem sie ihren Bruder ernstlich anflehte, auf ihre Depeschen durch den Kourier, welcher dieselben brachte, eine unmittelbare Antwort zu übersenden.

Derjenige Mann, welchem Margarethens Zutrauen am meisten zu Theil zu werden schien, war Egmont. Dieser blieb noch zu Brüssel und behielt seinen Sitz im Rathe, nachdem sich Wilhelm auf seine Besitzungen in Breda zurückgezogen hatte. Aber, wenn der Prinz Brüssel auch unwillig verlassen hatte, hatte er sich doch mit den Verbündeten nicht befaßt, noch weniger aber stand er — wie fälschlich und zu seinem großen Verdrusse das Gerücht ging — an ihrer Spitze. Zwar war

sein Bruder und einige von seinen genauen Freunden der Ligue beigetreten. Allein Louis erklärt, daß er es ohne das Wissen Wilhelm's that. Als der letztere nach vierzehn Tagen von dem Vorhandensein des Bundes hörte, gab er darüber seine gänzliche Mißbilligung zu erkennen*). Er soll sogar sein Ansehen dazu gebraucht haben, um die Verbündeten daran zu verhindern, zu gewaltsamen Maßregeln zu greifen, unter Anderem, Antwerpen zu nehmen: indem er versprach, er wollte sie unterstützen, daß sie ihre Zwecke in einer ordentlicheren Weise erreichten**). Was er wünschte, wäre, daß der König die Generalstaaten beriefe. Aber er wollte nicht, wie die Verbündeten, eine feindliche Haltung annehmen, um ihn zu dieser unschmackhaften Maßregel zu zwingen***). Wäre die Legislatur bei einander, so würde er sie, ohne ihre konstitutionellen Gränzen zu überschreiten, remonstriren lassen und die Beschwerden der Nation dem Throne vorlegen.

Diese gemäßigte Art des Verfahrens stimmte nicht zu dem hitzigen Blute der jüngeren Verbündeten. „Ihr Bruder," schreibt Hames an Louis, „ist zu langsam und lau. Er möchte, daß wir gegen diese hungrigen Wölfe, gegen Feinde, die uns zum Dank dafür enthaupten und verbannen und verbrennen, bloß remonstrirten. Wir sollen schwatzen, während jene handeln. Wir sollen mit der Feder kämpfen, während jene mit dem Schwerte kämpfen."

---

*) ,,De laquelle estant advertis quelques quinze jours après, devant que les confédérés se trouvassent en court, nous déclarames ouvertement et rondement qu'elle ne nous plaisoit pas, et que ce ne nous sambloit estre le vray moyen pour maintenir le repos et transquilleté publique.'' Auszug aus der ,,Justification'' Wilhelm's (1567), in dem Archive des Hauses von Oranien-Nassau.

**) Diese Thatsache beruht auf der Autorität einer dem Junius zugeschriebenen Handschrift. Indessen bezweifelt Groen die Authentizität dieses Manuskripts. Doch, was man auch von der Expedition gegen Antwerpen halten mag, so geht doch aus Wilhelm's eigner Angabe hervor, daß die Verbündeten eine gefährliche Unternehmung, wovon er ihnen abredete, bezweckten. Siehe seine „Apologie" in Dumont, Corps Diplomatique.

***) Les estaz-généraulx ayans pleine puissance, est le seul remède à nos maulx; nous avons le moyen en nostre povoir sans aucune doubte de les faire assembler, mais on veult estre guéri.'' Archives de la Maison d'Orange-Nassau.

Die Sache war, daß Wilhelm nicht den Feuereifer, welcher viele Kirchenverbesserer beseelte, besaß. Wie wir sahen, war er in seinen jungen Jahren einmal dem Einflusse der protestantischen Religion und ein anderes Mal dem der katholischen ausgesetzt worden. Wenn das Ergebniß davon gewesen war, daß in ihm so Etwas, wie philosophische Gleichgültigkeit gegen die großen Streitfragen entstand, so war das doch äußerst günstig, um in ihm einen Geist der Duldsamkeit zu erwecken, gewesen. Er erschrak vor jenem Verfolgungssystem, das Menschen um ihrer religiösen Meinung willen proskribirte. Bald nach der Ankunft der Depeschen von Segovia schrieb Wilhelm an einen Freund: „Der König befiehlt, daß nicht allein hartnäckige, sondern selbst bußfertige Ketzer getödtet werden sollen. Ich weiß nicht, wie ich das ertragen kann. Es scheint mir nicht, daß solche Maßregeln christlich oder thunlich sind.“ In einem andern Briefe sagt er: „Ich fürchte sehr, daß diese Depeschen die Leute zum Aufstande treiben. Ich wollte froh sein, könnte ich das Land vom Ruin, und so viele unschuldige Personen vom Hinschlachten retten. Aber, wenn ich Etwas im Rathe sage, so kann ich sicher sein, daß man meine Worte mißdeutet. Also bin ich sehr verlegen, weil Sprechen und Schweigen auf gleiche Weise schlimm sind.“

Indem er daher mit seiner gewöhnlichen Vorsicht handelte, sprach er wenig und drückte seine Meinungen selten schriftlich aus. „Je weniger man,“ sagte er zu seinem minder klugen Bruder, „Schriftliches von sich gibt, um so besser.“ Doch unterließ er nicht, wenn die Gelegenheit es forderte, sowohl mündlich als schriftlich ein offenes Bekenntniß seiner Meinungen abzulegen. Hierher gehört die Rede, welche er im Rathe vor Egmont's Abreise nach Spanien hielt, und von der gleichen Art war der Brief, welchen er an die Regentin richtete, nachdem er von ihr die Depeschen von Segovia erhalten hatte. Allein, welche Zurückhaltung er auch zeigen mochte, so wurden seine eigentlichen Ansichten doch nicht mißverstanden. Als Philipp's schließliche Instruktionen ihm von Margarethen bekannt gemacht wurden, hörte der Prinz, wie er schon unter Granvelle gethan, auf, den Zusammenkünften des Rathes beizuwohnen und zog sich von Brüssel zurück. Er kam in Breda und später in Hoogstraten im Frühjahr 1566 mit einer Anzahl vornehmer Adeliger unter der gewöhnlichen Hülle eines Ban-

ketts zusammen. Es entspannen sich Erörterungen über die Lage des Landes, und einige am ersteren Orte anwesende Verbündete waren für heftigere Maßregeln, als Wilhelm billigte. Da er sie nicht zu seiner eignen gemäßigten Politik überziehen konnte, willigte er in den Entwurf einer Petition, welche, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, der Regentin überreicht wurde. Im Ganzen muß man bis zu der Zeit, bei welcher wir angelangt sind, das Verhalten des Prinzen von Oranien als weise und konsequent anerkennen. Es bildet in gewisser Hinsicht einen Kontrast zu demjenigen seines glänzenderen Rivals, des Grafen Egmont.

Dieser Edle war aufrichtig dem römisch-katholischen Glauben zugethan. Er war fest in seiner treuen Gesinnung gegen den König. Zu gleicher Zeit hing er innig an seinem Vaterlande und fühlte eine edle Entrüstung über das Unrecht, welches dasselbe von seinen Herrschern erduldete. Auf diese Weise stand Egmont unter dem Einflusse widersprechender Gefühle, und, da er ein stürmischer Mann war, konnte man sein Betragen, je nachdem er manchmal dem einen oder andern dieser Einflüsse folgte, der Inkonsequenz zeihen. Niemand bezichtigte ihn der Falschheit.

Das war es in Egmont's Charakter, was frühzeitig den durchdringenden Granvelle bewog, ihn dem Philipp als einen Mann zu schildern, der durch kluge Behandlung für die königliche Sache gewonnen werden könnte. Sowohl Philipp, als auch seine Schwester richteten sich nach diesem Winke. Mit Wilhelmen würden sie schwerlich so viel angestellt haben. Egmont's persönliche Eitelkeit machte ihn für ihre annähernden Schritte zugänglicher. Diese Eitelkeit war vielleicht eben so sehr, wie die Unterthanentreue die Ursache, warum er ungeachtet der vom König nach seiner Ansicht empfangenen Beleidigung in Brüssel blieb und in dem Rathe der Regentin den Platz versah, welchen Wilhelm leer gelassen hatte. Doch finden wir, daß einer der Korrespondenten Granvelle's von Egmont als zu eng mit den Herren verbunden, um von denselben losgerissen zu werden, spricht. „Um die Wahrheit zu sagen," berichtet der Schreiber, „so wankt er selbst in der Religion, und was er auch heute über diesen Punkt sagen mag, wird er doch gewiß morgen das Gegentheil davon sagen." Ein solcher Mann, der

nicht wahr gegen sich selbst sein konnte, konnte schwerlich der Führer Anderer werden.

„Sie schieben," schreibt der Sekretär der Regentin, „Egmont als den kühnsten vor, damit er sage, was andere Leute nicht zu sagen wagen." Das war nach dem Erhalten der Depeschen. „Er beklagt sich bitter," fährt der Schreiber fort, „über des Königs Falschheit. Der Prinz besitzt mehr finesse. Auch steht er bei der Nation in größerem Ansehen. Wenn Sie den gewinnen können, wird Alles gut stehen." Doch Philipp versuchte nicht, ihn zu gewinnen. Bei all seinem Reichthume war er nicht reich genug, dieß zu thun. Er wußte dieß und haßte Wilhelmen mit dem Hasse, welchen ein despotischer Monarch gewöhnlich gegen einen Vasallen von einem solchen Wesen hegt. Er verstand den Charakter Wilhelm's vollkommen. Auch die Nation verstand denselben, und trotz aller Bewunderung für die edelmüthigen Eigenschaften Egmont's blickte sie doch auf den größeren Rival desselben, damit dieser sie in dem herankommenden Kampfe der Revolution führe.

Zehntes Kapitel.

Die Verbündeten.

Die Absicht der Verbündeten. — Sie kommen nach Brüssel. — Die Petition. — Die Geusen

1566.

Die Partei der Mißvergnügten in den Niederlanden enthielt Personen mit sehr verschiedenen Meinungen, die keineswegs einhellig mit den von dem Kompromisse aufgestellten mäßigen Zwecken zufrieden waren. Einige verlangten völlige Gewissensfreiheit. Andere wären nicht vor einer Revolution, die das Land in den Stand setzte, das spanische Joch abzuwerfen, zurückgeschaudert. Und eine andere Art Leute ohne irgend welche Prinzipien — wie sie oft bei starken politischen Gährungen auftauchen — blickten auf diese innern Unruhen mit der Hoff-

nung, daß sie ihnen die Mittel darbieten würden, ihre eignen Vermögensumstände durch den Schiffbruch ihres Landes zu verbessern. Doch gab es, mit Ausnahme der letztgenannten, nur Wenige, die nicht zufrieden gewesen wären, den Kompromiß als die Grundlage ihrer Forderungen anzunehmen.

Indessen war der Winter vergangen, und die Verbindung hatte in dem Verhalten der Regierung keine Veränderung hervorgebracht. In der That scheint das Vorhandensein des Bundes der Regentin erst in der zweiten Hälfte des Februars 1566 bekannt geworden zu sein. Erst am Schlusse des folgenden Monats wurde ihr derselbe von einigen großen Herren förmlich enthüllt. Wenn ihr derselbe vorher bekannt war, so muß es Margaretha für klug gehalten haben, zu thun als ob sie Nichts wüßte, bis eine offenkundige Handlung von Seiten der Ligue sie aufforderte, davon Notiz zu nehmen.

Alsdann fragte es sich bei den Mitgliedern des Bundes, was zu thun sei. Man beschloß endlich, Namens des ganzen Körpers der Regentin eine Petition zu überreichen, eine Maßregel, welche, wie schon angedeutet, die Beistimmung, wo nicht die Billigung des Prinzen von Oranien erhielt. Es nimmt den Anschein, als ob die Bittschrift in Wilhelm's eignem Hause zu Brüssel von seinem Bruder Louis fertig gemacht und, wie es heißt, der Durchsicht des Prinzen unterbreitet wurde. Auf diese Weise hatte er es in seiner Macht, in mehr als einem Falle das Heftige oder vielmehr Verletzende der Ausdrücke zu mildern*).

Um der Petition eine größere Wirkung zu geben, beschloß man, daß eine große Deputation aus der Ligue ihrer Einreichung bei der Regentin beiwohnen sollte. Vierhundert Verbündeten wurde angezeigt, sie sollten sich Anfangs April versammeln. Sie sollten wohlberitten und bewaffnet kommen, bereit, auf der Stelle nach Brüssel aufzubrechen. Unter der also verzeichneten Anzahl finden wir drei Herren aus

*) Alconzo del Canto, der königliche Contadore, hegt eine verschiedene, bei Weitem nicht so wahrscheinliche Ansicht über Wilhelm's Verbesserungen. „Quand les seigneurs tenaient leurs assemblées secrètes a Bruxelles, c'était en la maison du prince d'Orange, où ils entraient de nuit par la porte de derrière: ce fut là que la requête des confédérés fut modifiée et rendue pire.“ Correspondance de Philippe II.

Margarethens eignem Haushalte, so wie einige Mitglieder der vom Prinzen, von den Grafen Egmont, Hoorne und andern großen Herren befehligten Ordonnanzkompagnien.

Als die Herzogin von diesen Vorgängen benachrichtigt wurde, berief sie eine Versammlung des Staatsraths und der Ritter des Goldenen Vließes, um über den einzuhaltenden Weg zu entscheiden. Da große Meinungsverschiedenheit obwaltete, war die Verhandlung hitzig. Einige, die Barlaimont beistimmten, betrachteten die Maßregel in dem Lichte einer Drohung. Ein solcher militärischer Aufzug könne nichts Anderes als die Einschüchterung der Regierung zum Zweck haben, und er wäre eine Beschimpfung der Regentin. Bei dem jetzigen aufgeregten Zustande des Volkes würde es von der größten Gefahr begleitet sein, wenn man diesen Einzug in die Hauptstadt erlauben wollte.

Der Prinz von Oranien, der Margarethens dringenden Bitten, diese Versammlung zu besuchen, nachgegeben hatte, hegte eine verschiedene Ansicht von der Sache. Die Anzahl der Delegirten, sagte er, bewiese bloß für das an der Petition genommene Interesse. Es wären Leute vom Range, manche von ihnen Verwandte und persönliche Freunde der Anwesenden. Ihr Charakter und ihre Stellung im Lande leisteten genügende Bürgschaft, daß sie dem Staate keine Gewalt anzuthun gesonnen seien. Sie wären die Repräsentanten eines alten adeligen Standes, und es würde in der That eigen sein, wenn sie vom Petitionsrecht, das vom niedrigsten Individuum genossen würde, ausgeschlossen sein sollten. — Im Laufe der Debatte machte Wilhelm einige Bemerkungen über seine eigne Stellung, indem er sich mit vieler Wärme ausdrückte. Seinen Feinden, sagte er, lieh der König das Ohr, und sie würden denselben überreden, ihn zu tödten und sein Eigenthum zu konfiszieren. Man betrachtete ihn sogar als das Haupt des Bundes. Es sei für ihn unnütz, seine Meinung im Rathe abzugeben, da er sicher sein könne, falsch gedeutet zu werden. Alles, was ihm übrig bliebe, sei, um die Niederlegung seiner Aemter einzukommen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Der Graf Hoorne folgte ihm in einem ähnlichen Tone, indem er bitter gegen die Undankbarkeit Philipp's zu Felde zog. Die beiden Edlen gaben am Ende Margarethens Vorstellungen so weit nach, daß sie ihre Meinungen über das zu befolgende Verfahren ab-

gaben. Aber, als sie versuchte, dieselben zu ihrer Pflicht zurückzurufen, indem sie sie an die dem Könige geleisteten Eide erinnerte, versetzten sie kühn, sie würden gern ihr Leben für ihr Land lassen, aber niemals ihr Schwert für die Edikte und die Inquisition ziehen. — Die Ansichten Wilhelm's über die Zulassung der Verbündeten in Brüssel wurden von dem größeren Theile der Versammlung unterstützt und behielten zuletzt bei der Regentin die Oberhand.

Den dritten April 1566 zogen zwei hundert Verbündete in die Thore von Brüssel ein. Sie waren zu Pferde und Jedermann mit einem Paar Pistolen in seinen Halftern versehen, während sie in anderer Beziehung nur die gewöhnlichen Waffen eines Privatherrn trugen. Der Schaltgraf Brederode und Louis von Nassau ritten an ihrer Spitze. Sie hielten sich klugerweise an Wilhelm's Rath, indem sie keine Ausländer mit in ihrem Gefolge brachten und ruhig in die Stadt einzogen, ohne zu versuchen, die Bevölkerung durch irgend eine militärische Entfaltung oder durch Losschießen der Feuergewehre aufzuregen. Von den Einwohnern wurde ihre Ankunft mit allgemeiner Freude willkommen geheißen, denn man begrüßte sie als eine Gesellschaft Patrioten, die bereit seien, für die Freiheiten ihres Landes zu kämpfen. Mit leichter Mühe fanden sie Quartiere in den Häusern der angesehensten Bürger, und Louis und Brederode wurden in dem Palaste des Prinzen von Oranien untergebracht.

Am folgenden Tage hielten die Verbündeten eine Versammlung in der Wohnung des Grafen Culemborg ab, wo sie einen Brief vernahmen, den Brederode so eben aus Spanien erhalten hatte. Derselbe meldete ihm den Tod Morone's, eines ihnen allen wohlbekannten flamändischen Edelmanns, der seinen Untergang in den Flammen der Inquisition gefunden hatte. Mit über diesen traurigen Bericht erbitterten Gefühlen erneuerten sie in der feierlichsten Weise den Treueschwur ihres Bundes. Dann wurde ein Gesuch an Margarethen um die Erlaubniß, ihr die Petition vorlegen zu dürfen, gemacht. Hierzu wurde der folgende Tag angesetzt, und den fünften April Mittags ging die ganze Gesellschaft in feierlichem Aufzuge durch die Straßen von Brüssel nach dem Palaste der Regentin. Sie war von den Herren umgeben und empfing sie in der an das Rathszimmer anstoßenden großen Halle.

Sowie die Verbündeten an ihr vorübergegangen waren, stellten sie sich längs der Seiten des Zimmers auf. Margaretha scheint von der Anwesenheit einer so kriegerischen Reihe innerhalb der Mauern ihres Palastes etwas betroffen gewesen zu sein. Alsbald erholte sie sich und empfing sie gnädig.

Brederode war ausersehen, die Petition zu überreichen, und er leitete dieß durch eine kurze Anrede ein. Sie wären in so großer Anzahl gekommen, sagte er, um desto besser der Regentin ihre Ehrfurcht, und um das an der Sache genommene Interesse zu bezeigen. Sie seien angeklagt worden, mit fremden Fürsten eine Korrespondenz eröffnet zu haben, was, wie er bekräftigte, eine böswillige Verleumdung sei, und kühn verlangte er, mit den Urhebern derselben konfrontirt zu werden. — Trotz dieser starken Verneinung ist es möglich, daß die Zuhörerschaft in die Versicherungen des Sprechers nicht ein unbedingtes Zutrauen setzte. Alsdann überreichte er der Regentin die Petition und sprach die Hoffnung aus, daß Margaretha dieselbe als bloß von ihrem Wunsche für Beförderung des Ruhmes des Königs und das Heil des Landes eingegeben aufnehmen wolle. Wenn das, versetzte Margaretha, der Zweck der Petition sei, so zweifele sie nicht, daß sie mit derselben zufrieden sein werde. Der folgende Tag wurde ihnen bestimmt, ihr wieder aufzuwarten, um die Antwort zu empfangen.

Das Schriftstück fing mit einer allgemeinen Schilderung der Noth des Landes an, sehr ähnlich wie der Kompromiß, aber in ehrfurchtsvollere Sprache gekleidet. Die Bittsteller hätten gehofft, daß die Thätigkeit der großen Herren oder der Generalstaaten zu einer Besserung führen würde. Aber, da sie gefunden, daß diese die Sache beim Alten gelassen, während die Uebelstände von Tag zu Tage im Zunehmen begriffen wären, bis der Ruin vor der Thür stände, so wären sie gekommen, Ihre Hoheit zu ersuchen, selber den Gegenstand dem Könige vorzulegen, und Seine Majestät anzuflehen, daß er das Land durch augenblickliche Aufhebung der Inquisition wie der Edikte vom Untergange retten möge. Weit davon entfernt, ihrem Souverän Gesetze zu diktiren, flehten sie sie unterthänigst an, ihm dringend die Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Generalstaaten ans Herz zu legen, um mit den letzteren ein wirksames Mittel zur Abstellung der vorhan-

denen Uebel zu vereinbaren. Zugleich bäten sie dieselbe, die fernere Ausführung der Gesetze in Bezug auf die Religion einzustellen, bis man den Willen Seiner Majestät wissen könne. Wenn ihr Ansuchen nicht erhört werden sollte, würden sie wenigstens von aller Verantwortlichkeit für die Folgen jetzt, da sie ihre Pflicht als getreue und gutgesinnte Unterthanen gethan hätten, freigesprochen dastehen*). — Der geschäftsmäßige Ton dieses Aktenstücks bildet einen Gegensatz zu dem deklamatorischen Style des Kompromisses, und wir können uns einbilden, besonders in seinem gemäßigten Tone die Pinselstriche der klügeren Hand des Prinzen von Oranien zu erkennen.

Den sechsten versammelten sich die Verbündeten wieder im Palaste der Regentin, um die Antwort derselben zu empfangen. Sie waren in größerer Stärke, als zuvor, da zu ihnen noch hundert und funfzig ihrer Bundesbrüder, die die vorhergehende Nacht unter den Befehlen der Grafen Culemborg und Berg in die Stadt eingezogen, hinzugekommen waren. Sie wurden von Margarethen in der nämlichen höflichen Weise, wie Tags vorher, empfangen, und die Antwort der Regentin war schriftlich gemacht, indem sie auf die Rückseite der Petition selbst gesetzt war.

Margaretha kündigte darin ihre Absicht an, daß sie bei ihrem königlichen Bruder ihren ganzen Einfluß gebrauchen wollte, um ihn zu überreden, ihren Wünschen ein Genüge zu leisten. Sie dürften darauf bauen, daß er Alles thun werde, was mit seiner angebornen und gewohnten Huld sich vertrüge. Sie selber habe, auf das Gutachten ihres Rathes und der Ritter des Goldenen Vließes, einen Plan zur Milderung der Edikte entworfen, der Seiner Majestät vorgelegt werden solle und, wie sie vertraute, die Nation befriedigen würde. Indeß müßten sie bedenken, daß sie selber keine Macht besitze, um die Ausführung der Gesetze zu suspendiren. Aber, sie würde die Inquisitoren anweisen, in der Ausübung ihrer Funktionen, bis sie den königlichen Willen erfahren würden, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Sie vertraute, daß die Verbündeten sich so benehmen würden, daß es nicht

---

*) Die von Groen gelieferte Abschrift dieses Dokuments ist aus den Papieren des Grafen Louis von Nassau.

nothwendig wäre, andere Befehle zu geben. Dieß Alles habe sie mit um so größerer Bereitwilligkeit gethan, weil sie überzeugt sei, daß dieselben nicht die Absicht hätten, irgend eine Neuerung mit der Landesreligion vorzunehmen, sondern daß sie vielmehr dieselbe in ihrer ganzen Kraft aufrecht erhalten wünschten.

Auf diese Erwiederung, die in ihren Ausdrücken so gnädig und in ihrem Inhalte so günstig war, wie die Verbündeten möglicherweise nur erwartet haben konnten, setzten sie eine formelle schriftliche Antwort auf, welche sie der Herzogin den achten des Monats in Masse überreichten. Sie dankten ihr unterthänig für die prompte Aufmerksamkeit, die sie ihrer Petition geschenkt habe, würden aber noch mehr befriedigt gewesen sein, wenn ihre Antwort vollständiger und ausführlicher gewesen wäre. Sie kennten die sie umgebenden Verlegenheiten und dankten ihr für die ertheilte Versicherung — welche sie, wie man bemerke, nie ertheilte —, daß alles mit der Inquisition und den Edikten in Verbindung stehende Verfahren, bis man sich des Willens Seiner Majestät versichert halten könne, eingestellt werden sollte. Sie verlangten sehr eifrig sich an das zu halten, was der König mit dem Beirathe und der Zustimmung der gesetzlich versammelten Generalstaaten in Religionssachen immerhin beschließen möge, und sie würden ihren Gehorsam beweisen, indem sie in ihrem Betragen eine solche Ordnung zeigten, daß Ihre Hoheit gänzlich zufriedengestellt sein werde.

Hierauf versetzte die Herzogin kurz, daß, wenn jetzt noch eine Ursache zu Anstoß vorkommen sollte, dieß nicht ihr, sondern ihnen zur Last fallen werde. Sie bat die Verbündeten, von nun an von ihren geheimen Praktiken abzustehen und kein neues Mitglied zum Beitritt in ihre Gesellschaft einzuladen.

Diese kurze ermahnende Entgegnung scheint nicht nach dem Geschmacke der Bittsteller gewesen zu sein, denn sie hätten Margarethen gern einen Ausdruck entlockt, den sie in eine Gutheißung ihres Thuns zurecht legen konnten. Nach einer kurzen Berathung mit einander redeten sie sie nochmals durch den Mund eines ihrer Glieder, des Herrn von Kerdes, an. Nachdem der Sprecher der Regentin unterthänig für ihre geneigte Antwort gedankt hatte, sagte er, es würde seinen Genossen

zu noch größerer Befriedigung gereicht haben, wenn sie in der Gegenwart der versammelten großen Herren hätte erklären wollen, daß sie den Verein der Verbündeten in einem guten Lichte und für den Dienst des Königs errichtet ansähe, und er schloß, indem er versprach, daß sie von nun an thun würden, was in ihren Kräften stände, um Ihrer Hoheit Befriedigung zu geben.

Auf dieses Alles erwiederte sie einfach, sie zweifele daran nicht. Als darauf der beharrliche Deputirte wieder in sie drang, ihre Meinung über diese Versammlung auszudrücken, antwortete sie geradezu, sie könnte sich hierüber kein Urtheil bilden. — Indeß gab sie bald darauf eine ziemlich klare Evidenz von ihrer wirklichen Meinung, indem sie die drei Herren ihres Haushalts, welche, wie erwähnt, bei der Ligue waren, entließ *).

Weil Margaretha fand, daß die Verbündeten mit ihrer Antwort auf die Petition nicht ganz zufrieden waren, erlaubte sie dem Grafen Hoogstraten, einem ihrer Räthe, einigen von ihnen privatim mitzutheilen, daß sie schon in die Provinzen geschrieben habe, damit, bis die Entscheidung Philipp's bekannt wäre, alle Prozesse in Religionsangelegenheiten eingestellt werden sollten. Um keinen Raum zu Zweifel übrig zu lassen, durfte ihnen der Graf Abschriften der Briefe zeigen.

Die von der Ligue zu Brüssel verlebte Zeit war eine Zeit allgemeinen Jubels. Auf einem der im Culemborg'schen Hause gegebenen Bankette, wo drei hundert Verbündete anwesend waren, führte Brederode den Vorsitz. Während des Mahles erzählte er einigen von der Gesellschaft, die den Tag nach der Ueberreichung der Petition angekommen waren, die Weise, wie sie von der Herzogin empfangen worden wären. Sie schien, sagte er, anfangs wegen der Zahl der Verbündeten außer Fassung zu sein, wurde aber von Barlaimont, der ihr sagte, „sie

*) Graf Louis setzte an die Herzogin eine Petition oder vielmehr eine Remonstranz auf, worin sie ersucht wurde, ihre Beweggründe für diese Handlung anzugeben, damit die Leute es nicht als eine Verurtheilung für das Vornehmen derselben deuten möchten. Hierauf entgegnete Margaretha mit einigem Muthe, daß dieß ihre eigne Sache sei und sie nähme das jedem Individuum zustehende Recht in Anspruch, ihren eignen Haushalt nach ihrer eignen Weise zu leiten. Man wird gern glauben, daß Louis in dieser Angelegenheit nicht nach dem Rathe seines Bruders handelte.

wären Nichts als ein Haufen Bettler," wieder beruhigt. Dieß brachte einige von der Gesellschaft, für welche das als Scherz vermuthlich zu wahr war, sehr in Harnisch. Aber Brederode nahm es spaßhafter und sagte, daß er und seine Freunde gegen den Namen Nichts einzuwenden hätten, weil sie zu jeder Zeit bereit wären, im Dienste ihres Königs und ihres Landes zu Bettlern zu werden. Dieser Witz wurde von den Gästen mit großem Beifall aufgenommen, und sie tranken einander zu, indem sie jauchzten: „Vivent les Gueux!" — „Es leben die Bettler!"

Da Brederode fand, daß sein Scherz solches Glück machte, — ein Ereigniß, worauf er in der That vorbereitet gewesen zu sein scheint —, verließ er das Zimmer und kam bald darauf zurück mit einem Bettlerquersacke und einem hölzernen Napfe, wie sie bei der bettelnden Bruderschaft der Niederlande üblich waren. Indem er hierauf der Gesellschaft aus einem Humpen zutrank, schwor er, sein Gut und Blut der Sache zu widmen. Der Bettelsack und Napf machten an der Tafel die Runde, und so wie einer der lustigen Gäste der Reihe nach seinen Verbündeten zutrank, erscholl es im Jubel: „Vivent les Gueux!", daß der Saal von der Fröhlichkeit der Zecher wiederhallte.

Zufällig gingen da gerade der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne vorüber, um sich in den Rath zu begeben. Von dem Lärm wurde ihre Aufmerksamkeit erregt, sie standen einen Augenblick still, und Wilhelm, der das Temperament der fröhlichen Gesellschaft wohl kannte, schlug vor, hineinzugehen, um zu versuchen, ob man ihr Gelag nicht abbrechen könne. „Wir können vielleicht," sagte er, „heute Abend mit diesen Menschen eine Geschäftssache aus dem Rathe zu verhandeln haben, und auf diese Art werden sie schwerlich in einem dazu geeigneten Zustande sein." Die Erscheinung der drei Edlen gab der stürmischen Lust der Gesellschaft einen neuen Impuls, und als die Neuangekommenen ihren Freunden aus dem Weinbecher zutranken, antwortete man mit demselben donnernden Zuruf: „Vivent les Gueux!"*) Dieser Zwischenfall, an sich selbst von so geringer Be-

---

*) So sagt Strada. Aber die Regentin erzählt dem Könige in einem mit Geheimschrift geschriebenen Briefe, daß die drei Herren der Gesellschaft mit dem nämlichen Trinkspruche: „Vivent les Gueux," der die Runde um die Tafel gemacht hatte,

deutung, erhielt später Wichtigkeit von der ihm gegebenen Wendung bei der Verfolgung der beiden unglücklichen Adeligen, welche jetzt mit dem Prinzen von Oranien gekommen waren.

Jedermann kennt für eine Faktion die Wichtigkeit eines populären Namens — eines nom de guerre — unter dem ihre Glieder sich sammeln und als eine unabhängige Partei die Spitze bieten können. Das wurde jetzt der Name Gueux für die Verbündeten. Schon bald begriff man die der Regierung und, in einem weitern Sinne, der römisch-katholischen Religion Entgegengesetzten darunter. In jeder Sprache, worin die Geschichte dieser Vorgänge erzählt worden ist, — im Latein, Deutschen, Spanischen oder Englischen, — ist der französische Ausdruck Geusen stets gebraucht, um diese Partei der Mißvergnügten in den Niederlanden zu bezeichnen*).

Nun wurde es gewöhnlich, die ursprüngliche Idee durch Nachahmen der verschiedenen von den Bettlern gebrauchten Artikel auszubeuten. Man schaffte sich Stäbe an nach Art der von den Pilgrimen geführten, nur daß sie gekünstelter ausgearbeitet waren. Hölzerne Näpfe, Löffel und Messer kamen in große Nachfrage, doch waren sie je nach der Phantasie oder dem Reichthume des Besitzers reich mit Silber ausgelegt. Denkmünzen, ähnlich den von den Bettlern an ihre Mützen gesteckten, wurden als Abzeichen getragen, und der sogenannte „Bettlerpfennig" — eine Gold- oder Silbermünze — hing um den Nacken. Sie trug auf der einen Seite das Bild Philipp's mit der Aufschrift: „Fidèles au roi" und auf der andern zwei einen Bettelsack ergreifende Hände mit der weiteren Umschrift „jusques à porter la besace:" — „Treue dem König bis zum Tragen des Bettelsacks."**)

---

zutranken. „Le prince d'Orange et les comtes d'Egmont et de Hornes vinrent à la maison de Culembourg après de diner; ils burent avec les confédérés, et crièrent aussi vivent les gueux!"

*) Vander Haer leitet das Wort gueux von Goth, in altdeutscher Form Geute, her. Eandem esse eam vocem gallicam quae esset Teutonum vox, Geuten, quam majore vel Gothis genti Barbarae tribuissent, vel odio Gothici nominis convicium fecissent."

**) Arend hat in seiner Algemeene Geschiedenis des Vaderlands einige Abbildungen von diesen Schaumünzen, worauf die Devisen und Aufschriften nicht immer

Von den Verbündeten wurden sogar die Kleider der Bettler nachgeahmt; sie setzten dieselben an die Stelle ihrer Familienlivreen, und man konnte in den Straßen von Brüssel und von den übrigen Städten der Niederlande Schaaren von Klienten in die aschgrauen Gewänder der Bettelbrüder gekleidet sehen.

Den zehnten April verließen die Verbündeten Brüssel in der geordneten Weise, wie sie gekommen waren: nur daß sie beim Hinausreiten aus dem Thore ihre Abreise ankündigten, indem sie salutirten und zur Ehre der Stadt, welche ihnen eine so gastfreundschaftliche Aufnahme geschenkt hatte, ihre Pistolen abfeuerten. Ihr Besuch in Brüssel hatte nicht bloß in der Hauptstadt selbst, sondern im ganzen Lande eine große Aufregung hervorgerufen. Bisher hatte die Ligue gleichsam im Dunkeln, wie eine Bande geheimer Verschwörer, gewirkt. Aber jetzt war sie ans Tageslicht hervorgetreten, indem sie sich kühn der Regentin vorgestellt und die Rückgängigmachung des Unrechts, welches die Nation drückte, verlangt hatte. Die Leute faßten Muth, als sie diese große Aegide über sich ausgehalten sahen, um die Angriffe willkürlicher Gewalt abzuwehren. Ihre Hoffnungen wurden größer, da sie versichert wurden, daß die Regentin und die großen Herren sich zu ihren Gunsten ins Mittel legen wollten, und sie konnten kaum zweifeln, daß die Stimme des also von der Regierung unterstützten Landes in Madrid durchdringen werde, und daß Philipp am Ende gezwungen sein werde, eine Politik aufzugeben, welche ihn mit dem Verluste der schönsten seiner Provinzen bedrohte. — Sie hatten erst den Charakter ihres Souveräns kennen zu lernen.

---

genau die nämlichen waren, gegeben. Einige dieser Bettlerparaphernalien sind noch in alten Kabinetten der Niederlande zu finden oder waren es wenigstens zur Zeit Vandervynckt's.

Elftes Kapitel.

Freiheit der Religionsausübung.

Die Edikte werden suspendirt. — Die Sektirer. — Das öffentliche Predigen. — Versuch, dasselbe zu unterdrücken. — Die Versammlung zu St. Trond. — Philipp's Zugeständnisse.

1566.

Als die Verbündeten von Brüssel abreisten, ließen sie daselbst vier Mitglieder als eine Art Ausschuß, der über die Interessen der Ligue wachen sollte, zurück. Der größere Theil von den übrigen, Brederode an der Spitze, schlug die Straße nach Antwerpen ein. Kaum hatten sie in dieser Stadt eine Wohnung bezogen, als das Gebäude von Tausenden von Einwohnern, die sich ihren Gästen eine stürmische Bewillkommnung zu geben beeiferten, umringt wurde. Brederode kam heraus auf den Altan, redete die Menge an und sagte ihr, daß er mit Gefahr seines Lebens hierher gekommen sei, um sie von den Trübsalen der Inquisition zu befreien. Er forderte seine Zuhörerschaft auf, ihn bei diesem ruhmreichen Werke zu ihrem Führer zu nehmen, und als der wackere Kämpe ihnen einen von der Tafel mitgebrachten Becher Wein zutrank, antwortete der Pöbel mit so allgemeinem Zuruf, daß man ihn bis in die entferntesten Winkel der Stadt hören konnte. So wurde offen zwischen den Verbündeten und dem Volke, die beide auf dem großen Wege der Revolution zusammen vorrücken sollten, ein Verhältniß hergestellt.

Bald nach der Abreise der Verbündeten von Brüssel sandte die Regentin einen Gesandten nach Madrid ab, um den König mit den neuerdings Statt gehabten Vorgängen bekannt zu machen, und um ihn dringend zu ersuchen, zu den von der Ligue geforderten Reformen seine Zustimmung zu geben.

Die erwählten Gesandten waren der Baron de Montigny, der, wie man sich erinnert, früher einen ähnlichen Auftrag besorgte, und der Marquis von Bergen, ein Adeliger mit freisinnigen Ansichten,

der aber von der Regentin sehr geachtet wurde. Keiner der beiden Betreffenden bezeigte große Lust, einen Auftrag zu übernehmen, der ihn mit dem gefürchteten Monarchen in der Hauptstadt in so nahe Berührung bringen sollte. Bergen konnte sich einige Zeit mit einer im Racketenballspiele erhaltenen Wunde, die ihm das eine Bein unbrauchbar machte, entschuldigen: ein unheilverkündender Unfall, der von den damaligen Chronikschreibern benutzt ward, ihn als einen Wink des Himmels dahin zu deuten, daß der Ausgang der Sendung unglücklich sein werde. Montigny erreichte etwas eher, als sein Kollege, am siebzehnten Juni Madrid. Er fand bei Philipp eine gnädige Aufnahme, denn dieser hörte mit einer huldreichen Miene den zur Erleichterung des Landes angerathenen Maßregeln zu, die, wie gewöhnlich, damit schlossen, daß man um die Zusammenberufung der Generalstaaten als des wirksamsten Mittels zur Heilung der Uebelstände einkam. Aber, obwohl der Gesandte zu mehr als einer Audienz zugelassen wurde, erhielt er doch keine tröstlichere Versicherung, als daß der Gegenstand von Seiner Majestät auf's Ernstlichste in Erwägung gezogen werden sollte.

Unterdessen entwarf die Regentin emsig den Plan des Kompromisses, auf welchen sie in der den Verbündeten gegebenen Antwort angespielt hatte. Als derselbe fertig war, wurde er an die Gouverneure der verschiedenen Provinzen geschickt, damit sie ihn ihren respektiven Gesetzgebungen vorlegten. Man hoffte, daß ihre Genehmigung desselben ihn dem Volke im weitern Sinne zur Annahme empfehlen würde. Man unterbreitete ihn zuerst einigen kleineren Staaten, Artois, Namür und Luxemburg, da man als sehr wahrscheinlich annahm, daß diese sich den Wünschen der Regierung gefügig zeigen würden. Sodann legte man ihn einigen größeren Staaten, wie Brabant und Flandern, vor, auf deren Entscheidung das Beispiel der andern Einfluß ausüben konnte. Holland, Seeland, Utrecht und eine oder zwei andere Provinzen, wo der Geist der Unabhängigkeit am stärksten war, wurden ganz und gar nicht befragt. Doch gelang dieses politische Verfahren nicht vollständig; denn, obschon einige wenige eine unbedingte Zustimmung gaben, verbanden die meisten Provinzen ihre Genehmigung doch mit Beschränkungen, die den Plan von wenig Werth sein ließen.

Das war nichts Außerordentliches. Der Plan war derartig, daß er, so große Zugeständnisse Seitens der Regierung er auch in sich schloß, doch weit hinter dem, was das Volk verlangte, zurückblieb. Er sprach über alle Geistlichen und Lehrer der reformirten Religion, sowie über Alle, die sie beherbergten, die Todesstrafe aus, und während er bedeutend die Strafe anderer Verbrecher milderte, bewogen seine wenigen blutdürstigen Bestimmungen das Volk, ihn höhnisch anstatt „Moderation" die Urkunde der „Morderation" zu nennen. In der That erging es diesem Kompromisse der Regentin wie den meisten andern halben Maßregeln. Er befriedigte beide dabei in Frage kommende Theile nicht. Der König hielt ihn eben so sehr für zu gelind, wie ihn das Volk für zu streng hielt. Nie erhielt er die königliche Genehmigung und bekam deßhalb begreiflicherweise niemals Gesetzeskraft. Er würde daher nicht die von mir darauf verwendete Zeit verdienen, wenn er nicht eine Evidenz von dem versöhnlichen Geiste der Verwaltung der Regentin lieferte.

Margaretha trug Sorge, im nämlichen Sinne die königlichen Beamten dringend zu ersuchen, daß sie den vorhandenen Edikten eine freisinnige Erklärung geben und in ihrer Ausführung die äußerste Vorsicht beweisen sollten. Gern gehorchten die Angestellten diesen Befehlen, da dieselben sie von der ihrem undankbaren Amte anhaftenden großen Gehässigkeit befreiten. Die freundliche Stimmung der Regierung erhielt eine Stütze an einer eignen, damals Statt findenden Fälschung. Ein Schriftstück wurde ausgearbeitet, das von den Rittern des Goldenen Vließes auszugehen vorgab, und worin dieser Körper den Verbündeten verbürgte, daß Niemand in den Niederlanden um seiner Religion willen behelligt werden sollte, bis von dem Könige und den Generalstaaten anderweitig verfügt werden würde. Dieses Dokument, welches seinen unächten Ursprung an der Stirne geschrieben trug, wurde dennoch eifrig aufgegriffen und unter dem Volke, das gern glaubte, was es so sehr wünschte, verbreitet. Vergebens versuchte die Regentin, sobald als sie davon hörte, die Fälschung bloßzulegen. Es war zu spät, denn der Einfluß dieser Betrügerei trug zusammt den toleranten Maßregeln der Regierung dazu bei, dem Publikum ein Zutrauen einzuflößen, dessen Resultate bald ersichtlich wurden. Einige,

welche in das Exil gegangen waren, kehrten in ihre Heimath zurück. Viele, welche die neuen Lehren insgeheim begünstigt hatten, bekannten sich jetzt offen zu denselben, während Andere, die bisher schwankend gewesen waren, jetzt, da sie von der Furcht vor den Konsequenzen befreit waren, in ihren Meinungen befestigt wurden. Kurz, die Reformation machte, in der einen oder anderen Gestalt, reißende Fortschritte im Lande.

Unter den drei großen Sekten, welche die Reformation umfaßte, waren die Lutheraner die am wenigsten zahlreichen, ragten aber am meisten durch ihren Rang hervor. Die Wiedertäufer, welche sie an Zahl weit übertrafen, waren fast gänzlich aus den niederen Volksklassen rekrutirt. Es ist eigen, daß gegen diese Sekte, die ruhigste und harmloseste von allen, stets mit ganz besonderer Strenge des Gesetzes verfahren wurde. Man kann dieß vielleicht dem üblen Rufe zuschreiben, der ihnen wegen der von ihren Glaubensbrüdern, den berüchtigten Wiedertäufern von Münster, begangenen Exzesse anhaftete. Die dritte Klasse, die Calvinisten, überflügelten an Zahl beide zusammen. Auch waren sie durch ihren Bekehrungseifer die thätigsten. Sie wurden von den in den Schulen von Genf herangebildeten Missionären angespornt, und sowie sich ihre Lehren in der Stille über das Land ausbreiteten, fanden sich nicht nur fromme und gelehrte Männer, sondern auch Personen von der höchsten gesellschaftlichen Stellung in die Hürden der Sekte gezogen.

Das Hauptquartier der Calvinisten war in Flandern, Hennegau, Artois und den an Frankreich stoßenden Provinzen. Das Gränzland wurde der Wohnsitz der französischen Hugenotten und der verbannten Flamänder, die auf diesem Außenposten fleißig für die Sache der Reformation arbeiteten. In der Presse wimmelte es von Veröffentlichungen: — von Vertheidigungen des Glaubens, Streitschriften, Abhandlungen und Satiren gegen die römische Kirche und deren Irrthümer, — kurz, von jenen geistlichen Geschossen, welche gewöhnlich den Parteikampf mit Waffen versorgen. Man vertheilte dieselben vermittelst Hausirer und reisender Kesselflicker, welche sie auf ihren fernen Wanderungen an die niedrigsten Herde durchs ganze Land brachten. Hier blieben sie, um ihre Wirkung zu thun, und auf diese Weise wurde den Arbeitern,

deren Ankunft in der Geschichte der Reformation einen Abschnitt bildet, der Boden zubereitet.

Diese Arbeiter waren die Geistlichen oder Missionäre, deren öffentliches Predigen bald im ganzen Lande eine große Aufregung hervorbrachte. Sie erschienen zuerst im westlichen Flandern, wo denn kleine Zuhörerschaften sich verstohlen im Dunkel der Wälder und in der Stille der Nacht zusammenfanden. Nach und nach traten sie auf die offenen Felder hervor, und gingen von hier in die Dörfer, bis sie, durch die Straflosigkeit kühner geworden, sich in den äußeren Theilen der großen Orte und der Hauptstädte zeigten. Bei diesen Gelegenheiten strömten, um den Prediger zu hören, Tausende der Einwohner: Männer, Frauen und Kinder, in zu großer Anzahl aus den Thoren heraus, als daß die Obrigkeit sie hätte hindern können. In der Mitte des Platzes war eine roh gearbeitete Bühne errichtet und darüber, um den Prediger vor dem Wetter zu schützen, ein Dach angebracht. In der unmittelbaren Nähe von dieser rohen Kanzel stand rings herum der schwächere Theil der Versammlung: die Weiber und Kinder. Hinter ihnen standen die Männer und zwar waren die im äußeren Kreise befindlichen gewöhnlich mit Waffen: Schwertern, Spießen, Flinten oder irgend jeder andern für den Fall aufgetriebenen Waffe versehen. Eine berittene Patrouille besetzte den Grund weiter draußen, damit die Versammlung geschützt sei und Unterbrechung verhindert werde. Eine Barrikade von Wagen und anderen Fuhrwerken war vor den auf den Platz leitenden Zugängen aufgeworfen, um denselben vor den Angriffen der Obrigkeiten und des Militärs zu schützen. Leute, die längs der Landstraßen aufgestellt waren, vertheilten religiöse Traktätchen und luden die Reisenden zur Theilnahme am Gottesdienste ein.

Häufig war der Prediger irgend ein an öffentliches Sprechen gewöhnter, bekehrter Priester oder Mönch, der, nachdem er den größeren Theil seines Lebens auf den Kampf für die Kirche verwandt hatte, jetzt einen gleichen Eifer, dieselbe über den Haufen zu werfen, bewies. Indessen kam es wohl auch vor, daß der Redner ein Laie war: indem irgend ein Bauer oder Handwerker, der mit mehr Verstand oder wohl auch mit mehr Dreistigkeit, als seine Nachbarn, begabt war, sich dazu bestimmt fühlte, den gefährlichen Beruf eines Predigers zu übernehmen.

Je nach der in der Gegend gesprochenen Sprache war der Vortrag französisch oder flämisch. Im Allgemeinen war er von dem hausbackenen, sowohl für den Sprecher wie für seine Zuhörerschaft passenden Schrot und Korn. Allein bisweilen ließ er sich über die Uebel des Landes mit einem Nachdruck aus, welcher jedem Auge Thränen entlockte, und manchmal überließ er sich einem Strome feuriger Beredtsamkeit, der in der Brust seiner Hörer den Muth der alten Märtyrer anfachte.

Dieser erhabene Aufschwung ward zu häufig durch grobe und schimpfende Ausfälle gegen den Papst, die Geistlichkeit und die Inquisition erniedrigt: — Themata, ganz besonders angenehm für die Zuhörer, die ihre Beifallsbezeugungen mit einem solchen Lärm kundgaben, als wären sie Zuschauer in einem Theater gewesen. Auf den Gottesdienst folgte das Absingen eines Theiles der Psalmen in der Marot'schen französischen Uebersetzung oder in einer niederländischen Uebertragung, die neuerdings in Holland herausgekommen war und, wenngleich sie holperig genug war, doch bei den einfältigen Leuten für eine wunderbare Uebersetzung galt. Hierauf reichten gemeiniglich die Beiwohnenden ihre Kinder zur Taufe dar, und viele Paare benutzten die Gelegenheit, um die Heirathszeremonie nach Calvinistischem Ritus verrichten zu lassen. Die Religionsübungen schlossen mit einer Sammlung für die Armen von demselben Glauben. Kurz, diese Zusammenkünfte scheinen, trotz der hin und wieder vorkommenden Zügellosigkeit des Predigers, mit solchem Ernste und solchem Anstande vor sich gegangen zu sein, daß sie den von manchen katholischen Schriftstellern auf sie gehäuften Tadel schwerlich verdienen.

Freilich war die Versammlung aus ziemlich bunten Elementen zusammengesetzt. Manche gingen lediglich hinaus, um zu erfahren, was für eine Art Religion man lehrte; Andere, um den Gesang zu hören, wenn Tausende von Stimmen unter dem Himmelszelte sich in eine rohe Harmonie zusammenmischten; noch Andere, aus keinem bessern Beweggrunde, als um der Ergötzung willen, um über die Eigenheiten und vielleicht über die Hanswurstерei des Predigers zu lachen. Allein, bei Weitem der größere Theil der Zuhörerschaft kam zu dem Zwecke, um an den religiösen Uebungen Theil zu nehmen und Gott auf ihre eigne Weise zu verehren. Es läßt sich denken, was für ein

Einfluß durch diese Versammlungen ausgeübt worden sein muß, wo so Viele unter dem Gefühl der gemeinschaftlichen Gefahr bei einander waren, um die Worte des Lehrers anzuhören, der sie lehrte, alles menschliche Gesetz für gering zu achten im Vergleich mit dem höheren Gesetz des Gewissens, das seinen Sitz in ihrer eignen Brust habe. Selbst von denen, welche um zu spotten gekommen waren, gingen wahrscheinlich bloß wenige wieder hinweg, ohne einigen Stoff zum Nachdenken oder vielleicht auch den Samen zukünftiger Bekehrung in ihre Brust gepflanzt erhalten zu haben.

Das erste hier erwähnte öffentliche Predigen, das schon im Mai anfing, fand in der Umgegend von Gent Statt. Sechs bis sieben tausend Personen waren versammelt. Eine obrigkeitliche Person der Stadt bestieg mit mehr Tapferkeit als Vorsicht ihr Pferd, ritt bewaffnet mit Schwert und Pistol unter die Menge und unternahm die Arretirung des Geistlichen. Allein das Volk eilte, um diesen zu befreien, herbei und spielte dem unglücklichen Beamten so übel mit, daß derselbe kaum mit dem Leben entkam.

Von Gent dehnte sich das Predigen nach Ypern, Bruges und andern großen flandrischen Städten — immer in der Vorstadt —, auf Valenciennes und auf Tournay in der Provinz Hennegau, wo die Kirchenverbesserer stark genug waren, um innerhalb der Mauern einen Platz für den Gottesdienst zu verlangen, aus. Holland harrte des Worts. Sowohl nach dieser Gegend, wie nach Seeland wurden Geistliche der sogenannten neuen Religion entsandt. Zusammenkünfte großer Schaaren wurden abgehalten in der Umgebung von Amsterdam, vom Haag, von Haarlem und andern großen Städten, wobei die Obrigkeiten sich manchmal unter die übrigen Bürger gemischt befanden.

Allein derjenige Ort, wo diese Versammlungen im größten Maßstabe zu finden waren, war Antwerpen, eine große Stadt von mehr als ein hundert tausend Einwohnern und der wichtigste Marktplatz für den Handel der Niederlande. Für Fremde war es ein großer Sammelort. Viele von diesen waren Hugenotten, welche unter der Vorschützung des Handels bei Weitem sich mehr mit den Angelegenheiten ihrer Religion befaßten. Es war nichts Außergewöhnliches, wenn auf Versammlungen außerhalb der Stadtmauern dreizehn bis vierzehn tausend

Personen zusammenkamen. Der Widerstand von Seiten der Obrigkeit war erfolglos. Der Pöbel setzte sich in Besitz der Schlüssel der Stadt, und, weil die meisten Calvinisten bewaffnet waren, bildeten sie eine fürchterliche Macht. Im Bewußtsein ihrer Stärke geleiteten sie ihre Geistlichen öffentlich in die Stadt zurück und verlangten laut, daß ihnen irgend ein Platz zum Gottesdienst innerhalb der Mauern von Antwerpen angewiesen werden sollte. Die ruhigen Bürger geriethen in Schrecken. Da es bekanntlich in dem Lager der Reformirten sehr viele unbesonnene und lüderliche Individuen gab, fürchteten jene, daß die Stadt der Plünderung Preis gegeben werden würde. Aller Verkehr hörte auf. Viele Kaufleute verheimlichten ihre Besitzthümer, und einige schickten sich an, so schleunig als möglich das Land zu verlassen*).

Die Obrigkeiten wandten sich in ihrer großen Bestürzung an die Regentin mit der Bitte, daß sie ihren Wohnsitz nach Antwerpen übertragen möge, weil ihre Anwesenheit daselbst den Geist des Aufruhrs im Schach halten werde. Allein, die Räthe Margarethens erhoben Einwände dagegen, daß sie sich den Händen einer so unruhigen Bevölkerung anvertrauen sollte, und sie stellte als Antwort an die Obrigkeit die Frage, welche Bürgschaft man für ihre persönliche Sicherheit geben könne. Alsdann wurde gefordert, daß der Prinz von Oranien, der das Amt eines Burggrafen von Antwerpen versah und dessen Einfluß auf das Volk unbegränzt war, dahin gesandt werden möge. Margaretha zauderte hierin, denn sie hatte jetzt Wilhelmen, weil derselbe gegen ihren Bruder mehr und mehr eine unfreundliche Haltung einnahm, mit Mißtrauen betrachten lernen. Aber sie hatte keine andere Wahl und ersuchte ihn deßhalb, seinen Wohnsitz in der ordnungswidrigen Hauptstadt aufzuschlagen und die Herstellung der Ruhe zu versuchen. Der mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten unzu-

*) Ein 1563 erschienenes Glaubensbekenntniß wurde von einer Calvinistischen Synode durchgesehen und im Mai des gegenwärtigen Jahres 1566 nochmals zu Antwerpen gedruckt. Der einleitende, an den König Philipp gerichtete Brief, worin sich die Reformirenden auf ihren Glauben und auf ihr allgemeines Betragen als die beste Widerlegung der Verleumdungen ihrer Feinde beriefen, versicherte kühn, daß ihre damalige Anzahl in den Niederlanden sich wenigstens auf ein hundert tausend belief.

friedene Prinz hingegen hatte schon lange gewünscht, sich von der Betheiligung an der Leitung derselben zurückzuziehen. Nur mit Zaudern nahm er den Auftrag an.

Als er in die Nähe von Antwerpen kam, strömte das Volk zu Tausenden zu seiner Bewillkommnung heraus. Es schien ihn als seinen Befreier zu begrüßen, und jedes Fenster, jeder Säulengang um die Häuser und jedes Dach war, als er durch die Thore der Stadt einritt, mit Zuschauern vollgepfropft. Das Volk lief die Straßen auf und ab, indem es Psalmen sang oder „Es leben die Geusen!" rief, während man sich um das Pferd des Prinzen herum in einer so dichten Masse drängte, daß dasselbe sich kaum einen Weg bahnen konnte*). Doch waren diese Kundgebungen von seiner Beliebtheit ihm nicht völlig genugthuend, und er empfand kein Vergnügen darüber, daß er als das Haupt der Ligue bewillkommnet wurde, weil er, wie wir sahen, dieselbe bei Weitem nicht billigte. Indem er wiederholt mit der Hand den ihn Umringenden winkte, forderte er sie auf, sich zu zerstreuen, und rief dabei ungeduldig aus: „Bedenkt, was Ihr thut, oder Ihr werdet es beim Himmel zu bereuen haben."

Er ritt geradenwegs nach der Halle, wo die obrigkeitlichen Personen Sitzung hielten, und berathschlagte mit ihnen über das beste Mittel, die Aufregung des Volks zu beschwichtigen. Während der wenigen Wochen, welche der Prinz dort blieb, leitete er die Angelegenheiten so umsichtig, daß er zwischen den Autoritäten und den Bürgern ein besseres Verständniß hervorbrachte. Er vermochte die Calvinisten sogar, ihre Waffen bei Seite zu legen. Mehr Schwierigkeiten fand er, als er sie überreden wollte, den Plan, sich einen Platz zum Gottesdienste innerhalb der Mauern anzueignen, aufzugeben. Erst als Wilhelm zu seiner Unterstützung das Militär herbeirief, zwang er sie zum Nachgeben.

So schritt der Geist der Reformation rasch in jedem Landestheile vor und zwar in der Gegenwart des Hofes und unter den Augen der Regentin selbst. In Brüssel zog des Nachts das Volk durch die Straßen,

*) Nach Wilhelm's eigner Angabe ein Pöbel von nicht weniger als dreißig tausend Menschen. „A mon semblant, trouvis, tant hors que dedans la ville, plus de trente mil hommes."

indem es Psalmen sang und das Kriegsgeschrei „Es leben die Geusen!“ ausstieß. Man konnte die Kaufleute und wohlhabenden Bürger mit den Insignien der Verbündeten auf ihren Kleidern sehen. Man traf Vorbereitungen zum öffentlichen Predigen außerhalb der Mauern, allein die Herzogin erklärte ein für allemal, daß sie in diesem Falle an der Spitze ihrer Guarde an der Versammlung Theil nehmen, den Prediger fassen und ihn an dem Stadtthore aufhängen lassen werde. Diese Drohung that die gewünschte Wirkung.

So wenig Margaretha auch während dieser unruhigen Zeiten zu Stande gebracht haben mag, kann sie doch nicht angeklagt werden, daß sie auf ihrem Posten geschlafen habe. Sie ließ Fasten beobachten und in allen Kirchen, um den Zorn des Himmels vom Lande abzulenken, Gebete darbringen. Doch beschränkte sie sich nicht auf diese geistlichen Waffen, sondern forderte die Obrigkeiten der Städte, ihre Schuldigkeit zu thun, und alle guten Bürger, dieselben zu unterstützen, auf. Sie befahl den Ausländern, Antwerpen zu verlassen: solche, die um des Handels halber da waren, ausgenommen. Sie ließ überall Anschläge anheften, worin die fürchterlichen Strafen des Gesetzes gegen ketzerische Lehrer und die sie Ermuthigenden wieder aufgezählt wurden, und setzte für Jedermann, der einen solchen Uebertreter zur Bestrafung brächte, eine Belohnung von sechs hundert Gulden aus. Sie verstärkte die Besatzungen der Städte und gedachte ein Heer zur Einschüchterung der Widerspenstigen auszuheben, allein sie hatte, um dasselbe zu bezahlen, kein Geld. Sie suchte sich letzteres vermittelst Anleihen von der großen Geistlichkeit und von den vorzüglichsten Städten zu verschaffen, aber mit geringem Erfolg. Die meisten davon waren schon Gläubiger der Regierung und hatten die Sicherheit nicht lieb genug, um weitere Vorstreckungen zu machen. In ihrer Noth hatte Margaretha keine andere als die so oft versuchte Hülfsquelle: — sie rief die Hülfe ihres Bruders an. „Ich habe,“ schrieb sie, „keine Zuflucht als in Gott und Eurer Majestät. Mit Angst und Zagen muß ich zugeben, daß meine Anstrengungen zur Verhinderung des öffentlichen Predigens, welches sich über jede Gegend des Landes ausgedehnt hat, gänzlich fehlgeschlagen sind.“ In einem andern Briefe beklagt sie sich bitterlich, daß sie nach so vielem dringenden Ansuchen also ohne Hülfe und ohne

Instruktionen gelassen wird, daß sie ihren Weg aufs Gerathewohl ausfingern muß. Sie bittet Philipp nochmals, die verlangten Zugeständnisse zu machen, in welchem Falle die großen Herren sie der Unterstützung bei der Wiederherstellung der Ordnung versichern.

Es war die Politik des Madrider Kabinets, sich nicht bloßzugeben. Die königlichen Antworten waren kurz, unbestimmt, kündigten nie eine neue Maßregel an, gaben im Allgemeinen Zufriedenheit mit dem Verhalten der Regentin zu erkennen und legten so viel als möglich alle Verantwortlichkeit ihr auf die Schultern.

Aber außer diesen Briefen von seiner Schwester versah sich der König noch mit andern Nachrichtsquellen hinsichtlich des Zustandes der Niederlande. In manchen davon waren die Berichte, welche er über das Verhalten der großen Herren empfing, sogar noch ungünstiger, als die ihrigen. Ein Brief von dem Sekretär Armenteros spricht von der vom Schreiber gefundenen Schwierigkeit, die Entwürfe des Prinzen von Oranien zu ergründen: ein Umstand, welchen er seinem wahrscheinlichen Religionswechsel zuschreibt. „Er verläßt sich sehr," sagt der Schreiber, „auf die von Deutschland empfangene Unterstützung, auf seine zahlreichen Freunde daheim und auf den allgemein unterhaltenen Abscheu vor dem Könige. Der Prinz," schließt er, „trifft seine Vorkehrungen bei Zeiten, um sich gegen Eure Majestät zu vertheidigen *)."

Doch ließ sich Philipp nicht irgendwie merken, daß er um diese unfreundliche Stimmung der Edlen wußte. An den Prinzen von Oranien namentlich schrieb er: „Sie irren, wenn Sie Sich einbilden, daß ich gegen Sie nicht ein vollständiges Zutrauen hege. Sollte Ihnen Jemand bei mir einen üblen Dienst zu erweisen suchen, so würde ich

*) Es war natürlich, daß die Beziehungen Wilhelm's zur Reformpartei zu dem Glauben führten, daß er zu den Meinungen, worin er in früher Jugend erzogen worden war, zurückgekehrt wäre. Diese Meinungen waren lutherische. Doch ist kein Grund zur Annahme vorhanden, daß er gegenwärtig die Calvinistischen Lehren angenommen hatte. Die Andeutung des Armenteros mit Bezug auf den Religionswechsel des Prinzen scheint auf Philipp einen starken Eindruck gemacht zu haben. Auf den Rand des Briefes schrieb er der betreffenden Stelle gegenüber: „Niemand hat dieß vorher so unzweideutig gesagt"; — ,,No lo ha escrito nadie asì claro.''

nicht so voreilig sein, ihm mein Ohr zu leihen, weil ich so vielfach Ihre gute Gesinnung und guten Dienste in Erfahrung gebracht habe. Das ist," fügt er hinzu, „für Männer, wie Sie sind, nicht die Zeit, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen." Allein Wilhelm war gewiß der letzte, sich von diesen schönen Worten hinters Licht führen zu lassen. Wenn Andere auf das Betragen der Regentin schalten, entschuldigte sie Wilhelm, indem er den Tadel auf Philipp warf. „Entschlossen, Alle zu täuschen," sagte er, „fängt er damit an, daß er seine Schwester täuscht."

Ungefähr um die Mitte Juli fiel ein Ereigniß vor, welches in den Angelegenheiten der Niederlande noch größere Verwirrung hervorbrachte. Das war eine Versammlung der Verbündeten zu St. Trond in der Nachbarschaft von Lüttich. Sie versammelten sich zwei tausend Mann stark mit dem Grafen Louis und Brederode an ihrer Spitze. Ihr großer Zweck hierbei war, Mittel für ihre persönliche Sicherheit ausfindig zu machen. Es war ihnen bekannt, daß sie, bis zu einem gewissen Grade, für die letzten religiösen Bewegungen unter dem Volke verantwortlich gemacht wurden*). Sie waren über das fortgesetzte Stillschweigen des Königs unzufrieden und wurden durch Gerüchte von militärischen Rüstungen, die, wie es hieß, gegen sie unternommen würden, beunruhigt. Die langen, heftigen Verhandlungen der Versammlung zeigten einige Meinungsverschiedenheit. Darin stimmten Alle überein, daß sie für ihre Sicherheit von der Regierung eine Bürgschaft verlangen müßten. Aber, indem der größere Theil des Vereins nicht mehr bei den ursprünglichen Gränzen seiner Petition stehen blieb, verlangte derselbe jetzt in Religionssachen eine unbedingte Duldung. Nur einige wenige von ihnen, die im Herzen feste Katholiken waren und denen jetzt erst die Augen darüber aufgingen, wohin man unvermeidlich gelangen müßte,

---

*) Diese Verantwortlichkeit wird geradezu auf sie von Renom de Francia gewälzt. ,,El dia de las predicaciones oraciones y cantos estando concertado, se acordó con las principales villas que fuese el San Juan siguiente y de continuar en adelante, primero en los Bosques y montañas, despues en los arrabales y Aldeas y pues en las villas, por medida que el numero, la andacia y sufrimiento creciese.'' Alborotos de Flandes, MS.

zogen sich nun sehr entrüstet von der Ligue zurück. Unter diesen befand sich auch der junge Graf Mansfeld: ein Mann, dessen Name in den Annalen der Revolution berühmt werden sollte.

Die über diese neuen Demonstrationen sehr beunruhigte Margaretha schickte Oranien und Egmont ab, um mit den Verbündeten zu unterhandeln und sie zu fragen, warum sie sich in einer so unfreundlichen Stellung gegen die Regierung versammelten, da sie selbige doch neulich in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen versprochen hätten. Als Antwort schickten die Verbündeten eine Deputation, bestehend aus Mitgliedern ihres Vereins, ab, um von Neuem der Regentin ihre Beschwerden vorzulegen.

Die Deputirten (zwölf an der Zahl und zu Brüssel mit dem profanen Spitznamen „die zwölf Apostel" belegt) stellten sich mit dem Grafen Louis an der Spitze am acht und zwanzigsten Juli in der Hauptstadt vor. Margaretha, die nur mit Schwierigkeit sie in Person zu empfangen einwilligte, gab unzweideutige Zeichen ihres Mißfallens zu erkennen. Nach der deutlichen Sprache Louis' „wäre die Regentin beinahe vor Aerger geplatzt." Die Denkschrift, oder besser: die Beschwerde, die ihr überreicht wurde, war nicht darauf berechnet, denselben zu besänftigen.

Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, ist es bloß nothwendig zu sagen, daß die Verbündeten, nachdem sie ihre Gründe, warum sie Befürchtung hegten, aufgeführt hatten, verlangten, es möge ihnen von der Regierung eine Versicherung gegeben werden, daß ihnen nichts Arges widerfahren solle. Was die Begnadigung für die Vergangenheit anbetraf, so stellten sie völlig in Abrede, daß sie solche wünschten. Das, was sie gethan hätten, verdiente Beifall, nicht aber Verdammung. Sie vertrauten bloß, daß Seine Majestät geruhen wolle, eine Berufung der Generalstaaten zu gestatten, damit dieselben die Angelegenheiten des Landes ordneten. Zugleich baten sie ihn, zu erlauben, daß die Sachen der Verbündeten in die Hände des Prinzen von Oranien und der Grafen Egmont und Hoorne gelegt würden, damit diese als Vermittler mit der Krone handelten, und man versprach, sich in allen Dingen von dem Rathe derselben leiten zu lassen. Auf diese Weise würde die Ruhe wieder hergestellt werden. Allein, ohne eine Bürg-

schaft für ihre Sicherheit würden sie sich mit der Hülfe des Auslandes decken müssen.

Der stolze Ton dieser Denkschrift bildet einen schlagenden Gegensatz mit der nicht ganz vor vier Monaten von dem nämlichen Vereine überreichten Petition und beweist, mit wie reißend schnellen Schritten die Revolution vorgeschritten war. Die religiösen Wühlereien hatten offenbart, was für ein Grad von Unzufriedenheit im Lande vorhanden war, und in wie weit die Verbündeten auf die Sympathie des Volkes rechnen konnten. Dieß zeigte sich sehr unzweideutig während der Versammlung zu St. Trond, wo von den Kaufleuten und von den Anhängern der reformirten Religion Eingaben einliefen, worin der Schutz der Ligue angefleht wurde, die Freiheit des Gottesdienstes, bis von den Generalstaaten anderweitig verfügt wäre, sicher zu stellen. Dieß außergewöhnliche Gesuch ward bewilligt. Auf diese Weise stützten sich die beiden großen Parteien auf einander, um sich einander zu helfen, und verliehen ihren bezüglichen Bewegungen eine gegenseitige Sicherheit. Indem die Verbündeten den Gedanken an die einst erbetene Verzeihung verschmähten, deuteten sie jetzt dunkel auf eine mögliche Entscheidung durch die Waffen hin. Dagegen sprachen die Reformirenden, anstatt der Milderung der Strafen, von nichts Geringerem, als von unbegränzter Duldung. So ging die politische Revolution mit der religiösen Reformation Hand in Hand. Die Adeligen und die Gemeinen, die beiden entgegengesetztesten Elemente des politischen Körpers, waren durch gemeinsames Interesse eng vereinigt, und eine furchtbare Opposition, die jeden Monarchen auf seinem Throne hätte zittern machen können, wurde gegen die Absichten des Monarchen organisirt.

Eine wichtige Thatsache beweist, daß die Verbündeten schon jetzt mit kaltem Blute einem Zusammenstoße mit Spanien entgegensahen. Louis von Nassau stand in einem starken Briefwechsel mit den Führern der Hugenotten in Frankreich und der Lutheraner in Deutschland. Von den ersteren war ihm wesentliche Hülfe mit Truppen angeboten worden. Allein, die gegen die Franzosen herrschende nationale Eifersucht hätte es unpolitisch gemacht, wenn man das Anerbieten angenommen hätte. Deßhalb wandte er sich nach Deutschland, womit er zahlreiche Verbindungen hatte, und wo er eine Macht von vier tausend Kavallerie und

vierzig Kompagnien Fußgänger, damit sie der Ligue zur Verfügung stehe, in Sold nahm. Diese Unterhandlung ging unter den Augen und, wie es scheint, theils durch die Vermittlung seines Bruders Wilhelm vor sich. Deßhalb darf der Prinz von Oranien von diesem Augenblicke an, wo nicht früher, mit der Partei, die ihre Rechte durch Waffenentscheidung zu behaupten bereit war, identifizirt werden.

Diese Bewegungen konnten nicht so geheim gehalten werden, daß sie nicht zur Kenntniß Margarethens gelangt wären. Sie hatte in der That zu St. Trond ihre geheimen Agenten, die ihr Alles, was von den Verbündeten gethan oder auch bloß beabsichtigt wurde, mittheilten*). Dieß wurde vollständig in ihrer Korrespondenz mit Philipp zur Schau gelegt, während sie nochmals seine Aufmerksamkeit auf die verlorene Lage der Regierung ohne Leute, ohne Geld und Mittel zur Beschaffung derselben lenkte**). „Die Sektirer," sagt sie, „gehen bewaffnet und organisiren ihre Kräfte. Die Ligue steht zu ihnen. Es fehlt nur noch, daß sie sich zusammenrotten und die Städte, Dörfer und Kirchen plündern, was ich im höchsten Grade befürchte." — Ihre Befürchtungen hatten sie mit der Gabe des Prophezeihens ausgestattet. Sie fleht ihren Bruder an, falls er nicht selber nach Flandern kommen will, die Generalstaaten zu berufen, und sie führt die Worte Egmont's an, daß dieselben, wofern sie nicht vom König sich zu versammeln aufgefordert werden, von selbst zusammenkommen werden, um über ein Heilmittel für die Uebel des Landes zu berathen und den sonst unausbleiblichen Ruin desselben zu verhindern. Endlich kam auf Margarethens wiederholte Aufforderungen die königliche Antwort an. Dieselbe hatte wenigstens das Verdienst, daß sie vollkommen unumwunden war.

Nachdem Montigny Madrid erreichte, hatte er, wie wir sahen, bei Philipp ohne Schwierigkeit Zutritt. Sowohl er, wie sein Begleiter,

---

*) Die Person, welche vornehmlich in diesem ehrbaren Geschäfte gedient zu haben scheint, war ein „Doktor der Rechte", einer der Hauptrathgeber der Verbündeten. Der Graf Wegen, ihr desfallsiger Agent, bestach den Doktor, indem er ihm einen Sitz im Rathe von Brabant versprach.

**) „Le tout est en telle désordre," sagt sie in einem ihrer Briefe, „que, en la pluspart du païs, l'on est sans loy, foy, ni roy." — Die Anarchie könnte nicht besser in so wenigen Worten beschrieben werden.

der Marquis von Bergen, durften, so schien es, den Berathungen des Staatsrathes beiwohnen, als der Gegenstand ihrer Sendung erörtert wurde. Unter den damaligen Mitgliedern dieses Körpers kann man hervorheben: den Herzog von Alva; Ruy Gomez de Silva, Fürsten von Eboli, welcher mit Alva die königliche Gunst theilte; Figueroa, Grafen von Feria, einen Mann von einem scharfen, durchdringenden Verstande und zu den Lebzeiten der Königin Maria einstiger Gesandter am englischen Hofe; und Luis de Quirada, den Majordomus Karl's des Fünften. Außer diesen gab es zwei oder drei Räthe aus den Niederlanden, unter deren Namen wir auf denjenigen Hopper's, des vertrauten Freundes und Genossen des Viglius, stoßen. In den Meinungen dieses gesetzlichen Körpers, wo, wie man gern glauben wird, Niemand seine Stimme zu Gunsten der Reform zu erheben geneigt war, herrschte eine große Einstimmigkeit. Sie stimmten darin überein, daß der Gang der Ereignisse in den Niederlanden deutlich einen vorbedachten und wohlabgekarteten Plan der großen Adeligen zeigte, sich der ganzen Gewalt im Lande zu versichern. Der erste Schritt wäre die Entfernung Granvelle's, eines furchtbaren, ihnen im Wege stehenden Hindernisses, gewesen. Alsdann käme der Versuch, die Leitung der Angelegenheiten in den Händen des Staatsraths zu konzentriren. Hierauf folgten Angriffe auf die Inquisition und die Edikte als auf dem Volke sehr schädliche Sachen; das Geschrei zu Gunsten der Generalstaaten; die Ligue; der Kompromiß; die Petitionen; die religiösen Versammlungen, und endlich die gegenwärtige Sendung nach Spanien. Alles ging von den großen Adeligen aus als Theile eines regelmäßigen, der Krone feindseligen Systems, dessen eigentlicher Zweck wäre, die bestehenden Institutionen umzustoßen und ihre eigne Autorität auf den Ruinen aufzubauen. Während der Staatsrath auf diese Vorgänge mit der tiefsten Entrüstung blickte, gab er die Nothwendigkeit, sich vor dem Sturme zu beugen, zu und hielt es unter den gegenwärtigen Umständen für klug von dem Monarchen, wenn er dem Volke der Niederlande gewisse namhafte Zugeständnisse machte. Vor Allem ersuchten sie Philipp ernstlich, wenn er noch Herr dieses Theiles seines Reiches bleiben wollte, nicht länger seinen Besuch in dieses Land zu verschieben.

Die Erörterungen nahmen viele, lange währende Sitzungen des Rathes ein, und Philipp erwog die Beschlüsse, nachdem die Sitzungen geschlossen waren, tief in seinem eignen Zimmer. Selbst diejenigen, die mit seinen Gewohnheiten am bekanntesten waren, wurden über die lange Verschiebung seiner Entscheidung bei den jetzigen kritischen Umständen erstaunt. Dem stolzen Sinne des Monarchen fiel es schwer, sich den verlangten Zugeständnissen zu fügen. Endlich kam seine Antwort.

Der sie enthaltende Brief war an seine Schwester gerichtet und vom ein und dreißigsten Juli 1566 aus dem Holze von Segovia, dem nämlichen Orte, von wo aus er das vorhergehende Jahr seine merkwürdigen Depeschen diktirt hatte, datirt. Wie gewöhnlich, begann Philipp damit, daß er sein Erstaunen über die fortdauernden Unruhen des Landes ausdrückte. Es war ihm nicht bekannt, daß den Tribunalen irgend ein strenges Verfahren zur Last gelegt werden konnte, oder daß seit den Tagen Karl's des Fünften mit den Gesetzen irgend eine Veränderung vorgenommen worden wäre. Da es jedoch seinem Herzen angenehm sei, lieber mit Milde und Huld, als mit Strenge zu verfahren, so wollte er so weit als möglich den Wünschen seiner Vasallen willfahren.

Er war es zufrieden, daß die Inquisition in den Niederlanden abgeschafft und dafür die inquisitorischen Gewalten in die Bischöfe verlegt werden sollten. Was die Edikte anbetraf, so war er mit dem Moderationsplane Margarethens nicht einverstanden; auch glaubte er nicht, daß irgend ein Plan, der nicht vollkommene Duldung enthielte, das Volk befriedigen würde. Doch möchte seine Schwester einen neuen Entwurf mit gebührender Rücksicht auf die Erhaltung des katholischen Glaubens und seiner eignen Autorität vorbereiten. Dieser müßte ihm vorgelegt werden, und er wollte sein Möglichstes in der Sache thun. Was endlich eine allgemeine Begnadigung anbeträfe, so verabscheute er, wenn man durch ein anderes Verfahren dasselbe Ziel erreichen konnte, die Strenge; weßhalb er es zufrieden war, daß Gnade einem Jeden zu Theil würde, welchen Margaretha derselben würdig erachtete: — mit fortwährender Ausnahme der bereits Verurtheilten und ferner unter der feierlichen Aufforderung der Adeligen, daß sie die

Ligue aufgeben und hinfort der Regierung ihre herzliche Unterstützung geben sollten.

Am zweiten August, vier Tage nach dem Datum dieser Depeschen, schrieb Philipp wieder an seine Schwester mit Bezug auf die von ihr so dringend verlangte Berufung der Generalstaaten. Er habe, sagte er, diesen Gegenstand auf das Sorgfältigste erwogen und wäre damit zufrieden, daß sie die Zusammenberufung derselben verweigert habe. Sie dürfte darein nicht willigen. Nie würde er darein willigen. Er wüßte nur zu gut, wohin das führen würde. Doch wünschte er nicht, daß sie seine Entscheidung in den von ihm ihr gegenüber gebrauchten unbedingten und entschiedenen Ausdrücken vorbrächte, sondern sie bloß als für den Augenblick berechnet gäbe: so daß die Leute glauben möchten, sie wartete noch auf Etwas von einem verschiedenen Inhalt, und daß sie sich der Hoffnung hingäben, sie würden in irgend einer zukünftigen Zeit ihren Zweck erreichen!

Auch schrieb der König an Margarethen, daß er ihr eine hinreichende Summe übersenden werde, um sie in den Stand zu setzen, eine Abtheilung von zehn tausend Mann deutsche Infanterie und drei tausend Mann Reiterei in Sold zu nehmen, damit sie sich auf dieselben im Falle der Noth verlassen könnte. Ferner schrieb er eigenhändige Briefe an die Gouverneure der Provinzen und die vornehmsten Städte, indem er sie aufforderte, die Regentin in ihren Bemühungen, die Gesetze einzuschärfen und Ordnung im Lande zu erhalten, zu unterstützen.

So beschaffen waren die von Philipp in der elften Stunde seinen Unterthanen der Niederlande gemachten Zugeständnisse!: — Zugeständnisse, von ihm durch die Nothwendigkeit erpreßt, gleichsam abgebettelt wie der winzige Almosen des Armen, und zu dürftig und zu spät, um zu dem erzielten Zwecke zu dienen. Aber, so geringfügig und so verkrüppelt durch die sie bedeutungslos machenden Bedingungen diese Zugeständnisse auch waren: so wird man doch schwerlich glauben, daß er, als er sie machte, selbst hierbei aufrichtig war! Dieß wird durch die Enthüllung eines neuerdings entdeckten Aktenstücks im Archiv von Simancas bewiesen.

Kaum war die Tinte auf den an Margaretha gerichteten Depeschen trocken, als auch Philipp schon einen Notar kommen ließ und

vor dem Herzoge von Alva, so wie vor zwei andern Personen, die Juristen waren, feierlich protestirte, daß die der Regentin in Bezug auf die allgemeine Amnestie ertheilte Vollmacht nicht freiwillig gegeben sei. „Deßhalb fühlte er sich nicht dadurch gebunden, sondern behielt sich das Recht vor, die Schuldigen, besonders aber die Urheber und Beförderer des Aufruhrs in den Niederlanden zu bestrafen." — Wir fühlen uns mit einem Male in das Dunkel des Mittelalters versetzt, und dieß Gefühl wird sich nicht ändern, wenn wir die übrige Geschichte dieses merkwürdigen Stückes der Regierungskunst erfahren.

Der Stuhl des heiligen Petrus war damals mit Pius dem Fünften besetzt: einem Papste, der den gleichen Namen, wie sein Vorgänger, angenommen hatte, und einen Geist wilder, ja toller Intoleranz, die selbst diejenige Paul's des Vierten noch übertraf, entfaltete. Bei der Thronbesteigung des neuen Papstes gab es drei italienische Gelehrte, Einwohner von Mailand, Venedig und Toscana, die durch Frömmigkeit hervorragten und der Sache der Wissenschaften in Italien gute Dienste erwiesen hatten, aber im Verdachte standen, daß sie in Glaubenssachen zu freisinnige Ansichten hegten. Pius der Fünfte verlangte, daß diese Gelehrten seinen Händen überliefert würden. Die drei Staaten erniedrigten sich dazu, ihm zu willfahren. Die unglücklichen Männer wurden dem Heiligen Amte ausgeliefert und am Pfahle des Scheiterhaufens verbrannt. Das war einer der ersten Akte der neuen päpstlichen Regierung. Derselbe verkündete der Christenheit, daß Pius der Fünfte der unnachgiebige Feind der Ketzerei, der Papst der Inquisition sei. Jeder folgende Regierungsakt diente dazu, seinen Anspruch auf diese Auszeichnung zu bestätigen.

Doch muß man zugestehen, daß, insofern die Interessen des Katholizismus in Anbetracht kamen, ein Charakter, wie derjenige Pius des Fünften, für seine Zeit paßte. Während der letzten Hälfte des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war der Thron hinter einander mit Päpsten besetzt gewesen, die wegen ihrer religiösen Gleichgültigkeit und ihres leichtsinnigen, nur zu oft lasterhaften Lebenswandels notorisch waren. Wie bekannt, war dieß eine der hervorragenden Ursachen der Reformation. Es erfolgte ein Rückschlag. Man mußte die Kirche retten. Eine Art Männer folgte nach

von einem ascetischen Wesen, merkwürdig durch ihre rauhen Tugenden, aber ganz ohne Mitgefühl für die Freuden oder Leiden ihres Gleichen und völlig dem großen Werke der Wiedergeburt der gefallenen Kirche gewidmet. So wie der Einfluß der früheren Päpste der Reformation einen Weg gebahnt hatte, ging der Einfluß dieser späteren Päpste dahin, sie im Schach zu halten, und lange vor dem Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts war die Gränzlinie, welche sie seitdem nie überschreiten durfte, bezeichnet.

Wie sich denken läßt, blickte Pius mit tiefer Bekümmerniß auf das Umsichgreifen der neuen Religion in den Niederlanden. Er schrieb an die Herzogin von Parma, um sie zum äußersten Widerstande zu ermahnen, und erklärte seine Bereitwilligkeit, sie nöthigenfalls sowohl mit Truppen wie mit Geld zu versorgen. An Philipp schrieb er ebenfalls, indem er ihn beschwor, in der guten Sache nicht zu schwanken und nicht zu erlauben, daß dem katholischen Glauben ein Leides geschähe, sondern an der Spitze seiner Armee gegen seine rebellischen Vasallen zu marschiren und den Flecken der Ketzerei mit dem Blute der Ketzer rein zu waschen*).

---

*) Unter denjenigen, welche den König zu gewaltsamen Maßregeln drängten, war keiner so unablässig, wie Fray Lorenzo de Villacancio, ein Augustinermönch, der sich durch den Eifer und die Unerschrockenheit auszeichnete, womit er sich in die Festen der Reformatoren wagte und dort öffentlich ihre Lehren anklagte. Philipp war das unnachgiebige Wesen des Mannes und seine Ergebenheit gegen die katholische Kirche bekannt. Deßhalb gebrauchte er ihn sowohl als Agenten, wie als Rathgeber bezüglich der Angelegenheiten der Niederlande, wo Fray Lorenzo in der ersten Zeit der Unruhen verweilte. Viele Briefe des Mönchs an den König sind noch in Simancas aufbehalten und erstaunen uns durch die Kühnheit ihrer Kritiken über das Benehmen der Minister und des Monarchen selbst, den Lorenzo offen einer furchtsamen Politik gegen die Reformatoren beschuldigt.

In einer auf Philipp's Wunsch zu Anfang des Jahres 1566 über den Zustand des Landes verfertigten Denkschrift hebt Fray Lorenzo dringend die Nothwendigkeit der strengsten Maßregeln gegen die Protestanten der Niederlande hervor. „Sintemal Eure Majestät das von Gott empfangene Schwert hält mit der göttlichen Gewalt über unsere Leben, so lassen Sie es aus der Scheide fahren und es in das Blut der Ketzer tauchen, wenn Sie nicht wünschen, daß das von diesen Barbaren vergossene Blut Jesu Christi und das Blut der von ihnen unterdrückten unschuldigen Katholiken laut

Der König hielt es jetzt für seine Pflicht, dem heiligen Vater seine letzten Schritte auseinander zu setzen. Das that er durch Requesens, seinen Gesandten am päpstlichen Hofe. Der Gesandte sollte Seine Heiligkeit davon unterrichten, daß Philipp in dieser Sache Nichts ohne seinen Rath vorgenommen haben würde, wäre hierzu Zeit gewesen. Aber vielleicht wäre es so, wie es wäre, besser; denn nach Allem könnte die Aufhebung der Inquisition in den Niederlanden nicht geschehen, wofern das nicht durch den Papst, durch dessen Autorität sie eingeführt worden, genehmigt wäre. Indessen wäre dieß bloß im Vertrauen gesprochen. Was die Edikte anbeträfe, so möge sich Pius für versichert halten, daß Seine Majestät niemals einen Entwurf gutheißen werde, welcher die Schuldigen durch irgend eine Verminderung der Strafen für ihre Verbrechen begünstige. Auch dieß sei als etwas Geheimes zu betrachten*). Endlich brauche Seine Heiligkeit nicht über die Bewilligung einer allgemeinen Amnestie entrüstet zu sein, weil sich dieselbe bloß auf das, was den König persönlich anginge, bezöge, wo derselbe ein Recht, sie zu bewilligen, habe.

---

zum Himmel schreien und Rache auf das geweihte Haupt Eurer Majestät herabrufen soll! .... Der heilige König David bewies kein Mitleid mit den Feinden Gottes. Er erschlug sie und schonte weder Mann noch Weib. Moses und seine Brüder vernichteten in einem einzigen Tage drei tausend von den Kindern Israel. In Einer Nacht tödtete ein Engel mehr denn sechszig tausend Feinde des Herrn. Eure Majestät ist ein König gleich David; ist, wie Moses, ein Hauptmann des Volkes Jehovah's; ist ein Engel des Herrn, — denn so nennt die Schrift die Könige und Häuptlinge seines Volkes; — und diese Ketzer sind die Feinde des lebendigen Gottes!" Und in dem nämlichen Zuge fährt er mit feuriger und fanatischer Beredtsamkeit die Rache Philipp's auf die Häupter von dessen unglücklichen Unterthanen in den Niederlanden herabzurufen fort.

Daß das Toben dieses hartherzigen Bigotten Philipp nicht zuwider war, kann man aus der Thatsache entnehmen, daß er ein Exemplar seiner Denkschrift dem Herzoge von Alva bei dessen Abgange nach den Niederlanden einhändigen ließ. Auch scheint es, als ob er daran gedacht habe, den Fray Lorenzo dort dem Herzoge beizugesellen: ein Plan, dessen Ausführung der letztere wenig betrieb, da er sich wahrscheinlich nicht beeiferte, eine so unbequeme Person, wie diesen tollen Mönch], zur Bewachung seines Verfahrens zu haben.

*) Diese Anempfehlungen des Geheimhaltens sind Zusätze, die eigenhändig von dem „klugen" Monarchen selbst geschrieben wurden.

Kurz, der Papst möchte darauf bauen, daß der König in Nichts, was den Dienst Gottes oder die Interessen der Religion verletzen könne, willigen würde. Er verschmähte die Gewalt, weil dieselbe den Ruin des Landes in sich schließen würde. Doch würde er in eigner Person ohne Rücksicht auf seine persönliche Gefahr marschiren, um Gewalt zu gebrauchen, wenn das ihn auch den Ruin der Provinzen kosten sollte: wofern er nur seine Vasallen zur Unterwürfigkeit bringen könnte. Denn lieber wollte er hundert Leben und jede Ruthe seines Reiches verlieren, denn als Herr über Ketzer herrschen.

Also sollten alle Zugeständnisse Philipp's, und zwar nicht allein seine Amnestirungen, sondern auch die Versprechen hinsichtlich der Abschaffung der Inquisition und der Milderung der Edikte bedeutungslos: — leere Worte zur Ergötzung des Volkes, bis man zu wirksamen Mitteln greifen konnte, sein. Man muß zugeben, daß nun wenigstens einmal der König mit Aufrichtigkeit sprach. Nur wenige Personen würden nicht davor erschrocken sein, ihren eignen Herzen zuzugestehen, daß sie nach einem so vorbedachten treulosen System handelten, wie Philipp hier vertraulich das in seiner Korrespondenz einem Andern mittheilte. In der That scheint er den Papst wie seinen Beichtvater betrachtet zu haben, dem er sein Inneres so freimüthig, als wäre es im Beichtstuhle, ausschütten müßte. Es war nicht wahrscheinlich, daß das Bekenntniß eine harte Bußauferlegung von Seiten Eines, der es ohne Zweifel mit dem orthodoxen Grundsatze: „Ketzern ist kein Wort zu halten“ hielt, zur Folge haben werde.

Das Ergebniß dieser königlichen Zugeständnisse war derartig, wie man erwarten durfte. Verstümmelt, wie sie durch Bedingungen waren, wurden sie in den Niederlanden mit Mißtrauen, um nicht zu sagen, mit Verachtung betrachtet. Thatsächlich war der Punkt, wo Philipp so langsam und mühevoll angelangt war, von der aufsteigenden Bewegung der Revolution schon längst überschritten. Die Männer in den Niederlanden sprachen jetzt viel mehr von Belohnung, als von Begnadigung. Durch ein wunderliches Zusammentreffen war der ein und dreißigste Juli, der nämliche Tag, an welchem der König seine letzten Depeschen aus dem Holze von Segovia schrieb, auch genau das Datum der Depeschen, welche ihm Margaretha von Brüssel sandte,

um ihm die einzelnen Umstände der neulichen Unruhen, der Versammlung von St. Trond, der Forderung einer Sicherheit und einer unverzüglichen Zusammenberufung der Gesetzgebung mitzutheilen.

Allein der Bronnen königlicher Gnade war durch die letzten Anstrengungen vollständig erschöpft worden. Philipp's jetzige Antwort war prompt und schlagend. Was die Guarantie anlangte, sagte er, so wäre sie überflüssig, nachdem er eine allgemeine Amnestie bewilligt hätte. In Anbetreff der Generalstaaten brauche er jetzt, da er im Lande so bald schon selbst anwesend sein würde, keine Aenderung seiner Entscheidung vorzunehmen.

Dieser Besuch des Königs in die Niederlande, hinsichtlich dessen so viel gesagt und so wenig gethan wurde, scheint den Witzlingen des Hofes einiges Vergnügen bereitet zu haben. Der Prinz von Asturias, Don Carlos, kritzelte eines Tages auf den Umschlag eines unbeschriebenen Buches als Titel: „Die großen und bewundernswürdigen Reisen des Königs Philipp;" und als Inhalt schrieb er inwendig hinein: „Von Madrid nach dem Pardo, von dem Pardo nach dem Escorial, von dem Escorial nach Aranjuez 2c. 2c." Dieser Scherz des gnadelosen Sohnes stichelte darauf. Es ist uns nicht berichtet, wie er von seinem königlichen Vater aufgenommen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Die Bilderstürmer.

Die Plünderung des Domes zu Antwerpen. — Heiligthumschändende Ausschweifungen. — Der Schrecken in Brüssel. — Den Reformirenden werden Kirchen bewilligt. — Margaretha bereut ihre Zugeständnisse. — Die Stimmung zu Madrid. — Der Scharfsinn Oranien's. — Seine religiösen Ansichten.

1566.

Während Philipp also zögernd zu Zugeständnissen kam, die sogar jetzt noch nicht aufrichtig gemeint waren, war in den Angelegenheiten

der Niederlande eine wichtige Krisis eingetreten. In den anfänglichen Auftritten der Unruhen hatten sich alle Stände, die Adeligen, die Gemeinen und sogar die Regentin, in dem Wunsche nach Entfernung einiger Mißbräuche, namentlich der Inquisition und der Edikte, vereinigt. Allein diese Bewegung, worin sich die Katholiken mit den Protestanten verbanden, hatte weit weniger Bezug auf die Interessen der Religion, als auf die persönlichen Rechte des Individuums. Unter dem dargebotenen Schutze schlug jedoch die Reformation tiefe Wurzel. Noch mehr gedieh sie unter der ihr bewiesenen Gunst der Verbündeten, welche, wie wir sahen, kein Bedenken trugen, einigen darum bittenden Sektirern Sicherheit der Religionsausübung zu gewährleisten.

Dasjenige Element jedoch, welches am meisten zu dem Gedeihen der neuen Religion beitrug, war das öffentliche Predigen. Dasselbe war in den Niederlanden, was in Frankreich die Jakobinerclubs, oder die geheimen Verbindungen in Deutschland und Italien: — ein einleuchtendes Mittel, um diejenigen zusammenzubringen, welche sich zu einer gemeinschaftlichen Feindschaft gegen die bestehenden Institutionen verpflichtet hatten, um ihnen auf diese Weise eine Gelegenheit zur Berathung ihrer Beschwerden zu geben und die besten Mittel zur Abstellung derselben zu vereinbaren. Zwar war die nächste Absicht dieser Zusammenkünfte das Anhören der Lehren des Geistlichen. Aber dieser letztere, weit entfernt sich auf seine geistlichen Verrichtungen zu beschränken, verstieg sich gewöhnlich zu aufregenderen Themas, wie zum Beispiel, zu der Verdorbenheit der Kirche und der Lage des Landes. Selten verfehlte er, weitläufig über die verlorenen Zustände seiner selbst und seiner Heerde zu sprechen, da sie verdammt wären, sich verstohlenerweise wie eine Bande Vogelfreie gleichsam mit Stricken um ihre Nacken zusammenzufinden und einen einsamen Ort aufzusuchen, wo sie den Herrn preisen könnten, während ihre Feinde mit dem ganzen Stolze einer herrschenden Religion ihre Andacht offen und ohne Furcht in prächtigen Tempeln verrichten könnten. Der Prediger schalt bitter auf die reichbepfründete Geistlichkeit der rivalen Kirche, deren Leben im gefräßigen Wohlsein nur zu oft einen gleichgültigen Kommentar der von ihnen eingeschärften Lehren abgäbe. Sein Grimm entzündete sich über das prunkende Zeremoniell der römischen Kirche, das zwar für

ihre Bekenner so blendend und anziehend ist, aber von dem Reformer in scharfen Gegensatz mit der nackten Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes gestellt wurde. Jedoch war in seinen Augen die größte von allen Abscheulichkeiten die Bilderverehrung, welche er mit dem Götzendienste verglich, der in alten Zeiten so oft die Rache Jehovah's über die Stämme Palestina's gebracht habe, und er forderte seine Zuhörer auf, die Abgötterei nicht allein aus ihren Herzen, sondern die Bilder aus ihren Augen zu entfernen. Es ist kein Wunder, wenn das von seinen geistlichen Führern also angestachelte Volk sich für ähnliche Szenen, wie die von den Kirchenverbesserern in Frankreich und Schottland begangenen, vorbereitete, und wenn Margaretha, indem ihr die herrschende Stimmung bekannt war, einen solchen Ausbruch vorhersagte. Am Ende kam er und zwar in einem solchen Maße und in einem so heftigen Grade, daß ihn weder die Hugenotten, noch die Schüler Knox' übertrafen.

Den vierzehnten August, am Tage vor dem Festtage von Mariä Himmelfahrt, brach ein etwa drei hundert Köpfe starker, mit Keulen, Aexten und andern Zerstörungswerkzeugen bewaffneter Pöbelhaufen in die Kirchen bei St. Omer in der Provinz Flandern, warf die Bilder um, entstellte die Zierrathen und zertrümmerte binnen Kurzem Alles in den Gebäuden, was etwa Werth oder Schönheit besaß. Nachdem sie durch die ihre Handlungen begleitende Straflosigkeit kühner geworden waren, rückten sie zunächst nach Ypern vor und besaßen die Frechheit, in den Dom einzubrechen und sich auf die nämliche barbarische Weise zu betragen. Indem sie durch das Hinzukommen anderer Nichtsnutzigen aus den verschiedenen Städten verstärkt wurden, zogen sie die Ufer des Lys entlang und fielen über die Kirchen von Manin, Comines und andern darangelegenen Plätzen her. Die Aufregung verbreitete sich jetzt über das Land. Ueberall stand die Menge unter Waffen. Ohne Unterschied wurden die Kirchen, Kapellen und Klöster von der allgemeinen Zertrümmerung betroffen. Nachdem der Sturm über Flandern weggefahren und die blühenden Städte Valenciennes und Tournay verheert hatte, kam er über Brabant herab. Sein erstes Ziel war Antwerpen, die große Handelshauptstadt des Landes.

Die gewöhnliche Bevölkerung der Stadt war gerade zufällig durch

das Herbeiströmen von Fremden, die um das große Fest von Mariä Himmelfahrt zu feiern herbeigekommen waren, vermehrt. Glücklicherweise war der Prinz von Oranien daselbst und verhinderte durch seine Gegenwart jede Störung der Prozession, ausgenommen diejenige, welche von dem gelegentlichen Kreischen und Zischen der eifrigeren protestantischen Zuschauer entsprang. Bei ihrer Rückkehr besaßen indessen die Priester die Vorsicht, das Bild in die Kapelle zu tragen, anstatt es auf seinem in die Augen fallenden Stande, der ihm (um während der künftigen Woche die Anbetung der Gläubigen zu empfangen) gewöhnlich in dem Dome zugewiesen war, zu belassen.

Unglücklicherweise ward der Prinz den folgenden Tag nach Brüssel zurückgefordert. Des Abends riefen einige Knaben, die einen Weg in die Kirche gefunden hatten, der Jungfrau die Frage zu: „warum Mariechen so früh in ihr Nest gegangen wäre, und ob sie sich fürchtete, ihr Gesicht dem Publikum zu zeigen?“ Hierauf stieg einer von ihnen auf die Kanzel und ahmte dort die Töne und Gestikulationen des katholischen Predigers nach. Ein ehrbarer anwesender Schiffer, ein eifriger Sohn der Kirche, sprang, über diese Beschimpfung seiner Religion empört, auf die Kanzel und versuchte den Eindringling herauszubringen. Der Bursche widerstand. Seine Kameraden eilten zu seiner Befreiung herbei, und es entstand ein Kampf, welcher damit endete, daß beide Theile von den Beamten aus dem Gebäude herausgetrieben wurden. Man hätte glauben sollen, daß dieser skandalöse Vorfall die obrigkeitlichen Personen der Stadt wachsam gemacht und sie gewarnt hätte, Maßregeln zur Vertheidigung des Domes zu treffen. Aber die Mahnung ging verloren.

Am folgenden Tage kam eine große Menge von der reformirten Partei in das Gebäude und durfte daselbst fortwährend bis nach Vesper bleiben, nachdem sich die übrige Schaar schon zurückgezogen hatte. Also im Besitze gelassen, war ihr Erstes, in einen der Psalmen David's auszubrechen. Der Schall ihrer eignen Stimmen schien sie in Wuth zu versetzen. Noch ehe der Gesang verhallt war, stürmten sie wie durch einen gemeinschaftlichen Impuls vor, erbrachen die Thüren der Kapelle und schleppten das Bild der Jungfrau weg. Einige riefen ihr zu, sie sollte „Es leben die Geusen“ schreien, während ihr Andere

die verbrämten Kleider abrissen und inmitten des Beifallsgeschreies der Zuschauer das stumme Bild im Staube wälzten.

Das war das Signal zur Zertrümmerung. Die Aufrührer zerstoben nach allen Richtungen zum Werke der Zerstörung. Nichts entging ihrer Wuth. Hoch über dem großen Altar war ein Bild des Erlösers, zierlich in Holz geschnitten und zwischen die Statuen der beiden mit ihm gekreuzigten Diebe gestellt. Der Pöbel suchte der Statue von Christus einen Strick um den Hals zu legen und zog sie auf den Boden herab. Dann fielen sie über dieselbe mit Beilen und Hämmern her, und bald war sie in hundert Trümmer zerbrochen. Die beiden Uebelthäter wurden, wie man bemerkte, geschont, gleichsam um die Aufsicht über das unten vor sich gehende Werk des Raubens zu führen.

Jetzt kehrte sich ihre Wuth gegen die übrigen Bildsäulen, die hurtig von ihren Fußgestellen herabgeworfen waren. Die die Mauern des Domes bekleidenden Gemälde wurden in Splitter gehackt. Viele von ihnen waren die gewähltesten Muster niederländischer Kunst, und versprachen sogar schon damals, wo es noch dämmerte, den ruhmreichen Tag, welcher seinen Glanz über das ganze Land ausgießen sollte.

Aber der Stolz des Domes und Antwerpens war die große Orgel, die in den ganzen Niederlanden eben so sehr wegen ihrer vollendeten Arbeit wie wegen ihres großen Umfanges berühmt war. Vermittelst ihrer Leitern erstiegen die Tumultuanten das hohe Werk und verwandelten es, wie alles Andere, woran sie Hand legten, in einen Haufen Gebröckel.

Jetzt war die Zerstörung allgemein. Nichts Schönes, nichts Heiliges ward geschont. Die Altäre — es gab deren in dem großen Gebäude nicht weniger als siebenzig — wurden einer nach dem andern umgeworfen, ihre reichverbrämten Decken roh abgerissen, ihr Gold- und Silbergeschirr von den Plünderern angeeignet. Das Abendmahlsbrot wurde mit Füßen getreten, der Wein von den Uebelthätern in goldenen Kelchen auf gegenseitige Gesundheit oder auf das Wohl der Geusen hinabgeschluckt, und das heilige Oel ward profan zum Einschmieren ihrer Schuhe und Pantoffeln gebraucht. Die geschnitzte Bekleidung der Mauern, die köstlichen Opfer zur Verzierung der Schreine, die vergoldeten bronzenen Schirme, das sorgfältig geschnitzte Holzwerk

der Kanzel, die marmornen und alabasternen Denkmäler: Alles ging unter den wilden Streichen der Bilderstürmer zu Grunde. Das Pflaster lag bestreut mit dem zertrümmerten Glanze einer Kirche, welche an Größe und Pracht unter den Kirchen der Christenheit vielleicht bloß der St. Peterskirche wich.

Als der Tag schwand, ersetzten die Stürmer seine Stelle mit dem Lichte, welches sie aus den von den Altären herabgerissenen Kerzen erzielen konnten. Ehe das Werk der Zerstörung vollendet war, war es Mitternacht. Indem sie sich also abmühten in einer Finsterniß, die nur schwach durch Wachskerzen, deren Strahlen kaum durch die gewölbten Räume des Domes dringen konnten, aufgehellt wurde: so ist es ein wunderbarer Umstand — wofern er wahr ist —, daß Niemand von den schweren Massen Bauholz, Gestein und Metall, die überall um sie herum herabfielen, verletzt wurde. Die ganze bei dieser Arbeit beschäftigte Anzahl soll nicht hundert Männer, Frauen und Kinder — Frauen der niedrigsten Art in Mannsanzügen — überstiegen haben.

Als ihre Aufgabe fertig war, stürzten sie in Masse aus den Domthüren heraus, indem einige die Psalmen David's sangen, während andere das fanatische Kriegsgeschrei: „Es leben die Geusen!“ brüllten. Ueber ihren Erfolg aufgeblasen und unterwegs durch Strolche, wie sie selbst waren, verstärkt, erbrachen sie die Thüren einer Kirche nach der andern, und um die Zeit des Morgengrauens waren die vornehmsten Tempel der Stadt auf dieselbe rohe Weise, wie der Dom, zugerichtet.

Während dieser ganzen Zeit wurde kein Versuch von Seiten der Magistratspersonen oder Bürger gemacht, um diesen Vorgängen Einhalt zu thun. Als sie von ihren Fenstern aus die Haufen bewaffneter Menschen bei dem Schimmer ihrer Fackeln auf den Straßen hin und her eilen sahen, und die gewaltigen Töne aus der Ferne hörten, schien sie ein panischer Schrecken befallen zu haben. Die Katholiken blieben innerhalb ihrer Häuser, weil sie einen allgemeinen Aufstand der Protestanten befürchteten. Die Protestanten befürchteten, wenn sie hinausgingen, daß sie mit den Tumultuanten verwechselt würden. Einige bildeten sich ein, die Reihe würde zunächst an sie kommen, und erschie-

nen am Eingange ihrer Häuser, um sie vor dem Feinde zu vertheidigen, unter Waffen.

Nachdem die Aufständischen mit der Plünderung der Stadt gesättigt waren, strömten sie aus den Thoren hinaus und fielen mit derselben Heftigkeit über die Kirchen, Klöster und andere religiöse Gebäude der Vorstadt her. Drei Tage lange dauerten diese betrübenden Szenen ohne Widerstand von Seiten der Einwohner fort. Inmitten des Ruines im Dome hatte der Pöbel bloß das königliche Wappen und die Schilde der Ritter des Goldenen Vließes, die an den Wänden angebracht waren, verschont. Indem sie sich jetzt daran erinnerten, kehrten sie, um das Werk zu vollenden, in die Stadt zurück. Allein, einige in Antwerpen anwesende Ritter sammelten eine kleine Anzahl ihres Gefolges und bahnten sich nebst einigen Bürgern einen Weg in den Dom, arretirten zehn bis zwölf Aufrührer und zerstreuten mit leichter Mühe den Rest, während ein auf einer Anhöhe errichteter Galgen die Uebelthäter an das ihrer wartende Geschick mahnte. Die Leichtigkeit, womit die Unruhen durch einige wenige entschlossene Männer unterdrückt wurden, berechtigen zu der Vermuthung, daß viele Bürger zu viel Sympathie mit den Urhebern der Frevel hegten, als daß sie dieselben eingeschüchtert, geschweige denn die Schuldigen zur Bestrafung gebracht hätten. Ein damaliger orthodoxer Chronikschreiber läßt seinen Aerger gegen ein Volk aus, das bereiter sei, seine Herde, als seine Altäre zu vertheidigen.

Das Geschick Antwerpens wirkte auf das Land. Die wilder als je brennenden Flammen des Fanatismus verbreiteten sich schnell über

---

*) Aber der Allmächtige, um die Worte eines Zeitgenossen anzuführen, eifersüchtig auf seine eigne Ehre, nahm später eine exemplarische Rache an allen Städten und Dörfern, deren Einwohner ruhig dabei gestanden und die Entweihung seiner Tempel mit angesehen hatten. — „Dios que es justo y zelador de su honra por caminos y formas incomprehensibles, lo ha vengado despues cruelmente, por que todos esos lugares donde esas cosas han acontecido han sido tomados, saqueados, despojados y arruinados por guerra, pillage, peste y incomodidades, en que, asi los males y culpados, como los buenos por su sufrimiento y connivencia, han conocido y confesado que Dios ha sido corrido contra ellos." Renom de Francia, Alborotos de Flandes, MS.

die nördlichen, wie sie sich über die westlichen Provinzen verbreitet hatten. In Holland, Utrecht, Friesland, — kurz überall, mit Ausnahme einiger Gegenden an der südlichen Gränze, — erhoben sich Pöbelhaufen gegen die Kirchen. An einigen Orten, wie zu Rotterdam, Dort, Haarlem, waren die Obrigkeiten vorsichtig genug, den Sturm fern zu halten, indem sie die Bilder auslieferten oder wenigstens aus den Gebäuden entfernten. Nur selten wurde ein Versuch zum Widerstand gemacht. Jedoch bei einer oder zwei Gelegenheiten gelang dieß in einem so hohen Grade, daß eine Hand voll Truppen hinreichte, um die Bilderstürmer in die Flucht zu schlagen. Zu Achyn blieben vom Janhagel vier hundert todt auf dem Platze. Aber, die Soldaten hatten keinen Dank davon, daß sie ihre Pflicht gethan hatten, und als sie dieselbe zu thun in andern Fällen aufgefordert wurden, weigerten sie sich, Waffen gegen ihre Landsleute zu tragen. Der Sauerteig der Ketzerei hatte sich zu weit unter dem Volke verbreitet.

Also ging gewaltig das Werk der Plünderung und Zerstörung im ganzen Lande vor sich. Dome und Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster, religiöse Häuser jeder Art, sogar die Spitäler übergaben sich auf Gnade und Ungnade den Reformirenden. Indem die Mönche entflohen, ließen sie schätzbare Manuskripte und wohlversorgte Keller zurück, welche letzteren von den Eindringlingen bald ihres Inhalts entleert wurden, während sie die ersteren für die Flammen bestimmten. Die erschreckten Nonnen entflohen im Dunkel der Nacht halb nackt aus ihren Klöstern und fühlten sich allzu glücklich, daß sie bei ihren Freunden und Verwandten in der Stadt eine Zuflucht finden konnten. Weder ein Mönch noch eine Nonne wagte sich im Klostergewande auszugehen. Die Priester sah man manchmal mit einer Reliquie oder einem geweihten Schatze unter ihren Gewändern, um dieselben ja vor den Verheerern zu retten, hinwegeilen. Bei der allgemeinen Plünderung war sogar der Ruheort der Todten nicht heilig, und die Gräber der Grafen von Flandern wurden verletzt und der öffentlichen Schau offen gelegt!

Die von den Bilderstürmern begangenen Gewaltthätigkeiten waren von solchen empörenden Handlungen begleitet, daß dadurch ihre Verachtung des alten Glaubens ausgedrückt wurde. Sie rissen, sagt ein

Augenzeuge, die Hostie vom Altar und steckten sie einem Papagei in den Schnabel. Einige warfen die Bilder der Heiligen zusammen auf einen Haufen und steckten sie in Brand, oder bedeckten sie mit Stücken von Decken und hieben, indem sie „Vivent les Gueux!“ schrieen, derb auf sie los. Manche nahmen aus den Kirchen gestohlene Bekleidungen um und liefen in sie vermummt durch die Straßen. Andere beklitschten die Bücher mit Butter, damit dieselben um so lustiger brennen möchten. Unter ihren Vergehen wird diese letzte Ausschweifung von den Gelehrten nicht gering angesehen werden. Es paßte in ihren Kram, die Bücher, welche verbrannt wurden, nach ihrer Zahl zu beurtheilen. Unter andern ging die große Bibliothek von Vicogne, eine der besten Sammlungen in den Niederlanden, in den von diesen Fanatikern geschürten Flammen unter.

Man kann unmöglich den Betrag des während dieser traurigen Periode verursachten Schadens abschätzen. In Flandern allein wurden von den Aufständischen vier hundert Kirchen geplündert. Der dem Dome zu Antwerpen angethane Schaden soll sich einschließlich seines kostbaren Inhalts auf nicht weniger als viermal hundert tausend Dukaten belaufen haben! Man kann den Verlust berechnen, welcher durch die Plünderung des Gold- und Silbergeschirrs verursacht wurde. Die so greulich verunstalteten Strukturen konnten durch geschickte Architekten wieder hergestellt werden. Allein, wer kann den unwiederbringlichen, durch die Vernichtung von Manuskripten, Bildsäulen und Gemälden verursachten Schaden abschätzen? Es ist eine betrübende Thatsache, daß die ersten Anstrengungen der Reformatoren überall gegen jene Denkmäler des Genies gerichtet waren, die durch die edelmüthige Beschützung des Katholizismus geschaffen und befördert worden waren. Allein, wenn der erste Schritt der Reformation auf den Trümmern der Kunst sich erging, kann doch nicht geläugnet werden, daß dieß durch das von ihr gethane Gute ausgeglichen wurde, als sie die Fesseln des Verstandes zerbrach und einen freien Spielraum in jenen Bereichen der Wissenschaft, zu denen bisher jeder Zugang verweigert worden war, eröffnete.

Die Zeit, binnen welcher die Verheerung vollendet wurde, war eben so merkwürdig, wie die örtliche Ausdehnung derselben. Die

ganze Arbeit erforderte nicht ganz vierzehn Tage. Es schien, als ob ein Verwüstungsengel über das Land gestrichen wäre und mit einem Schlage die edelsten Bauwerke desselben der Zertrümmerung geweiht hätte! Die Methode und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Disciplin in den Bewegungen der Bilderstürmer waren eben so außerordentlich, wie ihre Schnelligkeit. Es könnte scheinen, daß sie durch andere Hände als die dem gemeinen Auge ersichtlichen gelenkt worden wären. Die Quantität des den Kirchen und Klöstern entwandten Gold- und Silbergeschirrs war ungeheuer. Obschon es unzweifelhaft manchmal von Privatpersonen angeeignet wurde, scheint es doch nicht selten auf einen Haufen gesammelt und dem Geistlichen überliefert worden zu sein, der entweder von selbst, oder auf die Verordnung des Konsistoriums es einschmelzen ließ und dann unter die bedürftigsten Sektirer vertheilte. Wir können mit der Entrüstung eines damaligen katholischen Schriftstellers sympathisiren, wenn er ausruft, daß auf diese Weise die armen Geistlichen für die Geißeln, womit sie geschlagen wurden, zu bezahlen hatten.

Die Nachrichten des Losbruchs erschreckten gewaltig die Ohren des Brüsseler Hofes, wo die Regentin, ungeachtet daß sie das Ereigniß vorhergesagt hatte, deßwegen nicht besser darauf vorbereitet war. Auf der Stelle berief sie ihre Räthe und verlangte zur Vertheidigung der Landesreligion gegen deren Feinde ihre Hülfe. Aber der Prinz von Oranien und seine Freunde riethen vom Ergreifen gewaltsamer Maßregeln ab, da das bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks wenig nützen würde. „Zuerst," sagte Egmont, „laßt uns für die Sicherheit des Staates sorgen. Es wird dann immer noch Zeit sein, an die Religion zu denken." — „Nein," antwortete Margaretha feurig, „der Dienst Gottes verlangt unsere erste Sorge; denn der Ruin der Religion würde ein größeres Uebel, als der Verlust des Landes sein." — „Diejenigen, welche dabei Etwas zu verlieren haben," erwiderte der Graf etwas kaltblütig, „werden wahrscheinlich einer verschiedenen Meinung sein": — eine Antwort, die der Herzogin sehr mißfiel.

Die Gerüchte der von den Bilderzerbrechern verübten Frevel folgten jetzt dicht auf einander. Man hegte Befürchtungen, daß sie nächstens gegen die Hauptstadt selbst ziehen würden. Bisher hatte,

einige vorübergehende Demonstrationen des Volkes abgerechnet, die Gegenwart der Regentin Brüssel vor dem Geiste der Reform, welcher die übrigen Theile des Landes durchzuckt hatte, bewahrt. Weder in der Stadt, noch in den Vorstädten waren öffentliche Versammlungen gehalten worden: denn Margaretha hatte erklärt, daß sie nicht allein den Prediger, sondern alle seine Zuhörer aufhängen lassen wollte. Die Drohung hatte ihre Wirkung. Indem also die Hauptstadt der allgemeinen Bewegung der Zeit fern stand, wurde sie von dem Lande um sie herum scheel angesehen, und es hatten sich Gerüchte gebildet, daß die Bilderstürmer sich rüsteten, um in solcher Stärke gegen den Platz heranzurücken, daß sie im Stande wären, mit ihm gerade so zu verfahren, wie sie an Antwerpen und den übrigen großen Städten Brabants gehandelt hätten.

Nun entsprang die Frage, welches Verfahren man unter den gegenwärtigen Umständen einhalten müßte. Der Prinz von Oranien und seine Freunde riethen Margarethen ernstlich an, sie möge sich des Beistandes der Verbündeten durch die von ihnen so streng verlangten Zugeständnisse versichern; sodann solle sie die Protestanten dadurch versöhnen, daß sie ihnen ihre öffentlichen Versammlungen erlaubte. Gegen das Erstere hatte sie Nichts einzuwenden. Aber das Letztere verweigerte sie ganz bestimmt. „Es würde der Ruin unserer heiligen Religion sein,“ sagte sie. Umsonst hob man hervor, daß zweimal hundert tausend Sektirer unter Waffen ständen; daß dieselben bereits im Besitze der Kirchen wären; daß sie, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrte, bald in Brüssel sein und jeden Priester und römischen Katholiken vor ihren Augen niedermetzeln würden! Ungeachtet dieses glühenden Gemäldes der ihrer wartenden Schrecknisse blieb Margaretha unbeugsam. Allein, ihre Aufregung war über die Maßen; sie fühlte sich in ihrer Noth allein. Schon lange war von ihr die Partei Granvelle verlassen worden. Jetzt schien die Partei Oranien bereit, s i e zu verlassen. „Ich bin,“ schrieb sie an Philipp, „von Innen und von Außen durch Feinde bedrängt; auf keinen Einzigen kann ich wegen Hülfe oder Raths bauen.“ Das Mißtrauen und die Angst zogen ihr ein Fieber zu, und mehrere Tage und Nächte lag sie keuchend darnieder,

indem sie auf gleiche Weise an körperlichem Unwohlsein und an Seelenangst litt.

Indem Margaretha in so schmerzlicher Verlegenheit war, fühlte sie auch die ernstesten Besorgnisse für ihre persönliche Sicherheit. Bei den ihr zu Gebote stehenden unbedeutenden Vertheidigungsmitteln schien Brüssel kein sicherer Aufenthaltsort mehr zu sein und sie gelangte schließlich zu dem Beschlusse, sich aus der Gefahr und den Schwierigkeiten ihrer Lage durch eine jähe Flucht zu retten. Nach einer kurzen Berathung mit Barlaimont, Arschot und Andern von der dem Prinzen von Oranien entgegengesetzten Partei, der sie bisher wenig Zutrauen geschenkt hatte, beschloß sie die Hauptstadt zu verlassen und eine Zuflucht in Mons zu suchen. Das war eine starke, dem Herzog von Arschot zugehörige Stadt im Hennegau, welche wegen ihrer starren Anhänglichkeit an den römischen Glauben von den Fanatikern wenig zu befürchten hatte.

Nachdem Margaretha ihre Vorbereitungen in der größten Stille getroffen hatte, rief sie an dem für ihre Flucht angesetzten Tage ihren Rath zusammen, um ihren Plan mitzutheilen. Derselbe stieß auf den entschiedensten Widerstand, nicht allein von Seiten der Herren, mit denen sie bisher zusammen gegangen war, sondern auch von Seiten des Präsidenten Viglius. Alle vereinigten sich, um sie von einer Maßregel abzubringen, welche offenbar einen solchen Mangel an Vertrauen auf Seiten der Herzogin anzeigen würde, daß sie dadurch in den Augen der Welt entehrt werden mußte. Die Vorbereitungen zu der Flucht Margarethens waren nicht so sehr im Geheimen getroffen worden, daß nicht ein Gerücht davon verlautet hätte, und die Obrigkeiten der Stadt machten ihr jetzt in Masse die Aufwartung und baten sie, sie nicht so vertheidigungslos, wie sie wären, der Gnade ihrer Feinde zu überlassen.

Man hörte den Prinzen sagen, daß es, wenn die Regentin auf diese Weise die Regierung im Stiche ließe, nothwendig sein würde, auf der Stelle die Generalstaaten zusammenzurufen, damit dieselben Maßregeln zum Schutze des Landes ergriffen. Und Egmont erklärte, daß, wofern sie nach Mons entflöhe, er vierzig tausend Mann auf die Beine bringen und Mons in eigner Person belagern würde. Es war dieß keine leere Drohung, denn kein Mensch im ganzen Lande hätte

leichter, als Egmont, ein solches Heer unter seinem Banner versammeln können. Schließlich scheint die Frage durch die Obrigkeiten dadurch entschieden worden zu sein, daß sie sich der Stadtthore versicherten und eine starke Wache dahin verlegten, mit dem Befehle, weder der Herzogin, noch ihrem Gefolge den Durchgang zu erlauben. — Indem also Margaretha eine Gefangene in ihrer eignen Hauptstadt war, ergab sie sich in das Unabänderliche und willigte mit einer so guten Miene, wie sie konnte, darein, den Plan ihrer Abreise aufzugeben.

Jetzt kehrte die Frage über das einzuhaltende Verfahren zurück, und je mehr die Regentin über die Verlegenheiten ihrer Lage nachdachte, desto mehr überzeugte sie sich, daß kein anderes Mittel, sich herauszuwinden, als das von den Adeligen vorgeschlagene übrig bliebe. Doch protestirte sie, indem sie der Nothwendigkeit nachgab, daß sie nur gezwungen so handele. Am drei und zwanzigsten August vollzog Margaretha ein Aktenstück, wodurch sie sich verpflichtete, daß den Mitgliedern der Ligue für das, was sie irgendwie bisher gethan hätten, kein Leides geschehen sollte. Ferner bevollmächtigte sie die Herren, den Verbündeten ihre Einwilligung in die religiösen Versammlungen der Reformirten an seither von ihnen im Besitz gehaltenen Plätzen anzuzeigen, bis Seine Majestät und die Generalstaaten anderweitig bestimmen würden. Jedoch geschah dieß unter der Bedingung, daß sie unbewaffnet dahin gehen und nirgends die Katholiken beunruhigen sollten.

Am fünf und zwanzigsten des Monats unterzeichneten die verbündeten Adeligen ihrerseits eine Uebereinkunft, und schworen feierlich, daß sie die Regentin in der Unterdrückung der Unordnungen im Lande und in der Ueberlieferung der Schuldigen an die Gerechtigkeit unterstützen würden. Ferner willigten sie darein, daß die Ligue, so lange als die Regentin dem Vertrage treu sein würde, als null und nichtig betrachtet werden sollte.

Die Empfindungen Margarethens, während sie die von ihr verlangten Zugeständnisse machte, können aus der Durchsicht ihrer Privatkorrespondenz mit ihrem Bruder abgenommen werden. Kein Akt ihres öffentlichen Lebens verursachte ihr jemals einen so grimmigen Aerger, und nie vergab sie den Urhebern desselben. „Es wurde mir aufgedrungen," schreibt sie an Philipp; „aber glücklicherweise werden Sie da-

durch nicht gebunden sein." Und sie bittet ihn, auf der Stelle in solcher Stärke zu kommen, daß er sich das Land erobern kann, oder er möge ihr die Mittel, es zu thun, geben. — Margaretha war in ihrer Jugend den Händen des Ignatius Loyola anvertraut worden. Mehr als eine Stelle ihres Lebens beweist, daß die Lehren des Jesuiten nicht verloren gegangen waren.

Während dieser Verhandlungen war der Schrecken so groß gewesen, daß man für rathsam hielt, die Besatzung unter dem Oberbefehle des Grafen Mansfeld zu verstärken und den größern Theil der Bürgerschaft Tag und Nacht unter Waffen zu halten. Als diese Anordnung im Reinen war, vertheilten sich die großen Herren nach ihrer Bestimmung, um in ihren verschiedenen Regierungsgebieten die Ordnung wieder herzustellen. Der Prinz ging zuerst nach Antwerpen, wo er, wie wir erfuhren, das Amt eines Burggrafen versah. Er stellte eine genaue Untersuchung über die Ursachen des neulichen Tumultes an, ließ drei der Anstifter hängen und verbannte drei andere. Jedoch fand er es nicht leicht, sich mit den Sektirern, die von den Kirchen, woraus sie die Katholiken vertrieben, Besitz genommen hatten, zu verständigen. Nach einer langen Unterhandlung kam man überein, daß ihnen sechs überlassen bleiben und sie die übrigen an die alten Besitzer ablassen sollten. Die Uebereinkunft gab allgemeine Befriedigung, und die vornehmsten Bürger und Kaufleute wünschten Wilhelm Glück, daß er sie von den Uebeln der Anarchie erlöst habe.

Nicht so die Regentin. Sie wußte recht gut, daß das Beispiel Antwerpens für die übrigen Theile des Landes als Präcedenzfall dienen werde. Sie klagte den Vertrag an, daß er die Interessen des Katholizismus bloßstelle, und beschuldigte öffentlich den Prinzen, daß er seine Vollmacht überschritten und das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht habe. Endlich schrieb sie ihm den Befehl, er möge auf der Stelle seine Zugeständnisse zurücknehmen.

In seiner Antwort erklärte ihr Wilhelm die Gründe, warum dieselben gemacht worden, und daß sie, um die Stadt vor der Anarchie zu retten, absolut nothwendig gewesen wären. Als ein starkes Argument spricht zu seinen Gunsten der Umstand, daß die Protestanten, welche bereits den Prinzen unter ihre Sekte gerechnet hatten, ihn in

diesem Falle anklagten, daß er ihre Sache der ihrer Feinde geopfert habe; und man machte von ihm Karrikaturen, welche ihn mit offenen Händen und einem Doppelgesicht darstellten. Indem Wilhelm sein Betragen erklärte, verhehlte er nicht seinen Aerger über die gegen ihn von der Regentin vorgebrachten Beschuldigungen, und erneuerte seine Bitte, daß ihm erlaubt sein möge, seine Stellen niederzulegen, weil er nicht mehr ihr Zutrauen besäße. Allein, welchen Unwillen sie auch über sein gegenwärtiges Betragen empfunden haben mag, so waren Wilhelm's Dienste doch zu bedeutend, als daß Margaretha in der gegenwärtigen Krisis sich derselben hätte entschlagen können, und sie beeilte sich, ihm in einem versöhnlichen Tone zu schreiben, indem sie so viel als möglich das Beleidigende ihres früheren Briefes umdeutete. Doch errichtete von dieser Stunde an das Bewußtsein gegenseitigen Mißtrauens zwischen den betreffenden Theilen eine nie zu beseitigende Scheidewand.

Zunächst begab sich Wilhelm nach seinen Regierungskreisen Utrecht und Holland, wo er durch eine ähnliche Verfahrungsweise, wie er zu Antwerpen beobachtet hatte, bald die Ruhe wieder herstellte. Während er in Utrecht war, überreichte er den Provinzialstaaten eine Denkschrift, worin er kurz die Lage des Landes überblickte. Er hob die Nothwendigkeit religiöser Duldung hervor, da dieselbe vom Zeitgeiste gefordert würde und in einem Lande, welches wie dieses, der Versammlungsort so vieler Fremden sei und von Sekten so verschiedener Art bewohnt würde, besonders nothwendig wäre. Er schloß, indem er ihnen anempfahl, zu dem Zwecke dem Throne eine Petition vorzulegen: wahrscheinlich nicht, weil er glaubte, daß eine solche Petition vom Monarchen beachtet werden würde, sondern wegen der Wirkung, welche sie haben mußte, indem sie in seinen Landsleuten die Prinzipien religiöser Freiheit stärkte. Wilhelm's Denkschrift ist für ihre Zeit eine durchaus merkwürdige Urkunde und bildet durch den weisen und freisinnigen Gehalt ihrer Argumente einen überraschenden Gegensatz zu dem unduldsamen Geiste des Madrider Hofes.

Die Vorhersagung der Regentin, daß das Beispiel Antwerpens zu einem Präcedenzfalle für das Land gemacht werden würde, erwies sich als richtig. Wilhelm's Freunde, die Grafen Hoorne und Hoog-

straten, gebrauchten dasselbe Mittel, um die Sektirer in ihren Regierungsbezirken zu versöhnen. Anders war es mit Egmont. Derselbe war in seinem Herzen ein zu fester Katholik, als daß er solche Zugeständnisse gebilligt hätte. Daher ordnete er die Angelegenheiten in seinen Provinzen Flandern und Artois, wo seine persönliche Autorität unbegränzt war, auf eine gewaltige Weise. Er stellte eine strenge Prüfung der Ursachen des letzten Tumultes an, und verfuhr mit den Urhebern desselben so streng, daß er unter der reformirten Partei eine allgemeine Klage hervorrief; ja einige von ihnen geriethen dermaßen wegen ihrer persönlichen Sicherheit in Sorge, daß sie die Provinzen verließen und übers Meer reisten.

Im Lande schien nun die Ordnung durch das Bemühen der Edlen und durch die Beihülfe der Verbündeten, welche ihren Theil der Uebereinkunft mit der Regentin treu ausgeführt zu haben scheinen, wieder hergestellt. Die Protestanten ergriffen Besitz von den ihnen angewiesenen Kirchen, oder waren emsig bemüht, andere auf dem früher zum Platze ihrer Versammlungen dienenden Boden zu errichten. Alle vereinigten sich in dem guten Werke: die Männer, indem sie am Gebäude arbeiteten, und die Frauen, indem sie ihre Juwelen und Schmucksachen zur Bestreitung der Kosten der Baustoffe hergaben. Es folgte eine Stille: — eine zeitweilige Pause nach dem Sturme, und die Lutheraner wie die Calvinisten wiegten sich wieder in der angenehmen Täuschung, daß sie, so zuwider es der Regierung auch sein möge, doch endlich der Segnungen religiöser Duldung sicher wären.

Während diese Ereignisse vorfielen, fand eine große Veränderung in den Parteiverhältnissen Statt. Die katholischen Mitglieder der Ligue, welche außer der Reform gewisser am Tage liegender Mißbräuche Nichts weiter bezweckt hatten, und am allerwenigsten ihrer eignen Religion irgendwie hatten schaden wollen, waren betroffen, als sie das unvermeidliche Ergebniß des von ihnen befolgten Benehmens sahen. Wie wir sahen, hatten einige von ihnen die Ligue schon vor dem Ausbruche des Bildersturmes verlassen, und wenige blieben nach diesem Ereignisse noch darin. Dagegen verloren die Verbündeten ihren Einfluß auf das Volk, da dasselbe ihre letzte Uebereinkunft mit der Regentin, worin sie so gut für ihre eigne Sicherheit gesorgt hatten,

mit Mißtrauen ansah. Das Vertrauen des Volkes ward nicht durch die bereitwillige Hülfe, die seine alten Alliirten jetzt dem großen Adel bei der gerichtlichen Verfolgung der Urheber der neulichen Unordnungen gern zu leisten schienen, wieder hergestellt*). Also verlassen von vielen ihrer Mitglieder, von den Reformirten mit Mißtrauen betrachtet und von der Regentin verabscheut, hörte die Ligue von dieser Zeit an auf, einen beträchtlichen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes auszuüben.

Ebenso fand eine bedeutende Veränderung in der Politik des Hofes Statt. Von vorn herein war die Hauptabsicht Margarethens die Sicherstellung der öffentlichen Ruhe gewesen. Um diese zu bewirken, hatte sie mehr, als einmal, dem Urtheile Wilhelm's und seiner Freunde so weit nachgegeben, daß sie eine Politik, welche ihr selber nicht sehr angenehm war, befolgte. Allein, niemals hatte sie daran gedacht, diese Politik bis zu dem Punkte religiöser Duldung auszudehnen. Weit davon entfernt, hatte sie vielmehr erklärt, daß, selbst wenn der König zwei Religionen im Staate erlauben sollte, sie sich lieber würde in Stücke reißen lassen, ehe sie darin willigte. Erst dann, als die Koalition des Adels Statt fand, gingen ihr über den Pfad, worauf sie wandelte, die Augen auf. Die darauf folgenden Ausschweifungen der Bilderstürmer ließen sie begreifen, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befand. Die ihr damals von Oranien und seinen Freunden abgenöthigten Zugeständnisse machten das Maß ihrer Entrüstung voll. Jetzt öffnete sich eine weite Kluft zwischen ihr und der Partei, von der

---

*) Tiepolo, der damalige venetianische Gesandte am castilischen Hofe, spricht in seinem bei seiner Rückkehr abgestatteten Bericht die flämischen Adeligen ausdrücklich von der ihnen oft gemachten Anschuldigung, daß sie ihre Hand in diesen Wirren gehabt hätten, frei. Ihr Wunsch nach Reform dehnte sich bloß auf gewisse schreiende Mißbräuche aus; aber, nach den Worten des von ihm gebrauchten Bildes, schwoll der Strom, welchen sie bloß auf die Befruchtung des Bodens verwenden wollten, zu einer fürchterlichen Ueberschwemmung an. — „Contra l'opinion de' principali della lega, che volevano indur timore et non tanto danno.... Dico che questo fu perchè essi non hebbero mai intentione di ribellarsi dal suo sigre ma solamente con questi mezzi di timore impedir che non si introducesse in quei stati il tribunal dell' Inquisitione.“ Relatione di M. A. Tiepolo, 1567, MS.

sie so lange geleitet worden war. Doch, wohin konnte sie sich um Hülfe wenden? Bloß ein Ausweg blieb übrig, und mit einer bittern Empfindung sah sie sich gezwungen, sich der nämlichen Partei in die Arme zu werfen, welche sie aus ihren Berathungen beinahe hinausgewiesen hatte. In ihrer Noth schickte sie nach dem Präsidenten Viglius, auf dessen Haupt sie in ihrer Korrespondenz mit Philipp so viele Flüche geladen, — den des gröbsten Unterschleifes zu beschuldigen, sie kein Bedenken getragen hatte.

Margaretha schickte nach dem alten Rathsmitgliede und bat in der gegenwärtigen Klemme um seinen Rath. Begreiflicherweise drückte der Präsident seine Ueberraschung über diesen Beweis des Zutrauens von Seiten einer Person aus, die ihn die letzten zwei Jahre hindurch so sorgfältig von ihren Berathungen ausgeschlossen hatte. Nach dem Eingestehen ihres Irrthums gab Margaretha die Hoffnung zu erkennen, daß dieß ihn nicht verhindern werde, ihr den jetzt so sehr erforderlichen Rath zu ertheilen. Viglius antwortete, indem er sie fragte, ob sie bereit sei, das, was sie als den Willen des Königs kannte, treu auszuführen. Als dieß Margaretha bejaht hatte, empfahl er ihr an, sie möge diese Frage einem jeden Mitgliede ihres Kabinets stellen. „Ihre Antworten," sagte der alte Staatsmann, „werden Ihnen zeigen, wem Sie zu trauen haben." Demgemäß wurde die Frage — der Probirstein der Gesetzlichkeit — gestellt, und der Minister, welcher die Anekdote selber erzählt, sagt uns, daß bloß drei, Mansfeld, Barlaimont und Arschot, bereit waren, zu der Regentin zu stehen, um die Politik der Krone auszuführen. Von dieser Stunde an war die Politik Margarethens von der Partei, mit welcher sie bisher gegangen war, auf deren Gegner übergetragen.

Es ist ergötzlich, den Wechsel in Margarethens Gesinnungen in ihrer derzeitigen Korrespondenz mit ihrem Bruder zu verfolgen. „Oranien und Hoorne beweisen sich durch Wort und That als Feinde Gottes und des Königs." Von Egmont spricht sie nicht besser. „Trotz alles Betheuerns seiner Gesetzlichkeit" befürchtet sie, daß er für den Staat bloß Unheil im Schilde führt. „Offen ist er den Geusen beigetreten, und seine älteste Tochter soll eine Hugenottin sein." Große Sorge trägt sie um die Sicherheit des Viglius, „der durch seine Befürchtungen

fast gelähmt ist, da das Volk ihn in Stücke zu reißen droht*)." Die faktiösen Herren leiten die Angelegenheiten im Rathe nach ihrem eignen Gutdünken, und, wie man hört, unterhalten sie im gegenwärtigen Augenblicke Unterhandlungen, um zwischen den Protestanten Deutschlands, Frankreichs und Englands eine Koalition zu Stande zu bringen, in der Hoffnung, das Haus Oestreich vom Throne zu vertreiben, das Joch Spaniens von den Niederlanden abzuschütteln und die Provinzen unter sich und ihre Freunde zu theilen. Margarethens Leichtgläubigkeit scheint mit ihrem Hasse im Verhältniß gestanden zu haben, und ihr Haß mit ihrer früheren Freundschaft. So war es in ihrem Zwiste mit Granvelle, und jetzt theilte sie den Männern, welche diesem Minister in ihrem Vertrauen gefolgt waren, dasselbe Maß zu.

Der Prinz von Oranien machte sich wenig aus der Entfernung der Regentin. Schon lange hatte er gefühlt, daß sein Weg weit von dem der Regierung abführte, und war, wie wir sahen, mehrmals um die Erlaubniß eingekommen, seine Aemter niederlegen und sich ins Privatleben zurückziehen zu dürfen. Hoorne betrachtete die Sache mit derselben Gleichgültigkeit. Auch er hatte darum gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, indem er sich darüber beschwerte, daß seine Dienste von der Regierung zu spärlich belohnt worden wären. Er war ein Mann von einem kühnen, ungestümen Wesen. In einem Briefe an Philipp sagt er letzterem, daß er sich nicht über die Regentin, sondern über Seine Majestät beklage, weil er sich der Beschimpfung, nach der Pfeife des Brüsseler Hofes zu tanzen, habe unterziehen müssen! Ferner fügte er hinzu, daß er sein Benehmen nicht mit der Herzogin erörtert habe, weil es nicht seine Weise sei, Ehrensachen mit Frauen zu verhandeln! In dieser Mittheilung an die Majestät war gewiß kein Mangel an Aufrichtigkeit vorhanden.

Egmont nahm die Kälte der Regentin in einer sehr verschiedenen Weise auf. Das Ausschließen von ihrem Zutrauen berührte seine Ehre, vielleicht auch seine Eitelkeit. Er fühlte es um so bitterer, da er

---

*) In seinem „Leben" bestätigt Viglius diesen Bericht von den ihm durch das Volk gedrohten Gefahren, legt sich aber weit mehr Geistesgegenwart bei, als ihm die Herzogin beilegen zu wollen scheint.

in seinem Herzen so loyal und dem römischen Glauben so stark ergeben war. Auf der andern Seite empfand sein edles Gemüth tief das seinen Landsleuten angethane Unrecht. Indem er also nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wurde, ergriff er den Mittelweg: — der in der Politik keineswegs der sicherste ist. Unter diesen entgegengesetzten Einflüssen verharrte er in einem Zustande gefährlicher Unentschlossenheit. Seine treue Gesinnung gegen die Regierung schloß ihn von den Berathungen der Verbündeten aus. Und so, obschon er vielleicht der populärste Mann in den Niederlanden war, besaß doch keiner weniger einen wirklichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten*).

Die Nachrichten von den Tumulten in den Niederlanden, welche mit der gewöhnlichen Schnelligkeit übler Neuigkeiten reisten, verursachten am castilischen Hofe eine eben so große Betroffenheit, wie dieß am Brüsseler Hofe geschehen war. Als Philipp seine Depeschen erhielt, soll er in den heftigsten Zorn ausgebrochen sein und, indem er sich den Bart raufte, ausgerufen haben: „Das soll sie theuer zu stehen kommen; bei der Seele meines Vaters schwöre ich, sie sollen es schwer büßen!" Die oft wiederholte Anekdote beruht auf der Autorität von Granvelle's Korrespondenten Morillon. Wofern sie wahr ist, bildet sie eine einzelne dastehende Ausnahme von der gewöhnlichen, in ganz eben so auf die Probe stellenden Umständen bewiesenen Selbstbeherrschung des „klugen" Monarchen. Die von dem damals beim Hofe anwesenden Hopper gegebene Nachricht ist von beiden Berichten der wahrscheinlichere. Zufolge diesem Minister lag der König, als er die Kunde erhielt, an einem Tertianfieber zu Segovia krank. Sowie Brief auf Brief mit der Beschreibung des Tumultes ankam, bewahrte er seine gewöhnliche Heiterkeit und offenbarte kein Zeichen des Zornes oder Aergers. Wenngleich durch seine Krankheit geschwächt, gönnte er

---

*) „Man sagt mir," schreibt Morillon an Granvelle, „es sei kaum zu glauben, wie alt und ergraut Egmont geworden. Er wagt des Nachts nicht ohne sein Schwert und seine Pistolen an seiner Seite zu schlafen!" Aber es war nicht anzunehmen, daß damals Egmont's Leben in Gefahr war. Morillon, in seinem Eifer, für des Kardinals Appetit nach Geschwätz Nahrung zu beschaffen, ließ sich nicht immer von der Unwahrscheinlichkeit des Mitgetheilten Sorge machen.

sich doch keine Ruhe, sondern beschäftigte sich ununterbrochen mit den öffentlichen Angelegenheiten. Er las alle Depeschen, machte sorgfältige Noten zu ihrem Inhalt, sandte seinem Rathe die ihm geeignet scheinenden Mittheilungen zur Erwägung, und wohnte, sowie sich seine Gesundheit besserte, den Sitzungen dieses Körpers hin und wieder in eigner Person bei.

Man kann nur wenig darüber zweifeln, in welchem Lichte die Vorgänge in den Niederlanden von dem castilischen königlichen Rathe betrachtet wurden. Doch belegte derselbe nicht die Bilderstürmer mit dem ganzen, auch nicht mit dem Haupttadel. Die Sektirer, hieß es, würden ihrerseits von den Verbündeten, an deren Schutz sie sich hielten, in Bewegung gesetzt. Was die Verbündeten anlangte, so machten sie gemeinsame Sache mit den großen Herren, mit denen viele von ihnen durch die engsten Bande der Freundschaft und des Blutes verbunden wären. Durch diese geistreiche Kette von Schlüssen wurden alle für die gewaltthätigen Handlungen verantwortlich gemacht; die Hauptverantwortlichkeit aber lag auf den Häuptern des großen Adels, von dem alle in der letzten Instanz abhingen. Gegen diesen, nicht aber gegen die niedern Missethäter, über welchen bisher allein das Schwert der Gerechtigkeit gehangen, sollte die öffentliche Entrüstung gerichtet sein. Allein, der König sollte seine Gefühle verstellen, bis er in der Lage wäre, die großen Vasallen für ihre Uebelthaten zur Rechenschaft zu ziehen. Alle vereinigten sich in der Bitte, Philipp möge seine Reise nach Flandern nicht länger hinausschieben, und die meisten von ihnen empfahlen ihm an, in solcher Stärke zu gehen, daß er allen Widerstand niederschreckte und den Aufstand in der Geburt erstickte.

Das war (in Uebereinstimmung mit dem stets über den Gegenstand von ihm Ausgesprochenen) der Rath des Alva. Allein, wiewohl alle darin übereinkamen, daß sie den König dringend zur Bewerkstelligung seiner Abreise ersuchten, so hingen doch einige Räthe der Ansicht des Fürsten von Eboli an, daß Philipp, anstatt in dieser vollen Kriegsrüstung, im friedlichen Aufzuge und bloß von einem so großen Gefolge, wie sich für die königliche Würde geziemte, begleitet gehen solle. Ein jeder der großen Rivalen empfahl die seinem eignen Wesen am besten zusagenden Maßregeln, deren Leitung unzweifelhaft dem Manne, wel-

cher sie empfohlen hatte, anvertraut werden würde. Es ist nicht befremdend, daß das gewaltsamere Verfahren von der Majorität gebilligt wurde*).

Philipp verschloß, wie gewöhnlich, seine eigne Entscheidung in seiner eignen Brust. Er schrieb an seine Schwester, um sie zu warnen, daß sie nicht die Versammlung der Gesetzgebung erlauben sollte, und um ihr seine baldige Ankunft anzukündigen: — Alles, wie gewöhnlich; und er fügte hinzu, daß er bei der Unterdrückung der Unordnung im Lande keine andern Mittel, als sanfte und freundliche unter Gutheißung der Staaten gebrauchen würde. Die freundlichen Aeußerungen hatten wenig Bedeutung für diejenigen, welche, wie der Prinz von Oranien, sichrere Mittel, bis zur Absicht des Königs durchzubringen, als das in der königlichen Korrespondenz Dargebotene, hatten. Montigny, der flamändische Gesandte, weilte noch in Madrid, dort ärgerlich gegen seinen Willen in einer Art Ehrenhaft von Philipp gefangen gehalten. Derselbe schrieb in einem Briefe an seinen Bruder, den Grafen Hoorne: „Nichts kann in einem übleren Geruche stehen, als unsere Angelegenheiten am castilischen Hofe. Besonders werden

*) Bei diesem Zeitabschnitte hört Hopper's „Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-Bas" auf. Er nimmt in Hoyeck van Papendrecht's „Analecta Belgica" hundert und vierzig Seiten des zweiten Bandes (zweiter Theil) ein. Hopper war ein Rechtsgelehrter, ein Mann von Wissen und Unbescholtenheit. 1566 ward er nach Madrid berufen, auf den Posten des Siegelbewahrers für die Angelegenheiten der Niederlande erhoben und zu einem Mitgliede des Staatsraths gemacht. Niemals scheint er in irgend einer Hinsicht das Vertrauen Philipp's bis zu dem Grade genossen zu haben, dessen sich Granvelle und manche andere Minister rühmen konnten; denn Hopper war ein Fläminger. Doch machte ihn seine Stellung im Kabinet mit dem Tone der Stimmung, so wie mit der allgemeinen Politik des Hofes bekannt; während er als Flamänder die Wirkung dieser Politik auf seine Landsleute besser, als ein Spanier, begreifen konnte. Daher ist sein Werk, soweit es geht, von großer Wichtigkeit. Es ist schwer zu sagen, warum es in mediis stehen blieb, denn Hopper blieb noch in seiner Stelle und starb zehn Jahre nach dem Zeitraume, bis zu welchem er seine Darstellung bringt, in Madrid. Vielleicht wurde er durch die Bemerkungen des Viglius entmuthigt, indem derselbe in einem Briefe an seinen Freund zu verstehen gibt, der Chronikschreiber sollte warten, bis die Zeit die geheimen Triebfedern der Handlungen enthüllte.

die großen Herren als die Ursache alles Unheils angesehen. Heftige Rathschläge erhalten durchaus das Uebergewicht, und das Ungewitter kann eher, als Ihr glaubt, über Euch kommen. Nichts bleibt übrig, als ihm wie ein kluger Mann zu entfliehen, oder ihm wie ein tapferer gegenüber zu treten!"

Wilhelm besaß noch andere Nachrichtsquellen an den geheimen Agenten, welche er in seinem Solde am Madrider Hofe unterhielt. Von ihnen erfuhr er nicht nur, was am Hofe, sondern im Kabinet des Monarchen selbst vorging, und Auszüge, bisweilen vollständige Abschriften der Korrespondenz zwischen Philipp und Margaretha, wurden dem Prinzen überschickt. So waren oft die Geheimnisse, welche der eifersüchtigste Fürst von Europa in seiner eignen Brust verschlossen wähnte, im Besitze seiner Feinde, und Wilhelm — so wird uns erzählt — erklärte, daß es kein Wort Philipp's öffentlich oder privatim gäbe, welches nicht zu seinen Ohren gelangte!

Diese geheime Benachrichtigung, worauf der Prinz große Summen Geldes verwandte, beschränkte sich nicht auf Madrid. Ein ähnliches Spionirsystem unterhielt er in Paris, wo sich der castilische Hof emsig in Intriguen zur Ausrottung der Ketzerei abmühte. Diejenigen, welche dieses hinterlistige Verfahren des Prinzen von Oranien als seines Charakters und der von ihm eingenommenen Stellung unwürdig betrachten, sollten bedenken, daß es mit dem Geiste des Zeitalters im Einklange stand. Es hieß dieß Philipp's eigne Künste gegen ihn selber kehren und das einzige Mittel gebrauchen, wodurch Wilhelm in die dunkele und unbedenkliche Politik eines Kabinets, dessen Hauptabsicht nach seiner Meinung auf die Zerstörung der Freiheiten seines Landes ging, einzudringen hoffen konnte.

Es war um diese Zeit, daß seine Agenten in Frankreich einen Brief von Alava, dem spanischen Gesandten am französischen Hofe, unterschlugen. Er war an die Herzogin von Parma adressirt. Unter Anderm, sagt der Schreiber, ist es zu Madrid wohlbekannt, daß der große Adel hinter den Unruhen Flanderns steckt. Der König ist mit der Aushebung eines starken Heeres beschäftigt, mit welchem er in Kurzem das Land besuchen und die drei Herren zu strenger Rechenschaft ziehen wird. Zugleich muß sich die Herzogin in Acht nehmen,

daß sie nicht durch eine Veränderung in ihrem Benehmen ihre Mitwissenschaft um diese Absicht verräth.

Auf diese Weise von verschiedenen Seiten gewarnt, fühlte der Prinz, daß es für ihn nicht länger sicher war, in der gegenwärtigen Stellung zu verbleiben, und daß er, nach den Worten Montigny's, zu fechten oder zu fliehen gefaßt sein müßte. Er beschloß, mit einigen von den Freunden, die sich in ähnlicher Lage, wie er, befänden, Raths zu pflegen. In einer Mittheilung an Egmont, worin er ihn zu einer Konferenz zu bereden sucht, sagt Wilhelm, daß Philipp's militärische Rüstungen ohne Unterschied von den Katholiken, wie von den Protestanten zu fürchten seien; denn Philipp hegte unter dem Vorwande der Religion keine andere Absicht, als die Nation zu knechten. Er fügt hinzu: „Dieß haben wir immer befürchtet, und ich kann nicht ruhig den Untergang meines Landes mit ansehen."

Die Betreffenden kamen am dritten Oktober zu Dendermonde zusammen. Außer den beiden Freunden und dem Grafen Hoorne war noch Wilhelm's Bruder Louis und einige andere angesehene Personen anwesend. Von dem, was auf dieser Konferenz wirklich vor sich ging, ist trotz der Bemühungen mehrerer offiziösen Chronikschreiber, uns darüber aufzuklären, nur wenig bekannt. Die widerspruchsvollen Berichte derselben dienen, gleich eben so vielen nach verschiedenen Richtungen leitenden Lichtstellen auf seinem Pfade, nur dazu, das Auge des Forschers zu verwirren. Indeß däucht es uns wahrscheinlich, daß die Adeligen im Allgemeinen, den Prinzen mit eingerechnet, die Zeit für aktive Maßregeln gekommen erachteten, und daß einem bewaffneten Eindringen von Seiten Philipp's in den Niederlanden gewaltsamer Widerstand entgegengesetzt werden sollte. Allein Egmont war, ungeachtet aller seiner Ursachen, unzufrieden zu sein, im Herzen zu loyal, als daß er vor einer rebellischen Stellung nicht zurückgeschaudert wäre. Er hatte mehr, als die meisten von der Versammlung, auf dem Spiele in einer zahlreichen Familie von elf Kindern, welche im Falle einer unglücklichen Revolution hülflos in die Welt geschleudert wurden. Die Huld, welche er von Philipp auf seiner Sendung nach Spanien erwiesen erhalten, und die spätere Zurücksetzungen nicht aus seinem Gedächtnisse verwischt hatten, ließ ihn zu seinem sehr großen Unglück

der günstigen Gesinnung des Monarchen vertrauen. Aus welchen Beweggründen es auch sein mochte: der Graf weigerte sich, irgend einem Widerstandsplane beizutreten, und da seine Popularität bei den Truppen seine Mitwirkung als von der größten Wichtigkeit erscheinen ließ, brach die Konferenz auf, ohne zu einer Entscheidung gekommen zu sein*).

Egmont begab sich sogleich nach Brüssel, wohin er, um dem Staatsrathe beizuwohnen, von der Regentin gefordert worden war. Oranien und Hoorne erhielten ein jeder eine ähnliche Aufforderung; doch berücksichtigte dieselbe keiner von beiden. Ehe Egmont seinen Sitz im Bureau einnahm, zeigte er der Herzogin Alava's Brief, indem er sie zugleich wegen ihres treulosen Benehmens gegen die Adeligen ausschalt. Margaretha, die, je nachdem es erforderlich war, in Thränen oder in Zorn ausbrach, gerieth in Wuth, indem sie das für „eine unverschämte Fälschung und den größten Schurkenstreich in der Welt" erklärte. Dieselbe Ansicht wiederholte sie kurz darauf in einem an ihren Bruder adressirten Briefe, worin sie versichert, sie glaube, daß niemals ein solcher Brief, wie der dem Alava untergeschobene, von diesem geschrieben worden sei. In wie weit die Herzogin in ihrer Erklärung ehrenhaft war, läßt sich heutzutage unmöglich festsetzen. Nachdem Egmont auf andere Gegenstände übergegangen ist, schließt er mit einer Bemerkung, welche deutlich genug seine Meinung von ihrer Aufrichtigkeit anzeigt: „Kurz, sie

*) Egmont's Aussage bei seinem Prozesse bestätigt die im Texte gemachte Angabe, nämlich, daß, obschon Vorschläge zum Widerstand auf der Versammlung gemacht worden waren, dieselben doch verworfen wurden. Hoorne schiebt in seiner „Rechtfertigung" die Schuld des Scheiterns auf Egmont. Keiner von beiden hellt den Gang der Verhandlung auf. Bentivoglio zeigt in seinem Bericht von der Zusammenkunft keine solche Zurückhaltung, und er gibt zwei lange, ausgearbeitete Reden von Oranien und Egmont in so gut gesetzter Rede, als wären sie ausdrücklich von den Betreffenden selbst zur Veröffentlichung mitgetheilt worden. Der italienische Geschichtsschreiber trägt einen Grad vertrauter Bekanntschaft mit den Vorgängen dieser geheimen Versammlung zur Schau, welcher keineswegs darauf berechnet ist, unser Vertrauen zu gewinnen.

ist eine in Rom auferzogene Frau. Man kann ihr keinen Glauben schenken*)."

In ihrer oben angeführten Mittheilung nahm Margaretha die Gelegenheit wahr, um sich bei Philipp über seine Leichtsinnigkeit in Bezug auf ihre Briefe zu beschweren. Ihr Inhalt, sagte sie, war in Flandern fast eben so bald als in Madrid bekannt, und nicht nur Abschriften, sondern die ursprünglichen, eigenhändig geschriebenen Briefe, zirkulirten in Brüssel. Schließlich bittet sie ihren Bruder, ihre Briefe, wenn er dieselben nicht sicher aufheben kann, zu verbrennen.

In seiner Antwort drückt der König sein Erstaunen über ihre Beschwerden aus, indem er Margarethen versichert, es sei unmöglich, daß irgend Jemand ihre Briefe gesehen habe, da dieselben sicher eingeschlossen und der Schlüssel in seiner eignen Tasche wäre. Es ist ergötzlich, Philipp's Unglauben zu sehen in Bezug auf die Anwendung der nämlichen Künste gegen ihn selbst, welche er so oft gegen Andere angewandt hatte. Indeß scheint seine Schwester von nun an mehr auf ihre eigne Vorsicht, als auf die seinige, gebaut zu haben, denn von dieser Zeit an finden wir häufig ihre Mittheilungen in der Schlüsselschrift geschrieben.

Jetzt hatten sich in den Niederlanden Gerüchte von Philipp's kriegerischen Rüstungen ausgebildet, und die Protestanten fingen an Raths zu pflegen hinsichts der Beschaffung der besten Mittel zur Selbstvertheidigung. Der eine vorgeschlagene Plan bestand darin: dreißig tausend calvinistische Traktätchen nach Sevilla zur Vertheilung unter die Spanier zu schicken. Dieß würde einen guten Ertrag von Ketzerei hervorbringen und dem König in seinen eignen Besitzungen zu thun

---

*) Doch bekräftigte Egmont in seinem Verhör, daß er den Brief für gefälscht hielt! Wer es für unmöglich hält, daß der Prinz von Oranien sich zu einer Betrügerei solcher Art hergeben konnte, mag vielleicht schwankend werden, wenn er sich an die eigenthümliche Korrespondenz desselben mit dem Kurfürsten und mit dem König Philipp in Betreff Annens von Sachsen vor seiner Verheirathung mit dieser Prinzessin erinnert. Doch war Margaretha, wie Egmont fallen läßt, aus der italienischen Schule, und Strada, ihr Geschichtsschreiber, läßt die Frage zweifelhaft: — „in medio ego quidem relinquo." Ein Zweifel Strada's ist eine Entscheidung gegen Margaretha.

geben. Kurz, es hieße das den Krieg in das Land des Feindes verlegen. Man muß zugestehen, daß der Plan das Verdienst der Neuheit besaß.

In Holland verpflichteten sich die Adeligen und Kaufleute gegenseitig, in der Vertheidigung des Rechts der Gewissensfreiheit zu einander zu stehen. Lebhaft schritten in Deutschland die Aushebungen unter der Leitung des Grafen Louis von Nassau vorwärts. Ferner versuchte man, die Fürsten dieses Landes insoweit für das Geschick ihrer Glaubensbrüder in den Niederlanden zu interessiren, daß man sie dazu bewöge, bei Philipp ihre guten Dienste zu verwenden, um ihm von gewaltthätigen Maßregeln abzurathen. Der Kaiser hatte schon privatim dem Könige seine eigne Vermittelung angeboten, um wo möglich ein besseres Verständniß mit seinen flamändischen Unterthanen zuwege zu bringen. Das in einem so freundlichen Sinne gemachte Anerbieten wurde zwar von einigen Räthen warm empfohlen, scheint aber in den Augen ihres Herrn keine Gnade gefunden zu haben.

Die Fürsten Deutschlands, welche die Reformation angenommen hatten, waren Lutheraner. Sie hegten mit den Calvinisten fast eben so wenig Sympathie, wie mit den Katholiken. Männer von freisinnigen Ansichten in den Niederlanden, wie Wilhelm und sein Bruder, würden es gern gesehen haben, wenn die beiden großen protestantischen Parteien, welche ihr Land theilten, sich auf einer gemeinschaftlichen Grundlage geeinigt hätten. Kurz, sie hätten gewünscht, daß man mit einer wahrhaft christlichen Gesinnung lieber die Punkte, worin sie übereinstimmen konnten, als jene, in welchen sie abwichen, aufgesucht hätte, denn die Differenzpunkte waren nach Wilhelm's Dafürhalten zuletzt doch nur von untergeordneter Bedeutung. Er hegte den Wunsch, daß die Calvinisten ein dem Augsburger gewissermaßen angepaßtes Glaubensbekenntniß annehmen sollten: — ein Schritt, welcher bei den Fürsten Deutschlands ihre Interessen sehr befördern würde.

Allein, die Calvinisten waren die herrschende Partei in den Niederlanden. Sie waren durchaus organisirt und besaßen ihre, in vielen großen Städten aus einem Senate und einer Art Unterhaus zusammengesetzten Konsistorien, die alle wieder unter dem großen Konsistorium Antwerpens standen. Kurz, sie bildeten, wie sich der Geschichts-

schreiber treffend ausdrückt, eine unabhängige protestantische Republik. Stark in ihrer Macht, hartnäckig in ihren Grundsätzen: weigerten sie sich, den Umständen irgend wie nachzugeben, oder irgend ein Zugeständniß oder eine Vereinbarung mit der schwächeren Partei zu machen. Die über dieß Verhalten ärgerlichen deutschen Fürsten bewiesen keine Neigung, um ihretwillen aktive Maßregeln zu ergreifen, und, wenngleich sie sich einigermaßen für die Lutheraner bemühten, überließen sie doch die calvinistischen Brüder in den Niederlanden ihrem Schicksale.

Es wurde damals allgemein vorausgesetzt, daß der Prinz von Oranien die lutherischen Meinungen angenommen hätte. Der Oheim seiner Gemahlin, der Landgraf von Hessen, drang in ihn, öffentlich sich zu seinem Glauben zu bekennen. Der Prinz hatte dagegen einzuwenden, daß er auf diese Weise der offene Feind der Katholiken werden und wahrscheinlich seinen Einfluß bei den schon nur zu sehr zu Gewaltthätigkeiten aufgelegten Calvinisten verlieren würde. Doch sehen wir nicht lange nachher Wilhelm bei dem Landgrafen anfragen, ob es nicht gut sein würde, in so wenig als möglich anstößigen Ausdrücken den König von seinem Religionswechsel zu benachrichtigen und zugleich um die königliche Erlaubniß, daß er demgemäß seinen Gottesdienst möge einrichten dürfen, nachzusuchen.

Wilhelm's Vater war ein Lutheraner und lebte und starb in diesem Glauben. In diesem Glauben hatte er seinen Sohn erzogen. Bloß elf Jahre alt wurde der letztere, wie wir sahen, in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen. Der bildsame Geist des Knabenalters nahm mit leichter Noth seine Eindrücke von seiner Umgebung auf, und ohne viele Schwierigkeit, ja ohne Prüfung fügte sich Wilhelm dem Glauben, welcher am castilischen Hofe gäng und gäbe war. In diesem Glauben — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — verharrte der Prinz während des Kaisers Lebzeiten. Alsdann kamen die Unruhen der Niederlande, und Wilhelm's Seele gab andern Einflüssen nach. Er sah die Wirkungen des Katholizismus unter einer fürchterlichen Gestalt. Er gewahrte, wie seine Landsleute, von ihrem Herde fortgeschleppt, ins Exil getrieben, in den Kerker geworfen, am Pfahle des Scheiterhaufens verbrannt wurden: und das Alles aus keiner andern Ursache, als weil sie von den Dogmen der römischen Kirche ab-

wichen. Sein Gemüth empörte sich über diese Greuel, und seine Entrüstung wurde rege über diesen Eingriff in das unveräußerliche Recht des selbstständigen Urtheils. Indem er sich also tief für die unterdrückten Protestanten interessirte, war es natürlich, daß Wilhelm Sympathie für ihre Sache empfand. Seine Frau war gleichfalls von lutheranischem Glauben; desgleichen seine noch lebende Mutter. Ingleichen seine Brüder und Schwestern und in der That alle seine nächsten Verwandten. Unter diesen öffentlichen und häuslichen Einflüssen war es nicht zu verwundern, daß er sich bewogen fand, nochmals die Gründe seines Glaubens einer Prüfung zu unterwerfen, und daß er sich nach und nach dem Glauben seiner Aeltern, dem Glauben, worin er in seiner Kindheit erzogen wurde, zuwandte*). Wir sind nicht unterrichtet, in welcher bestimmten Zeit der Wechsel in seinen Meinungen vor sich ging. Aber sein Brief an den Landgrafen von Hessen (im November 1566) liefert, soweit ich es kenne, die früheste, von seiner eignen Hand herrührende Evidenz, daß er die Lehren der Reformation angenommen hatte.

---

*) Ich bediene mich beinahe der Worte Wilhelm's in seiner berühmten Apologie, welche dieselbe, von mir im Texte gegebene Erklärung seines Betragens liefert. — „Car puis que dés le berceau j'y avois esté nourry, Monsieur mon Pere y avoit vescu, y estoit mort, ayant chassé de ses Seigneuries les abus de l'Eglise, qui est-ce qui trouvera estrange si cette doctrine estoit tellement engravée en mon coeur, et y avoit jetté telles racines, qu' en son temps elle est venuë à apporter ses fruits.“ Dumont, Corps Diplomatique, tom. V.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Autorität der Regentin.

Die Reaktion. — Der Aufruf zu den Waffen. — Der Tumult in Antwerpen. — Die Belagerung von Valenciennes. — Die Regierung triumphirt.

1566, 1567.

Wie es meistens geschieht, fielen die Erzesse der Bilderstürmer auf die Häupter derer, welche sie begangen hatten. Die römisch-katholischen Mitglieder der Ligue zogen sich, wie wir sahen, von einem Vereine zurück, welcher sie, wenn auch noch so entfernt, in Verbindung mit so rohen Handlungen setzte. Andere Katholiken, welche die Revolution nicht mit scheelen Augen angesehen hatten, waren jetzt, als sie sahen, daß sie über die Trümmer ihrer Religion schritt, bloß noch eifrig, gegen sie ihren Abscheu und ihre gute Gesinnung gegen die Regierung zu bezeigen. Die Lutheraner, welche, wie schon bemerkt, sich nie in großer Harmonie mit den Calvinisten bewegt hatten, bemühten sich, den Tadel der Exceffe auf die nebenbuhlerische Sekte zu schleudern, und so stiftete die zwischen den beiden großen Abtheilungen der Protestanten immer weiter werdende Bresche für die gemeinsame Sache der Reform unendliches Unheil. Wenigstens wandten sich Leute, wie Egmont, die aus patriotischen Beweggründen veranlaßt worden waren, mit der Revolution in ihrer Kindheit zu schäkern, jetzt kalt ab und beeilten sich, ihre Aussöhnung mit der Regentin zu machen.

Margaretha fühlte den Zuwachs ihrer Macht, welchen sie täglich von diesen Spaltungen ihrer Feinde empfing, und sie ließ es sich nicht zweimal gesagt sein, davon Nutzen zu ziehen. Da sie nicht mehr Zutrauen in diejenigen, auf welche sie sich bisher wegen Unterstützung verlassen hatte, setzte, mußte sie nun ausschließlicher auf sich selbst bauen. Unermüdlich widmete sie sich den öffentlichen Angelegenheiten. „Ich weiß nicht," schreibt ihr Sekretär Armenteros, „wie es die Regentin anfängt, daß sie inmitten des Aergers und der sie umringenden

Schwierigkeiten leben kann. Monate lang ist sie vor Tagesgrauen aufgestanden. Jeden Morgen und jeden Abend, und manchmal noch öfter, versammelt sie ihren Rath. Den übrigen Theil des Tages und der Nacht ist sie mit Ertheilung von Audienz, oder mit dem Empfangen von Briefen und Depeschen, oder mit der Beantwortung derselben beschäftigt."

Margaretha richtete nun alle ihre Anstrengungen darauf, den erniedrigenden Pfad, welchen sie geleitet worden, zurückzuwandeln und die gefallene Autorität der Krone wieder herzustellen. Wenn sie die ihr abgenöthigten Zugeständnisse nicht wirklich zurücknahm, so gab sie doch sorgsam denselben so enge Gränzen, daß sie Niemandem von großem Nutzen sein sollten. Sie schrieb an die Gouverneure der Provinzen, daß ihre Erlaubniß des öffentlichen Predigens buchstäblich zu nehmen wäre und keineswegs bezweckte, die Verrichtung anderer religiösen Gebräuche, wie der Taufen, Trauungen und Begräbnisse, welche, wie sie hörte, in reichem Maße von den reformirten Geistlichen vorgenommen würden, zu verdecken. Sie veröffentlichte ein Edikt, welches die fürchterlichen Strafen des Gesetzes gegen alle desfallsigen Vertreter wieder aufzählte, und sie ermahnte die Obrigkeiten, seine Vollziehung buchstäblich in Kraft zu setzen.

Die Protestanten beschwerten sich laut über die von ihnen sehr perfid genannte Politik seitens der Regentin. Das Recht des öffentlichen Predigens, sagten sie, schlösse natürlich die Verrichtung der übrigen religiösen Zeremonien der reformirten Kirche in sich. Es sei ein grausames Possenspiel, wenn man den Menschen das Bekennen einer Religion, nicht aber die Ausübung der ihr zugehörigen Gebräuche erlaubte. — Die von Margarethen ihrem Dekrete gegebene Deutung schmeckte etwas, man muß gestehen, nach dem von Portia dem Kontrakte Shylock's gegebenen Sinne. Freilich durfte das Pfund Fleisch genommen werden; aber, wenn nur etwa ein Tropfen Blut folgte, wehe dem, der ihn nahm!

Auf diese Maßregel ließ die Regierung andere von einem noch entschiedeneren Charakter folgen. Anstatt sich an die bürgerliche Obrigkeit zu wenden, zeigte Margaretha die Absicht, eine starke Militärmacht zur Ausführung der Gesetze zu Hülfe zu rufen. Sie befahl den

unlängst für sie in Deutschland Angeworbenen, ins Land zu kommen. Diese vermehrte sie mit einer Anzahl wallonischer Regimenter und stellte sie unter die Befehle von Aremberg, Megen und andern Führern, in welche sie Vertrauen setzte. Sie überging sogar den Prinzen von Oranien nicht; denn, obwohl Margaretha nur wenig Zutrauen gegen Wilhelm hegte, so mochte sie doch nicht mit ihm brechen. An die Provinzialgouverneure schrieb sie, sie möchten sich so viel als möglich mit frischen Rekruten verstärken, und befahl ihnen, Besatzungen in diejenigen Plätze, welche die neuen Lehren begünstigt hätten, zu legen.

Die Provinz Hennegau war diejenige, welche der Regentin die meiste Sorge machte. Der hohe Grad unabhängiger Gesinnung unter dem Volke war sprüchwörtlich, und die französische Nachbarschaft verschaffte den hugenottischen Geistlichen, welche in den großen Städten dieses Bezirkes eine reiche Aernte hielten, einen leichten Zugang. Besonders war die blühende Handelsstadt Valenciennes mit Ketzerei befleckt. Margaretha beorderte Philipp de Noircarmes, den Gouverneur des Hennegaues, sich des Gehorsams des Platzes dadurch zu versichern, daß er eine Besatzung von drei Kompagnieen Reiterei und eben so viel Infanterie hineinlegte.

Als der Wille der Regentin dem Volke von Valenciennes bekannt gemacht wurde, stieß er zuerst auf keinen Widerstand. Aber unter den Geistlichen in der Stadt gab es einen Franzosen, Namens La Grange, einen kühnen Enthusiasten, der, weil er mit einer hinreißenden Beredtsamkeit begabt war, eine ungeheure Herrschaft über die Massen besaß. Dieser Mann sagte dem Volke, daß das Aufnehmen einer Garnison ein Todesstreich für ihre Freiheiten, und daß die von der reformirten Religion die ersten Opfer sein würden. So gewarnt, waren die Bürger jetzt im Verweigern der Garnison sogar einhelliger, als sie es vorher in ihrer Uebereinstimmung, eine solche zuzulassen, gewesen waren. Obschon Noircarmes durch diesen plötzlichen Wechsel überrascht war, gab er doch den Einwohnern erst einige Tage Bedenkzeit, ehe sie sich in offenen Widerstand gegen die Regierung setzten. Die Magistratspersonen und einige vornehme Leute der Stadt wollten seiner Forderung gehorchen und baten La Grange, das Volk dahin zu vermögen, daß es seine Zustimmung gäbe. „Eher wollte ich," antwortete der hoch-

herzige Prediger, „daß mir die Zunge am Gaumen meines Mundes kleben bliebe, und daß ich stumm würde, wie ein Fisch, als daß ich meine Lippen öffnete, um das Volk zur Zustimmung zu einer so grausamen und barbarischen Handlung zu überreden.“ Da der General die Einwohner immer noch widerspänstig fand, erklärte er nach Margarethens Befehl die Stadt in Aufruhrzustand, proskribirte die Personen der Bürger als Verräther ihres Souveräns und konfiszirte ihr Eigenthum. Zugleich wurden thätige Vorbereitungen zur Belagerung des Platzes begonnen, und im Namen der Regentin wurde eine Proklamation erlassen, worin dem Volke der Niederlande unter den für Verrath verwirkten Strafen verboten wurde, der aufrührerischen Stadt irgend welche Hülfe an Rath, Waffen oder Geld zu leisten.

Aber die durch die Versprechungen ihres Predigers muthig erhaltenen Einwohner von Valenciennes wurden in keiner Hinsicht durch diese Maßregeln, noch durch den fürchterlichen Anblick der von Noircarmes unter ihren Mauern versammelten Truppen eingeschüchtert. Ihre Stadt hatte eine gut geschützte Lage, war für eine Belagerung wohl mit Proviant versehen und war voll von einer Bevölkerung, bestehend aus kecken, der Sache hingegebenen Bürgern, deren Muth noch durch die Ermahnungen der Konsistorien in den benachbarten Provinzen, guten Muths zu sein, da ihre Brüder ihnen schleunig zu Hülfe kommen würden, erhöht wurde.

Die kräftigen Regierungsmaßregeln verursachten im ganzen Lande, besonders aber unter den Reformirten, eine große Betroffenheit. Zwischen der Ligue und den Konsistorien ging ein lebhafter Briefwechsel vor sich. Von den der Sache wohlwollenden Kaufleuten wurden große Summen Geldes zur Aushebung von Truppen in Deutschland beschafft und zu dem Zwecke Brederode anvertraut. Auch wurde beschlossen, daß ein letzter Versuch, die Regentin durch eine Petition zu besänftigen, gemacht werden sollte, und zwar sollte sie von diesem Führer an der Spitze von vier hundert Rittern nach Brüssel gebracht werden. Allein Margaretha hatte genug Petitionen erhalten, und sie benachrichtigte Brederode ohne Umschweif, daß er, wenn er in einem solchen Aufzuge käme, die Thore von Brüssel vor sich verschlossen finden würde.

Dennoch war der halsstarrige Kavalier von seinem Vorsatze nicht

abzubringen, denn er ließ die Petition der Regentin vermittelst eines Agenten vorlegen. Sie war hauptsächlich mit einer Vorstellung wegen des von Margarethen verfolgten Verfahrens, das von ihren Versprechungen so sehr abwich, abgefaßt. Besonders verweilte sie lange bei der Beschreibung ihrer Erlaubniß des öffentlichen Predigens. Schließlich wurde darin die Regentin ersucht, ihr Edikt zurückzunehmen, ihr Heer zu entlassen, die Belagerung von Valenciennes aufzuheben und die mit der Ligue gemachte Uebereinkunft zu halten: in welchem Falle man bereit wäre, sie bei der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen.

Margaretha legte das Schriftstück ihrem Rathe vor, und den sechszehnten Februar 1567 wurde eine Antwort veröffentlicht, von der man sagen kann, daß sie vielmehr an das ganze Land, als an Brederode gerichtet war. Die Herzogin gab ihr Erstaunen darüber zu erkennen, daß man irgendwie noch die Ligue erwähnte, da sie vorausgesetzt hätte, daß diese Gesellschaft zu bestehen aufgehört habe, seitdem so viele ihrer Mitglieder nach den letzten Freveln nur allzu froh gewesen, ihre Aussöhnung mit der Regierung machen zu können. Was ihr Zugeständniß des öffentlichen Predigens anlange, so könnte man schwerlich behaupten, daß dasselbe bezweckte, den Sektirern für das Auflegen von Steuern, das Ausheben von Truppen, das Einsetzen von Obrigkeiten und, unter andern religiösen Gebräuchen, für die Verrichtung der Ehe, welche die Uebertragung eines großen Betrags von Eigenthum in sich schlösse, Vollmacht zu geben. Schwerlich könnte man sie für so toll halten, daß sie ihnen derartige Vollmachten verliehe. Sie ermahnte die Bittsteller, sie möchten ihren Souverän nicht dazu zwingen, seine ihm angeborne huldreiche Gesinnung bei Seite zu setzen. Es würde, deutete sie an, besser für dieselben sein, sich weniger mit den öffentlichen und resp. mit ihren eignen Angelegenheiten zu befassen, und sie schloß mit der Versicherung, daß sie gehörige Sorge dafür tragen werde, damit nicht der Ruin, welchen sie so zuversichtlich dem Lande weissagten, durch sie selbst herbeigeführt werde.

Der stolze Ton der Entgegnung zeigte allzu deutlich, daß sich die Zeiten geändert hatten, daß Margaretha sich ihrer Stärke bewußt war und sie zu gebrauchen gedachte. Die Verbündeten sahen, daß die

Stunde zum Handeln gekommen war. Ihre Schritte konnten sie unmöglich zurücknehmen. Dennoch war ihre gegenwärtige Lage voller Gefahr. Das Gerücht war im Umlauf, daß der König bald an der Spitze einer mächtigen Armee, um an seinen Feinden Rache zu nehmen, kommen würde. Ohne Widerstand, wie sie waren, zu bleiben, hieß ihre Nacken dem Streich des Scharfrichters darbieten. Alles, was ihnen übrig blieb, war die Entscheidung durch die Waffen. Diese wurde demzufolge beschlossen. Die Fahne des Aufruhrs ward aufgepflanzt. Die Trommel rief in den Städten und Dörfern zu den Waffen, und überall wurden Rekruten angenommen. Emsig betrieb Graf Louis die Aushebungen in Deutschland. Brederode's Stadt Viana wurde zum Sammelplatz bestimmt. Dieser Führer war jetzt in seinem Elemente. Sein unruhiger Geist hatte an Tumultscenen seine Freude. Er hatte sich bemüht, die Werke von Viana zu verstärken und sie mit Vorräthen für die Artillerie und die übrigen Waffengattungen zu versehen. Von da war er heimlich nach Amsterdam gegangen, wo er damit beschäftigt war, unter dem durch die Liebe zu den neuen Lehren schon gut dazu aufgelegten Volke den Widerstand zu organisiren.

Die Feindseligkeiten brachen zuerst in Brabant aus. Hier scheiterte Graf Megen in einem Anschlage auf Herzogenbusch, das sich eine Besatzung aufzunehmen geweigert hatte. Glücklicher war er bei einer Unternehmung gegen die widerspenstige Stadt Utrecht, die sich dem royalistischen Führer ohne Kampf übergab.

In andern Gegenden waren die Aufständischen nicht träge. Eine Abtheilung von etwa zweitausend Mann unter Marnix, dem Herrn von Thoulouse und Bruder des berühmten St. Aldegonde, schiffte nach der Insel Walcheren, wo, wie man voraussetzte, Philipp landen wollte. Allein ihre Absichten auf diesen Platz wurden durch die Gesetzlichkeit und Tapferkeit seiner Einwohner vereitelt. Indem dieser Plan fehlschlug, mußte Thoulouse die Schelde hinauf segeln, bis er das Dorf Austruweel (ungefähr eine Stunde von Antwerpen) erreichte. Hier setzte er seine ganze Mannschaft an's Land und quartierte sich in den Wohnungen der Einwohner ein. Von diesem Orte aus machte er Ausfälle: verheerte das anstoßende Land, verbrannte die Kirchen, plünderte die Klöster und verursachte der Obrigkeit Antwerpens große

Unruhe durch die Zuversicht, welche seine Anwesenheit der reformirten Partei in dieser Stadt einflößte.

Margaretha sah ein, wie nothwendig es war, den Feind ohne Verzug aus dieser gefährlichen Stellung zu vertreiben. Sie sandte eine Abtheilung im Dienst befindlicher Wallonen unter dem Oberbefehle eines erfahrenen Officiers, Namens Launoy, ab. Ihre Befehle zeigten, in welcher Stimmung sie war. „Sie sind," sagte sie, „Unheilstifter, welche alle Gnade verwirkt haben. Daher bezeigen Sie ihnen keine Gnade, sondern rotten Sie dieselben mit Feuer und Schwert aus!" Auf einem Geschwindmarsche langte Launoy in Austruweel an. Obschon Thoulouse und seine Leute überrascht waren, machten sie doch einen tapfern Widerstand, und beinahe unter den Mauern von Antwerpen fand ein scharfes Treffen Statt.

Der Lärm des Gewehrfeuers zog die Bürger bald auf die Wälle, und die Betrübniß der Calvinisten war groß, als sie das kleine Heer des Thoulouse so eng von den Feinden umgeben sahen. Ueber dieses Schauspiel wüthend, riefen sie einander auf, zur Befreiung ihrer Freunde fortzustürzen. Indem sie von den Mauern hinabströmten, eilten sie den Thoren der Stadt zu. Allein die Thore waren verschlossen. Dieß war auf den Befehl des Prinzen von Oranien geschehen, der ferner die Brücke über die Schelde hatte abreißen lassen, um alle Verbindung zwischen der Stadt und dem Lager des Thoulouse abzuschneiden.

Das Volk verlangte nun laut von den Autoritäten, sie sollten die Schlüssel der Stadt hergeben, und fragten, zu welchem Zwecke die Thore verschlossen worden wären. Ihr Zorn steigerte sich zur Tollheit bei dem Anblick der Frau — leider nun der Witwe — des Thoulouse, welche mit rollenden Augen und flatterndem Haar sich wild in die Menge stürzte und sie kläglich anflehte, ihren Gatten und die Glaubensbrüder vor Niedermetzelung zu retten.

Es war zu spät. Nach einem kurzen, aber kräftigen Widerstande waren die Aufständischen aus dem Felde geschlagen worden und hatten Zuflucht in ihren Verschanzungen gesucht. Diese wurden in Brand gesteckt. Mit vielen seiner Anhänger kam Thoulouse in den Flammen um. Andere bahnten sich, um diesem schrecklichen Schicksale zu entgehen, einen Weg durch den Feind und stürzten sich in die Schelde,

welche den Grund des Hochlandes, worauf das Dorf steht, bespült. Dort kamen sie elendiglich im Wasser um, oder wurden von den Lanzen des vom Ufer herabgebückten Feindes durchbohrt. Fünfzehnhundert wurden erschlagen. Dreihundert Ueberlebende übergaben sich als Gefangene. Doch befürchtete Launoy einen Befreiungsversuch vom benachbarten Lande und ließ, getreu den Befehlen der Regentin, beinahe alle von ihnen auf der Stelle niedermachen!

Während diese betrübende Scene vor sich ging, wüthete und tobte der innerhalb der Mauern von Antwerpen gefangen gehaltene Pöbel gleich den Wogen des Oceans, die wild gegen die sie einschränkenden Felsen branden. Mit gellendem Geschrei verlangten sie, daß ihnen die Stadtthore geöffnet würden, und forderten die obrigkeitlichen Personen unter heftigen Flüchen auf, die Schlüssel herauszugeben. Die Obrigkeit hatte keine Lust, dem wüthend gewordenen Pöbel entgegenzutreten. Aber glücklicherweise trug da der Prinz von Oranien kein Bedenken, sich mitten in den Tumult zu werfen und die ganze Verantwortlichkeit der Sache auf sich zu nehmen. Auf seinen Befehl seien die Thore geschlossen worden, damit die Truppen der Regentin, wenn siegreich, nicht in die Stadt eindringen und diejenigen von der reformirten Religion schlachten sollten. Diese plausible Erklärung stellte das Volk nicht zufrieden. Einige riefen aus, der wahre Beweggrund sei nicht, die Calvinisten in der Stadt zu retten, sondern sie zu verhindern, ihren Brüdern im Lager beizustehen. Ein Mann, kühner als die übrigen, hielt dem Prinzen ein Gewehr vor die Brust, indem er ihn zugleich mit dem Beinamen „Verräther" begrüßte. Allein dieser Bursche erhielt keine Unterstützung von seinen Begleitern, welche im Allgemeinen vor dem Prinzen eine zu große Ehrfurcht hegten, als daß sie seiner Person irgend eine Gewaltthätigkeit angethan hätten.

Unfähig den Tumult zu besänftigen, wurde der Prinz von der Fluth mit fortgerissen, die jetzt von den Thoren nach der Meerbrücke zurückwogte. Hier kamen so viel Neue hinzu, daß sich die Zahl auf mehr denn zehntausend belief. Alsdann wurden vom Pöbel die wildesten Pläne veranschlagt, für deren Ausführung sich jedoch kein Führer fand. Einige wollten, man solle sich des Stadthauses bemächtigen und die Magistratspersonen herauswerfen. Manche wollten die Klöster

plündern und die Bewohner derselben, sowie alle Priester, aus der Stadt vertreiben. Unterdessen hatten sie sich einiger Geschütze aus dem Arsenal bemächtigt, womit sie die Brücke befestigten. So verstrich die lange Nacht: — die bewaffnete Menge schaarte sich zusammen wie eine schwarze Wolke, jeden Augenblick bereit, in Wuth über die Stadt loszubrechen, während die vertheidigungslosen Bürger, besonders aber diejenigen, welche Eigenthum zu verlieren hatten, mit den düstersten Ahnungen erfüllt waren.

Doch sollen die Katholiken versucht haben, einige Fässer Pulver unter die Meerbrücke zu bringen, um diese mit allem darauf Befindlichen, sobald als ihre Gegner eine feindliche Bewegung machen würden, in die Luft zu sprengen.

Aller Augen waren jetzt auf den Prinzen von Oranien als den einzig fähigen Mann, sie aus dieser gefährlichen Lage herauszuwinden, gerichtet. Wilhelm hatte eine Wache an die Münze und eine vor das Rathhaus gestellt, um diese Gebäude vor dem Pöbel zu schützen. Einen großen Theil der Nacht brachte er mit dem Versuch zu, ob er nicht zwischen den beiden großen Parteien der Katholiken und Lutheraner ein solches Verständniß zuwege bringen könnte, daß sie zusammen handelten. Dieß war weniger schwierig wegen der Eifersucht, welche die letztere Sekte gegen die Calvinisten unterhielt. Die so zusammengebrachte Macht wurde durch das Hinzukommen der vornehmsten Kaufleute und Leute von Vermögen, sowie von sehr vielen in der Stadt ansässigen Fremden, die weniger sich um die geistlichen Angelegenheiten, als um die Sicherheit ihres Lebens und ihrer Habe kümmerten, vermehrt. Am folgenden Morgen erblickte man den calvinistischen Pöbel in einer Art militärischer Ordnung aufgestellt, ihre grünen und weißen Banner entfaltet und die von ihnen aus dem Zeughause genommenen Kanonen in der Fronte aufgepflanzt. Auf der gegenüberliegenden Seite des großen Platzes vor dem Stadthause stand die Macht des Prinzen von Oranien beisammen, die, wenn sie auch keine Kanonen besaß, doch ihren Gegnern an Zahl beträchtlich überlegen war. Die beiden Schaaren standen jetzt einander gegenüber, gleichsam wartend auf das Signal, um sich in tödtlichen Konflikt einzulassen. Aber es fand sich kein Mensch

kühn genug, das Signal zu geben, — damit der Bruder seinen Arm gegen den Bruder erhebe.

Unter so bewandten Umständen ritt Wilhelm mit einer kleinen Bedeckung und in Begleitung der vornehmsten Magistratspersonen hinüber zu den feindlichen Reihen und begehrte eine Zusammenkunft mit den Führern. Er stellte denselben die Tollheit ihres jetzigen Verfahrens vor, welches, selbst wenn sie siegreich wären, der Sache unendliches Unheil zufügen müßte. Es würde für sie leicht sein, durch gütliche Mittel Alles, was sie mit Gewalt bezweckten, zu erreichen, und was ihn selbst anlange, schloß er, so würde er, so freundlich gesinnt er gegen sie auch sein möchte, sie von der Stunde an, wo in diesem Zwiste ein einziger Tropfen Blutes vergossen würde, für Feinde erachten.

Die Vorstellung des Prinzen, unterstützt von der Ueberzeugung, daß sie an Zahl unterlegen waren, gewann über den Trotz der Calvinisten die Oberhand. Sie ließen sich auf eine Uebereinkunft ein, deren erster Artikel bestimmte, daß keine Besatzung in die Stadt zugelassen werden sollte. Der Prinz von Oranien beschrieb und beschwor den Vertrag im Namen seiner Partei, und es ist ein Beweis für das Zutrauen, welches selbst die Calvinisten in ihn setzten, daß sie die Waffen eher, als beide, Lutheraner und Katholiken, niederlegten. Jedoch folgten diese beiden schnell dem Beispiele jener. Die kriegerische Aufstellung, welche einen so drohenden Anblick dargeboten hatte, war bald hinweggeschmolzen. Indem der einstündige Soldat sich zum ruhigen Bürger herabließ, ging er an sein gewöhnliches Tagewerk, und wiederum herrschten Ruhe und Ordnung in Antwerpen. — So wurde durch die Kaltblütigkeit und Umsicht eines einzigen Mannes die schönste Stadt in den Niederlanden vor unwiederbringlichem Ruin bewahrt.

Es war um Mitte März 1567, als die Ruhestörungen in Antwerpen vorfielen. Während der Zeit betrieb Noircarmes die Blokade von Valenciennes, aber mit geringer Aussicht, sie schnell zu Ende zu bringen. Im Vertrauen auf ihre Stärke hatten die Einwohner mehr als einen glücklichen Ausfall gemacht, die Klöster, wo hinein der General einen Theil seiner Truppen gelegt hatte, verbrannt und in die Stadt eine beträchtliche Beute zurückgebracht. Augenscheinlich konnte

die Eroberung des Platzes durch Einschließung nicht ein Werk von kurzer Zeit sein.

Margaretha schrieb an ihren Bruder um die Erlaubniß, daß sie möge zu kräftigeren Maßregeln greifen und ohne weitern Verzug den Platz bombardiren dürfen. Allein Philipp lehnte entschieden ab. Er bedaure sehr, sagte er, daß die Belagerung einer so schönen Stadt unternommen worden sei. Da es aber nun einmal geschehen wäre, bliebe Nichts anders übrig, als ihre Unterwerfung der Einschließung anheimzustellen.

Um diese Zeit erschien eine drei- bis viertausend Mann starke Armee der Verbündeten in der Umgegend von Tournay, theils um die Stadt, welche eine Besatzung verweigert hatte, zu beschützen, theils aber auch, um zu Gunsten von Valenciennes eine Diversion hervorzubringen. Kaum hatte Noircarmes hiervon Nachricht erhalten, als er eine hinreichende Abtheilung zur Fortsetzung der Blokade zurückließ, mit der übrigen Armee einen Schnellmarsch machte, plötzlich über den Feind kam, sich mit ihm in eine Hauptschlacht einließ, ihn vollständig in die Flucht schlug und die auseinander gesprengten Legionen desselben bis unter die Mauern von Tournay verfolgte. Die letztere, jetzt des Widerstandes unfähige Stadt öffnete auf der Stelle ihre Thore und fügte sich den Bedingungen des Eroberers. Dieser aber kehrte mit seiner siegreichen Armee zurück, um die Belagerung von Valenciennes wieder aufzunehmen.

Allein die Zuversicht der Einwohner blieb unerschüttert. Im Gegentheil schien sich dieselbe unter den täuschenden Versprechungen ihres Predigers höher als je zu heben, und verächtlich wiesen sie jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. Nochmals schrieb die Regentin an ihren Bruder, daß, wofern er nicht wirksamere Operationen erlaube, große Gefahr vorhanden sei, daß der Platz durch die Hugenotten an der Gränze, oder durch die Geusen, deren Truppen durch das ganze Land zerstreut wären, entsetzt würde.

Von der letzteren Erwägung bedrängt, willigte Philipp zögernd in den Wunsch seiner Schwester. Aber in seinem vom dreizehnten März datirten Briefe bestand er darauf, daß man, ehe man zur Gewaltthat griff, zuerst Ueberredung und Drohung anwenden, und daß

man, im Falle eines Sturmes, große Sorge tragen sollte, daß den Alten und Schwachen, den Weibern und Kindern, kurz Allen, die nicht wirklich unter Waffen gegen die Regierung ständen, kein Leides geschähe. — Die von Philipp bei dieser Gelegenheit bewiesene Milde macht ihm unendliche Ehre, und wenn Manche dieselbe als bloße Klugheit auslegen, muß man doch gestehen, daß diese Klugheit der Menschlichkeit nahe verwandt war. Sie bildet einen schlagenden Gegensatz zu der grausamen Gesinnung, welcher sich Margaretha damals überließ, als sie zu fühlen schien, daß sie für die Erniedrigungen, welche sie hatte erleiden müssen, große Rückstände Rache zu zahlen schuldig sei.

Die Regentin verlor keine Zeit, von der königlichen Erlaubniß Nutzen zu ziehen. Indeß schlug sie, ihren Instruktionen gemäß, zuerst vor, man möge zusehen, was sich mit milderen Maßregeln thun ließe. Sie sandte zwei Abgeordnete, den Grafen Egmont und den Herzog von Arschot, nach Valenciennes, damit sie sich mit den Bürgern benähmen und dieselben wo möglich zu Vernunft brächten. Die beiden Edlen stellten dem Volke die Tollheit des Versuches, es so gleichsam auf eigne Faust mit der Regierung aufzunehmen, vor. Ihre Verbündeten seien hinter einander geschlagen worden. Mit der Niederlage vor Tournay müßte der letzte Hoffnungsstrahl verblichen sein. Sie ersuchten die Bürger, während es noch an der Zeit sei, die von der Herzogin angebotene Gnade anzunehmen, denn die Regentin sei gewillt, daß, wenn sich die Stadt unterwürfe, diejenigen, welchen es beliebte, ihre Habseligkeiten nehmen und dahin gehen dürften, wohin es ihnen gut dünkte.

Allein die Leute von Valenciennes, bestärkt durch die Versprechungen ihrer Führer und in blindem Vertrauen auf ihre sich bis jetzt bewährenden Hülfsquellen, schlugen die Argumente und Anerbieten der Gesandten, welche nun sehr ärgerlich über das Fehlschlagen ihrer Sendung in das Lager des Noircarmes zurückkehrten, gering an. Jetzt konnte kein weiterer Aufschub Statt finden, und man traf Anstalten, den Platz sich durch wirksamere Mittel zu unterwerfen.

Valenciennes steht auf dem Kamme einer Anhöhe, welche sich in stufenweiser Abdachung nach dem Fluß Schelde zu herabsenkt. Dieser Fluß bespült die Mauern der Stadt und giebt auf seiner Seite ein

gutes Vertheidigungsmittel ab. Die die Stadt umschließenden Wälle, ursprünglich stark und sehr dick, hatten jetzt etwas von der Zeit gelitten. Sie waren von einem weiten Graben geschützt, der auf manchen Stellen theilweise mit Unrath angefüllt war. Die Mauern waren mit Artillerie ausgestattet, die Magazine mit Schießvorrath versehen. Kurz der Platz war derartig, daß er in früherer Zeit wegen der Stärke seiner Befestigungswerke, wie wegen seiner natürlichen Lage, eine fürchterlichere Armee, als die jetzt davor liegende, hätte verlegen machen können.

Der erste Schritt des Noircarmes bestand darin, daß er seine Linien zusammenzog und die Stadt eng einschloß. Alsdann benutzte er zunächst eine dunkle, stürmische Nacht, um eine der Vorstädte anzugreifen. Nach einem scharfen Gefecht nahm er sie weg und vertraute sie einigen Kompagnien Wallonen an.

Am folgenden Tage eröffneten diese Truppen ein lebhaftes Feuer auf die die Wälle vertheidigenden Soldaten, und die letztern erwiderten dasselbe mit gleicher Heftigkeit. Allein, während Noircarmes den Feind in dieser Gegend beschäftigte, ließ er eine, zuerst aus zehn, dann aber aus zwanzig Stück schweren Geschützes und Mörsern, nebst einigen leichtern Geschossen bestehende Batterie errichten. Von dieser Batterie eröffnete er ein wohlgezieltes und sehr nachtheiliges Feuer auf die Stadt, indem er mehrere Hauptgebäude, welche wegen ihrer Größe hervorragende Zielpunkte abgaben, zu Grunde richtete. Der große Thurm von St. Nikolaus, worauf eine schwere Ordonnanz gelegt war, stürzte bald unter dieser heftigen Kanonade zusammen und begrub seine Vertheidiger unter seinen Trümmern. Als nach Verlauf von vier Stunden die Einwohner unfähig waren, das Ungewitter von Kugeln und Bomben, welche in jeden Stadttheil eindrangen, länger auszuhalten, erniedrigten sie endlich ihren Stolz so weit, daß sie zu parlamentiren verlangten. Noircarmes bewilligte es, ohne jedoch sein Feuer einen Augenblick auszusetzen.

Die Deputirten meldeten dem General, daß die Stadt sich auf die vorher von den flamändischen Edlen vorgeschlagenen Bedingungen hin ergeben wollte. Allein Noircarmes sagte ihnen verächtlich, daß „die Sachen nicht mehr ständen, wie zuvor, und daß er nicht gewohnt

wäre, mit einem gefallenen Feinde von Bedingungen zu sprechen." Die von der Antwort sehr niedergeschlagenen Deputirten kehrten zurück, um ihren Stadtgenossen das Scheitern der Sendung zu berichten.

Unterdessen dauerte der Eisenhagel mit unbarmherziger Wuth fort. Das elende Volk konnte in seinen Wohnungen, welche die Straßen mit ihren Trümmern füllten, keine Zuflucht mehr davor finden. Doch erst, nachdem noch zweiunddreißig Stunden verstrichen waren, war in die Mauern eine benutzbare Bresche geschossen, während der Unrath, welcher von den zerbröckelnden Wällen in den Graben hinabgerollt war, für die Belagerer ziemlich auf gleicher Höhe mit der Bresche selbst einen leidlichen Uebergang abgab. Noircarmes machte sich nun fertig, an der Spitze seines Bataillons über diesen Uebergangsweg durch die offene Bresche in die Stadt zu marschiren.

Das Volk von Valenciennes erwachte zu spät von seiner Täuschung. Es wurde nicht mehr von der Stimme seines fanatischen Führers aufgemuntert, denn dieser hatte durch die Flucht für seine eigne Sicherheit gesorgt. Indem sie nun jedes Schicksal der Ueberlieferung an die grausamen Soldaten des Noircarmes vorzogen, erboten sie sich auf der Stelle, die Stadt zu übergeben, und stellten sich der Gnade des Siegers anheim. Bloß sechsunddreißig Stunden waren verflossen, seitdem die Batterien der Belagerer ihr Feuer eröffnet hatten, und binnen dieser Zeit waren dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden: was zu dieser Zeit fast für nicht geringer, als ein Wunder angesehen wurde.

Am zweiten April 1567, gerade vier Monate nach dem Beginn der Belagerung, zog die siegreiche Armee in Valenciennes ein. Wie sie durch die langen, engen Straßen aufzog, welche die Zeichen des traurigen Kampfes an ihren geschädigten Häusern und an den noch auf dem Pflaster ausgestreckten Todten und Sterbenden aufwies, kamen Truppen Frauen und junge Mädchen mit grünen Zweigen in ihren Händen heran und beschworen unter Thränen und jämmerlichen Wehklagen den Grimm der Eroberer. Noircarmes marschirte auf der Stelle ins Stadthaus, wo er schleunig die Beamten der Stadt aller Verantwortlichkeit enthob, indem er sie absetzte. Seine nächste Sorge ging dahin, sich der Personen der eifrigen Geistlichen und der übrigen Leiter

zu versichern. Viele hatten schon zu entfliehen gesucht. Doch wurden von diesen viele später verhaftet, darunter der Prediger La Grange, und sechsunddreißig an der Zahl wurden entweder zum Blutgerüst oder zum Galgen verurtheilt *). Dann ließ der General die Bürger entwaffnen und die Festungswerke, worauf achtzig Stücke Geschütz gepflanzt waren, schleifen. Die Stadt wurde ihrer Vorrechte und Schadlosigkeiten beraubt, und den Einwohnern ward eine schwere Buße zur Bestreitung der Kriegskosten auferlegt. Der protestantische Gottesdienst wurde abgeschafft, die Kirchen ihren früheren Besitzern wieder zugestellt, und bloß römisch-katholischer Gottesdienst durfte inskünftig in der Stadt abgehalten werden. Der Bischof von Arras wurde eingeladen, über die geistlichen Angelegenheiten der Einwohner zu wachen, und eine starke Besatzung von acht Bataillons ward, um die Ruhe sicher zu stellen und die Autorität der Krone aufrecht zu erhalten, in dem Platze einquartiert.

Die Schlüssel von Valenciennes, hieß es gemeiniglich, öffneten der Regentin die Thore aller widerspänstigen Städte der Niederlande. Mastricht, Tornhout, Gent, Ypern, Oudenarde und andere Plätze, welche eine Garnison innerhalb ihrer Mauern aufzunehmen sich geweigert hatten, übergaben sich nun einer nach dem andern an Margaretha und willigten darein, ihre Bedingungen anzunehmen. Auf gleiche Weise stellte Megen die königliche Autorität in der Provinz Geldern, und Aremberg dieselbe nach einem längeren Widerstande in Gröningen und Friesland her. Binnen wenigen Wochen hatten, mit Ausnahme von Antwerpen und einiger Plätze in Holland, die siegreichen Waffen der Regentin den Geist des Widerstandes in jedem Landestheile gebändigt. Die Bewegung der Aufständischen war vorzeitig gewesen.

*) So berichtet der Geschichtsschreiber Margarethens, der wahrscheinlich nicht die Zahl derer, welche litten, übertreiben mochte. Der loyale Präsident von Mecheln macht die Sache summarischer ab, ohne irgend eine Zahl der Opfer anzugeben. „El señor de Noilcarmes se aseguró de muchos prisioneros principales Borgeses y de otros que avian sido los autores de la rebelion, á los quales se hizo luego en diligencia su pleyto.“ (Renom de Francia, Alborotos de Flandes, MS.) Brandt, der Geschichtsschreiber der Reformation, sagt uns, daß zweihundert durch die Hand des Henkers wegen der religiösen Unruhen in dem Laufe dieses Jahres zu Valenciennes umgekommen sein sollen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Ruhe.

Der von Margarethen auferlegte Eid. — Oranien verweigert ihn. — Er verläßt die Niederlande. — Die Unterwerfung des Landes. — Neues Edikt. — Die Wiederherstellung der Ordnung.

1567.

Die Verwickelungen, in welche die Regentin gekommen war, hatten sie bewogen, in den ersten Tagen des Januars 1567 einen Plan zu fassen, dessen Idee ihr vielleicht von dem ähnlichen Plane des Viglius eingegeben wurde. Sie wollte nämlich von den großen Adeligen, den Rittern des Goldnen Vließes und den bürgerlichen und militärischen hohen Angestellten einen Eid fordern, daß sie den Befehlen des Königs, von welcher Art sie auch immer sein möchten, unbedingten und unbeschränkten Gehorsam leisten wollten. Ihr Zweck bei dieser Maßregel war, eine Probe der Gesetzlichkeit anzustellen. Sie wußte recht gut, wer die Freunde und wer die Feinde der Regierung waren. Allein, sie wünschte, um sich der letzteren zu entledigen, einen schicklichen Vorwand, und es wurde zur Bedingung gemacht, daß diejenigen, welche den Eid verweigerten, von ihren Aemtern entlassen werden sollten.

Als die Maßregel zuerst im Rathe zum Vorschein kam, scheint sie auf keinen Widerstand gestoßen zu sein, denn Mansfeld, Arschot, Megen, Barlaimont: Alle zeigten sich bereitwillig, den Eid zu unterzeichnen. Egmont freilich erhob einige Bedenken. Nachdem der Unterthaneneid einmal geleistet worden sei, erscheine ein neuer überflüssig. Das bloße Wort eines Ehrenmannes und eines Ritters des Toison sollte genügen. Allein, nach einer kurzen Korrespondenz über den Gegenstand fielen seine Bedenken vor den Gründen und der Ueberredung der Regentin in sich zusammen.

Brederode, der ein Militärkommando bekleidete, besaß keinen so fügsamen Charakter. Entrüstet rief er aus, daß das ein niedriger

Kunstgriff der Regierung sei, und daß er die Tendenz desselben kenne. Er weigerte sich, den Eid zu unterzeichnen, und legte sogleich sein Amt nieder. Die Grafen Hoorne und Hoogstraten lehnten ebenfalls ab, thaten es aber in gemäßigteren Ausdrücken, und zogen sich, indem sie ihre Stellen aufgaben, auf ihre Landgüter zurück.

Die bedeutendste Person war der Prinz von Oranien. Es war daher nöthig, sich ihm mit der größten Vorsicht zu nähern. Zwar hatte ihm Margaretha schon lange ihr Zutrauen entzogen; allein er besaß im Lande zu viel Ansehen und Autorität, als daß sie mit ihm zu brechen gewünscht hätte. Auch wollte sie ihm nicht gern Ursache zu Groll geben. Demzufolge richtete sie an ihn ein Schreiben, das in die schmeichelhaftesten Ausdrücke, welche ihr zu Gebote standen, eingekleidet war.

Sie könnte nicht zweifeln, daß er bereit sein werde, ein gutes Beispiel zu geben, wenn sein Beispiel bei dem verwirrten Zustande des Landes so wichtig sein würde. Es hätten Gerüchte zirkulirt, die seiner Loyalität nachtheilig wären. Sie schenkte ihnen keinen Glauben. Nicht einen Augenblick könnte sie annehmen, er würde seinen großen Namen und seine erlauchte Abkunft so weit entehren, daß er einen solchen Vorwurf verdiente, und sie hegte keinen Zweifel, daß er froh die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen werde, um allen Verdacht zu verwischen.

Die Depesche enthielt eine Eidesformel, wodurch der Betreffende sich verpflichten sollte, „dem König zu dienen und, wie Seine Majestät befehlen würde, für oder gegen einen Jeden ohne Rückhalt und Beschränkung zu handeln," bei Strafe der Dienstentlassung.

Wilhelm ließ nicht lange mit seiner Antwort auf eine Forderung warten, deren Erfüllung ihm weniger Freiheit übrig ließ, als im Lande der geringste Bauer beanspruchen konnte. Den achtundzwanzigsten April, den nämlichen Tag, an welchem er den Brief erhalten hatte, schrieb er an die Regentin, um in den bestimmtesten Ausdrücken den Eid abzulehnen. Ein solcher Akt, sagte er, würde an sich selbst in sich schließen, daß er den früher geleisteten Eid bereits gebrochen habe. Auch könne er ihn nicht ehrenhafterweise leisten, weil derselbe ihn verpflichten könnte, zu thun, was den Forderungen seines Gewissens widerspräche,

und was dem zuwiderliefe, was er als die wahren Interessen Seiner Majestät und des Landes ansähe. Er wüßte, daß eine solche Forderung von Seiten der Regentin gleichbedeutend mit einer Entlassung von seinem Amte wäre. Deßhalb bäte er sie, einen Bevollmächtigten zu schicken, der seine Stelle übernehmen könne, weil er bereit sei, sie sofort zu übergeben. Was ihn selbst anlange, so würde er sich von den Niederlanden zurückziehen und warten, bis sein Souverän Zeit gehabt hätte, mit seiner Treue zufrieden zu werden. Aber, wo er auch sein möge, würde er immer bereit sein, sowohl das Leben wie das Vermögen dem Dienste des Königs und der gemeinen Wohlfahrt des Landes zu widmen.

Welches Bedenken auch früher der Prinz von Oranien gehegt haben mag, welchen Weg er einschlagen sollte: so war es klar, daß die Zeit für entschiedenes Handeln gekommen war. Obschon er der unablässige Befürworter der politischen Reform war, hatte doch seine Politik, wie wir sehen, dies durch konstitutionelles Verfahren, nicht aber durch Gewalt zu erreichen gesucht. Allein, alle seine gemäßigteren Pläne waren durch den Ausbruch der Bilderstürmer über den Haufen geworfen worden. Die alsdann verübten Frevel entfremdeten die Katholiken, empörten den gemäßigteren Theil der Protestanten, während die Spaltungen der Protestanten in ihrer eignen Mitte ihr Handeln so sehr gelähmt hatten, daß die ganze Stärke der Reformation niemals gehörig in den Konflikt verwandt worden war. Dieser Konflikt war, da die Nation nicht darauf vorbereitet war, sehr unheilvoll gewesen. Ueberall hatten die Waffen der Regentin gesiegt. Es war offenbar, daß die rechte Stunde des Widerstandes noch nicht gekommen war.

Jedoch war es von Wilhelm äußerst gewagt, wenn er in seiner gegenwärtigen Stellung blieb. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß Alva bald an der Spitze einer genügenden Macht, um alle Opposition niederzuwerfen, kommen würde. „Hüten Sie sich vor Alva," sagte der Vetter seiner Frau, der Landgraf von Hessen, zu Wilhelm; „ich kenne ihn genau." Auch der Prinz von Oranien kannte ihn genau — zu genau, als daß er ihm getraut hätte. Er kannte den harten, unerbittlichen Charakter des Mannes, der jetzt mit einer Armee zu seiner

Unterstützung kam und mit der zweifachen Autorität eines Richters und eines Vollstreckers bekleidet war. Er wußte, daß der erste Streich nach dem höchsten Ziele gehen würde. Alva's Ankunft abwarten, hieß sein Schicksal herausfordern. Indeß fühlte der Prinz seine traurige Lage vollkommen. „Ich bin allein," schrieb er an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, „Gefahren bedrohen mich von allen Seiten, doch habe ich keinen zuverlässigen Freund, dem ich mein Herz öffnen könnte."

Margaretha scheint auf die Entscheidung Oraniens weniger vorbereitet gewesen zu sein, als man hätte erwarten sollen. Doch beschloß sie, ihn nicht aus dem Lande fortgehen zu lassen, ohne daß sie den Versuch, ihn zurückzuhalten, machte. Deßhalb sandte sie ihren Sekretär Berty an den Prinzen nach Antwerpen, damit er mit ihm weitläufiger auf die Sache einginge und ihn womöglich vermöge, die Gründe seiner Entscheidung nochmals zu prüfen. Freimüthig und ziemlich ausführlich gab Wilhelm die Gründe, warum er den Eid ablehnte, an. „Wenn ich so blindlings mich dem Willen des Königs überliefere, so kann ich dazu getrieben werden, zu thun, was meinen Grundsätzen am meisten widerstrebt, besonders bei der rauhen Weise, wie man mit den Sektirern verfährt. Ich kann gezwungen werden, einige aus meiner eignen Familie, sogar mein Weib, als Lutheraner zu denunziren und sie den Händen des Nachrichters zu überliefern. Schließlich," sagte er, „kann der König Jemanden senden, der in seinem königlichen Namen über uns herrsche und dem mich zu unterwerfen für mich unehrenhaft sein würde." Der Name „Alva" entschlüpfte gleichsam unfreiwillig seinen Lippen — und er schwieg.

Berty suchte den Einwürfen des Prinzen zu antworten, aber der letztere unterbrach ihn, ehe er den Herzog von Alva berührt hatte, und erklärte gerade heraus, daß der König nie zufrieden sein würde, so lange einer seiner großen Vasallen mit einer Ketzerin vermählt wäre. Daher sei es seine Absicht, das Land auf der Stelle zu verlassen und sich nach Deutschland zurückzuziehen, und mit dieser Bemerkung schloß er plötzlich die Konferenz ab.

Obwohl der Sekretär wegen seines Mißlingens erbittert war, ersuchte er doch Wilhelm, vor seiner Abreise in eine Zusammenkunft mit Graf Egmont zu willigen, da dieser, wie Berty vertraute, glück-

licher sein würde. Hierzu gab Wilhelm bereitwillig seine Zustimmung. Diese berühmte Zusammenkunft fand zu Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, Statt. Außer den beiden Herren waren daselbst bloß noch der Graf Mansfeld und der Sekretär anwesend.

Nach einigen Hin- und Herreden, wobei ein jeder der Freunde den andern für seine Denkweise zu gewinnen suchte, drückte Wilhelm die Hoffnung aus, daß sich Egmont bei Zeiten vor dem blutigen Sturm, der, wie er vorhersagte, bald über die Häupter der flamändischen Edlen kommen würde, retten möge. „Ich vertraue in die Milde meines Souveräns," antwortete der Graf; „er kann mit Männern, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt haben, nicht heftig verfahren." — „Diese Milde, welche Sie so erheben," versetzte Wilhelm, „wird Ihr Untergang sein. Ich fürchte sehr, daß sich die Spanier Ihrer als einer Brücke bedienen, um ins Land hineinzukommen!" Mit dieser unheilvollen Voraussagung auf seinen Lippen umarmte er den Grafen, und sagte ihm mit Thränen in den Augen das letzte Lebewohl. Und so schieden die beiden Freunde wie Männer, die sich nie wieder sehen sollten.

Die verschiedenen von den zwei Edlen beobachteten Verfahrungsweisen waren so, wie man sie nach der Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere und ihrer Umstände erwarten konnte. Der feurige, hoffnungsreiche, vertrauensvolle Egmont überließ sich leicht den Täuschungen seiner Phantasie, gleich als ob die Ereignisse sich nach seinen Wünschen gestalten müßten. Er besaß nicht das fernsichtige Auge Wilhelm's, welcher ebenso gut die Ereignisse, wie die Charaktere zu durchdringen schien. Auch hatte Egmont nicht, wie Wilhelm, gelernt, sein Vertrauen nicht auf Fürsten zu setzen. Ohne Zweifel liebte er sein Vaterland so aufrichtig, wie der Prinz von Oranien, und verabscheute, wie dieser, das von der Regierung eingehaltene Verfahrungssystem. Allein, diese Verfolgung traf eine Partei, mit welcher er nur geringe Sympathie hegte. Dagegen war Wilhelm ein Mitglied dieser Partei. Ein auf sie gezielter Streich war auch auf ihn gezielt. Es ist leicht ersichtlich, wie verschieden in dem künftigen Streite der Antheil der beiden Adeligen sowohl in Beziehung auf ihre Sympathieen, wie auf ihre Interessen war. Egmont war ein geborner Flä-

minger. Seine Güter lagen in Flandern, und dort waren auch seine Hoffnungen zeitlichen Glücks. Das Exil würde ihm den Bettelstab und den Ruin gebracht haben. Aber ein großer, wenn nicht der größere Theil von Wilhelm's Eigenthum lag außerhalb der Grenzen der Niederlande. Indem er sich nach Deutschland zurückzog, ging er in sein Geburtsland. Seine Verwandten waren ebenfalls dort. Mit ihnen hatte er eine beständige Korrespondenz unterhalten, und dort konnte er hoffen, würde er von einem Haufen Freunden willkommen geheißen werden. In Deutschland mußte Wilhelm eine Heimath, nicht aber ein Exil finden.

Kurz nach dieser Zusammenkunft ging der Prinz auf seine Besitzungen nach Breda, um daselbst, ehe er das Land verließ, einige Tage zu bleiben*). Von Breda aus schrieb er an Egmont, um die Hoffnung auszudrücken, daß derselbe mit seinen Gründen für sein Fortgehen, wenn er sie in seinem Geiste erwogen hätte, zufriedengestellt sein würde. Das Uebrige wollte er Gott überlassen, der alles zu seinem eignen Preise ordnen würde. „Seien Sie sicher," fügte er hinzu, „Sie besitzen keinen Ihnen wärmer ergebenen Freund, als mich; denn die Liebe zu Ihnen ist zu tief in mein Herz gewurzelt, als daß sie von der Zeit oder von der Entfernung geschwächt werden könnte." Es ist angenehm, zu sehen, daß der Parteihaß nicht, wie bei gemeineren Seelen, die Macht besaß, die Bande zu zerreißen, welche diese großen Männer so lange zusammengehalten hatten, und es ist erfreulich, sie noch mit Blicken gewohnter Freundlichkeit zurückschauen zu sehen, als sie Pfade betraten, welche sie nach verschiedenen Richtungen leiten sollten.

Wilhelm schrieb auch an den König, indem er ihn mit dem, was er gethan, bekannt machte und ihm die Gründe davon erklärte; zu gleicher Zeit erneuerte er die Erklärung, daß er, wo er auch sein möge, sicher wäre, daß man ihn nie seine Verpflichtungen als ein wahrer und treuer Vasall aus den Augen setzen sehen werde. Ehe der Prinz Breda

---

*) Der Sekretär Pratz bemerkt in einem Briefe vom 14. April freundlich über Wilhelm's Abreise Folgendes: „Der Prinz ist gegangen und hat mit sich ein halbes Dutzend ketzerische Doktoren und eine gute Anzahl andere aufrührerische Schurken genommen."

verließ, erhielt er einen Brief von der schlauen Regentin, welcher freundlicher geschrieben war, als man hätte erwarten sollen. Vielleicht war es nicht bloß Politik, was sie nicht gern von ihm mit Groll scheiden ließ. Sie drückte ihre Bereitwilligkeit aus, daß sie ihm jeden ihr möglichen Gefallen thun werde. Sie hätte, sagte sie, gegen ihn immer die nämliche Liebe wie für ihren eignen Sohn gefühlt, und würde dieselbe immer fühlen.

Den letzten April reiste Wilhelm nach Deutschland ab. Er nahm mit sich seinen ganzen Haushalt, mit Ausnahme seines ältesten Sohnes, des Grafen von Büren, welcher damals ein dreizehnjähriger Knabe war und auf der Universität Löwen studirte*). Vielleicht vertraute Wilhelm wegen der Sicherheit desselben auf die Freiheiten Brabants, oder auf das zarte Alter des Knaben. In diesem Falle verrechnete er sich stark. Der Knabe konnte als ein wichtiger Geisel seines Vaters dienen, und Philipp ließ ihn nach Madrid schaffen, wo er, unter den Augen des Monarchen, sowohl in religiösen, wie in politischen Meinungen erzogen wurde, die sehr wenig mit denen des Prinzen von Oranien harmonirten. Glücklicherweise durfte der jüngere Bruder Moritz, welcher den Geist seines Vaters erbte und seinen Namen auf ein späteres Geschlecht bringen sollte, seine Bildung unter dem väterlichen Dach genießen**).

Außer seiner Familie war Wilhelm von einer Schaar Freunde und Untergebener begleitet, darunter Personen von hohem Range,

---

*) Wilhelm's einzige Tochter war Ehrendame bei der Regentin, welche Nichts dagegen einzuwenden hatte, daß dieselbe ihren Vater begleitete, sondern sagte, daß das Fräulein bei der Rückkehr keine Verminderung in der ihr stets erwiesenen Liebe finden werde.

**) Zufolge Strada dachten Einige, daß Wilhelm wohl wußte, was er that, als er seinen Sohn allein in Löwen zurückließ, und daß er Nichts dagegen hatte, wenn der Knabe nach Madrid gebracht würde: — in Erwägung, daß, wenn er selbst unglücklich wäre, es für den Erben des Hauses gut sein würde, wenn derselbe an des Monarchen Gunst einen Anhalt hätte. Man muß gestehen: dieß ist eine ziemlich kaltblütige Verfahrungsweise von einem Vater. Doch ist dieselbe nicht sehr verschieden von derjenigen, welche Wilhelm's eigner Vater einhielt, als derselbe, ein starrer Lutheraner, es zugab, daß sein Sohn ein Glied des kaiserlichen Haushaltes und in dem römisch-katholischen Glauben auferzogen wurde.

welche lieber mit ihm in der Verbannung leben, als die ihrer in der Heimath wartenden Wirren bestehen wollten. In dieser Begleitung ließ er sich zu Dillenburg in Nassau, dem Wohnsitze seiner Vorfahren und seinem Geburtsorte, nieder. Hier beschäftigte er sich damit, daß er unter einem erfahrenen Lehrer dieses Glaubens die lutherische Lehre studirte, und, während er ein wachsames Auge auf die in seinem unglücklichen Lande vorgehenden Ereignisse richtete, suchte er sich mit den Grundsätzen dieser ruhmvollen Reformation bekannt zu machen, deren Vorfechter er, indem er zugleich auch für politische Freiheit kämpfte, eines Tages werden sollte.

Die Abreise des Prinzen von Oranien verursachte in den Niederlanden allgemeine Niedergeschlagenheit. Alle, welche irgendwie bei den letzten Ruhestörungen kompromittirt waren, spähten gespannter als je nach den Zeichen des herannahenden Ungewitters, da sie fühlten, daß sie den Steuermann verloren hatten, welcher allein sie in den Stand setzen konnte, ihm zu begegnen. Tausende schickten sich an, sein Beispiel nachzuahmen, indem sie das Land verließen, ehe es zu spät war. Unter den Fliehenden waren die Grafen Culemborg, Bery, Hoogstraten, Louis von Nassau und Andere von geringerem Stande. Sie gingen nach Deutschland, wo sie sich in einem kleinen Kreise um den Prinzen sammelten und, gleich ihm, auf glücklichere Tage warteten.

Einige große Herren, die gegen die Regentin ausgehalten hatten, gaben jetzt, da sie allein gelassen waren, ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich ihren Forderungen zu fügen. „Graf Hoorne,“ schreibt sie an Philipp, „hat mir seine Dienste angeboten und erklärt seine Bereitwilligkeit, den Eid zu leisten. Wenn er zu freimüthig gesprochen hat, sagt er, so geschah es nicht aus Abneigung gegen die Regierung, sondern aus einem momentanen Gefühle des Aergers und der Gereiztheit. Ich wollte ihn nicht zur Verzweiflung treiben, und aus Rücksicht auf seine Verwandtschaft habe ich darein gewilligt, daß er in dem Rathe seinen Sitz wieder einnahm.“ Der stolze Ton der Herzogin beweist, wie fest sie sich jetzt sitzen fühlte, so daß es ihr beinahe gleichgültig war, ob die Person, mit welcher sie zu thun hatte, Freund oder Feind war*).

---

*) Wilhelm war so edeldenkend, Hoorne diesen Schritt anzuempfehlen, indem

Egmont suchte gegenwärtig das Geschehene durch so außerordentliche loyale Kundgebungen, daß dieselben alle Erinnerungen der Vergangenheit vertilgen sollten, wieder gut zu machen. An der Spitze seiner Truppen ritt er durchs Land, indem er die Konsistorien aufhob, die Tumultuanten arretirte und überall den katholischen Gottesdienst wieder herstellte. Er erklärte laut, daß diejenigen, welche seine Freunde bleiben wollten, unzweideutige Beweise der Loyalität gegen die Krone und des katholischen Glaubens geben müßten. Einige von denen, mit welchen er sehr vertraut gewesen war, waren über sein Benehmen empört, und indem sie vielleicht einem solchen Aufbewahrer ihrer Korrespondenz mißtrauten, schickten sie die von ihm empfangenen Briefe zurück und verlangten dagegen die ihrigen.

Zu Brüssel aber nahm Egmont an allen Fröhlichkeiten des Hofes Theil und entfaltete seine gewohnte Pracht in kostbaren Festen und Banketten, welche die Herzogin von Parma bisweilen mit ihrer Gegenwart beehrte. Der Name des Grafen erscheint unter denjenigen, welche sie Philipp als gegen die Regierung gut gesinnte Personen erwähnt. „Man kann unmöglich," sagt sie, „mit seinem Betragen unzufrieden sein." Also durch die Gunst der Regentin — der wichtigsten Person unmittelbar nach dem Könige selbst — stolz gemacht, hegte der unglückliche Edle die frohe Hoffnung, daß das Vergangene jetzt völlig aus dem Gedächtnisse seines Herrn vertilgt sein würde: — eines Herrn, der wohl eine Wohlthat vergessen konnte, von dem aber nicht bekannt war, daß er eine Beleidigung verzieh.

Im ganzen Lande hatten nun die großen Städte ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, sich den Forderungen Margarethens zu unterwerfen, und viele von ihnen hatten Besatzungen in ihre Mauern aufgenommen. Von den großen Städten Brabants verharrte allein Antwerpen unnachgiebig. Am Ende gab es ebenfalls dem allgemeinen Impulse nach und sandte an die Regentin eine Deputation ab, um

---

er die Hoffnung ausdrückte, daß es in dem königlichen Rathe eine so harmonische Stimmung hervorbringen möge, daß hierdurch sowohl die Interessen des Königs, wie diejenigen des Landes befördert werden würden. Der lateinisch geschriebene Brief ist aus London vom 14. April datirt.

Verzeihung zu erflehen, und zu versprechen, daß die Leiter der letzten Ruhestörungen aus der Stadt verbannt werden sollten. Wenn man den buntgemischten Charakter der Bevölkerung bedenkt, unter der es so viele calvinistische Elemente gab, so war das für die royalistische Partei ein wahrer Triumph. Allein Margaretha, weit entfernt ihre Zufriedenheit zu bezeigen, antwortete kalt, daß man erst eine Besatzung aufnehmen müßte; alsdann wollte sie sich für die Einwohner bei dem Könige verwenden und selbst darein willigen, ihren Wohnsitz in der Stadt aufzuschlagen.

Für den Einzug der Regentin wurde ein Tag, der mit aller schicklichen Pracht gefeiert werden sollte, festgesetzt. Margaretha zog den dreizehnten April in Antwerpen ein. Sie kam mit einer Eskorte von zwölfhundert Wallonen und in Begleitung der Ritter des Goldenen Vließes, der großen Herren und der Provinzialobrigkeiten. Auf den Hauptstraßen standen Truppenabtheilungen. Als der glänzende Zug durch die zu beiden Seiten längs der Hauptstraßen aufgestellten Soldaten ging, wurde er von dem veränderlichen Pöbel mit Hurrahgeschrei begrüßt. Nachdem der Regentin dieser Empfang unterwegs zu Theil geworden war, begab sie sich zuerst in den Dom, wo das Te Deum gesungen wurde, und wo sie auf den Knien dem Allmächtigen dankte, daß diese große Stadt ohne Schlacht und Blutvergießen dem Könige und dem wahren Glauben zurückgegeben war. Wie ihre Augen über die entweihten Altäre und die durch rohe Gewalt ihrer Verzierungen, ihrer reichen Skulptur und ihrer Gemälde beraubten Wände schweiften, konnte Margaretha ihre Thränen nicht zurückhalten. Ihre erste Sorge war, so viel als möglich das gestohlene Eigenthum zurück zu erhalten und die Beschädigungen des Gebäudes auszubessern. Sodann trachtete sie darnach, die Verüber dieser Rohheiten zu bestrafen. Die Hinrichtung von vier Führern auf dem Markte verkündete dem Volke von Antwerpen, daß die Herrschaft der Anarchie vorüber war.

Das Nächste war, daß Margaretha die Kirchen der reformirten Partei der Erde gleich machen ließ. Nachdem die katholischen Kirchen gereinigt und, so viel es sich thun ließ, von den Spuren der Beschädigung befreit worden waren, wurden sie den alten Besitzern zurückgegeben. Die protestantischen Schulen wurden überall geschlossen. Die-

jenigen Kinder, welche nach protestantischem Ritus getauft worden waren, wurden nochmals nach katholischem getauft. Kurz, während der reformirte Gottesdienst in der ganzen Stadt untersagt wurde, trat überall derjenige der römischen Kirche mit seinem prunkenden Ritus an seine Stelle.

Als Margaretha Besitz von Antwerpen genommen, hatte sie Allen, welche nicht in die letzten Unruhen verwickelt waren, erlaubt, die Stadt mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Indem jetzt eine große Menge von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, boten die Straßen ein trauriges Schauspiel dar: Männer schieden von ihren Frauen, Aeltern trennten sich von ihren Kindern, oder sie nahmen ihre Familien wohl auch mit sich in ein freundlicheres Land, wo sie Gott nach den Vorschriften ihres Gewissens verehren durften.

Aber selbst diesen Schein von Duldsamkeit, wenn man diesen Namen gebrauchen darf, zeigte Margaretha nur im Anfang; denn bald mußte er dem finstern Geiste der Inquisition weichen. Am vier und zwanzigsten Mai veröffentlichte sie ein mit Blut geschriebenes Edikt, welches an die schlimmste Zeit unter Karl und Philipp erinnerte. Alle, welche öffentlich gepredigt, religiöse Handlungen nach protestantischer Weise verrichtet, Plätze zu den Versammlungen hergegeben, die Prediger beherbergt oder unterstützt, ketzerische Schriften gedruckt, oder durch bildliche Darstellung die römische Kirche lächerlich gemacht hatten: kurz, Alle, welche dieser oder ähnlicher Vergehen schuldig waren, waren nach diesem Edikte mit dem Tode und mit der Konfiskation ihres Eigenthums zu bestrafen. Leichtere Vergehen waren nach dem Maße ihrer Schuld zu ahnden. Das diese unmenschlichen Bestimmungen enthaltende Edikt ist beträchtlich lang und geht so sehr ins Einzelne, daß, wenn irgend welche, doch nur wenige Reformirte gänzlich von aller Schuld frei sein konnten. Als diese Verordnung der Regentin zu Madrid bekannt wurde, erregte sie großes Mißfallen. Der König nannte sie „ungeziemend, ungesetzlich und dem wahren Geiste des Christenthums völlig zuwider": weßhalb er der Regentin befahl, dieselbe sofort zurückzunehmen. Demgemäß wurde sie am drei und zwanzigsten Juli desselben Jahres widerrufen. Da der Leser vielleicht geneigt sein könnte, von Herzen in die Verdammung derselben einzustimmen, so dürfte er

erstaunt sein, wenn er erfährt, daß der König nicht entrüstet war, weil ihm das Edikt zu streng, sondern weil es ihm zu mild vorkam! Es denunzirte nirgends das Recht des häuslichen Gottesdienstes. Daher durfte ein Mensch immer noch in seinem Herzen und im Innern seines Hauses ein Ketzer sein, wofern er nur kein öffentliches Aergerniß gab. Hiermit war natürlich die Inquisition nicht zufrieden, deren eifersüchtiges Auge in das Innere der Häuser und in die Herzen der Menschen eindrang, um die geheimen Gedanken ans Tageslicht zu ziehen und dieselben wie offenkundige Handlungen zu bestrafen. Margaretha hatte in der Schule der Verfolgung noch Etwas zu lernen*).

Während die Regentin in Antwerpen war, empfing sie von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen und andern protestantischen Fürsten Deutschlands Gesandte, welche sich für die unterdrückten Lutheraner verwendeten und sie baten, daß sie nicht zugeben möge, daß dieselben von der katholischen Regierung so hart behandelt würden. Margaretha war mit den derben Ausdrücken dieser Vorstellung so wenig, wie mit dem Zwecke derselben einverstanden. Deßhalb erwiderte sie trocken, daß das neuliche Betragen der flamändischen Protestanten denselben wohl ohne Zweifel die Sympathie der deutschen Fürsten erworben haben möge; allein sie rieth den letztern, daß sie sich um ihre eigene Angelegenheiten bekümmerten und es dem König von Spanien überließen, die seinigen nach Gutdünken zu besorgen.

Unter allen Provinzen war Holland noch die einzige, welche dem Willen der Regentin Widerstand entgegensetzte. Hier war, wie wir bereits sahen, eine ziemlich starke militärische Macht beisammen. Das

*) Viglius war so wenig aufgeklärt, daß er gegen das Recht der Gewissensfreiheit protestirte, weil dieselbe, wie er in einem Briefe an seinen Freund Hopper sagt, jeden Menschen dazu verleiten könnte, daß er nach seiner Phantasie sich seine eignen Götter — „lares aut lemures" — schüfe. Indessen war der Präsident weise genug, um zu sehen, daß durch die Beseitigung des Predigens für jetzt genug geschehen war. „Die Zeit und die Anwesenheit Philipp's muß das Uebrige thun." In einem andern Briefe sagt er: „Diejenigen, welche den König gegen dieses Edikt einnahmen, haben ihn sehr getäuscht. Sie gedenken den Triumph vor dem Siege zu feiern. Während kaum ein Spanier in Brüssel sein Gesicht zu zeigen wagt, meinen sie, daß sie über die flämischen Angelegenheiten verfügen können, wie es ihnen zu Toledo beliebt."

Hauptquartier war in Viana, der Stadt Brederode's. Allein dieser Führer hatte gegenwärtig seine Anhänger allein gelassen, indem er heimlich nach Amsterdam gekommen war, um, wie schon bemerkt, daselbst in den schon durch ihre protestantischen Prediger gut dafür vorbereiteten Bürgern den Geist des Widerstandes zu erwecken. Gern hätten sich die in große Verlegenheit gebrachten Obrigkeiten der Anwesenheit Brederode's entledigt; allein, er besaß unter dem Volke zu großen Anhang. Als indessen jede Stunde frische Unglücksbotschaften von seiner Partei brachte, sah der Führer selbst ein, daß alle Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand auf eine zukünftige Zeit verschoben werden mußte. Indem er daher die Stadt bei Nacht verließ, suchte er mit Hülfe seiner Freunde nach Deutschland zu entfliehen. Nachdem er einige Monate in Westphalen verlebt und zum Zweck eines Einfalls in die Niederlande sich mit der Anwerbung eines Heeres beschäftigt hatte, starb er im Sommer des Jahres 1568 an einem Fieber, welches die Folge seines leichtsinnigen, unmäßigen Lebenswandels gewesen sein soll.

Brederode besaß einen freien, furchtlosen Charakter zusammt den mit einem solchen Charakter gewöhnlich verbundenen Mängeln und Vorzügen. Das Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu den achtenswerthesten Männern seiner Partei, besonders aber zu Louis von Nassau, gestanden zu haben scheint, legt ein gutes Zeugniß für sein Herz ab. Die rücksichtslose Kühnheit des Mannes geht aus seiner Korrespondenz hervor, und die freimüthige Weise, mit welcher er die Menschen und die Ereignisse behandelt, macht seine Briefe wegen des Lichts, welches sie auf diese unruhigen Zeiten werfen, eben so wichtig als interessant. Doch läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß Brederode den Platz, welchen er in der Geschichte einnimmt, mehr den Umständen seiner Lage, als seinem Charakter verdankt*).

*) Groen's unschätzbare Sammlung enthält mehrere Briefe Brederode's, welche durch ihre Sprache an die streitenden Ritter in der Zeit Karl's des Ersten erinnern. Sie kommen vom Herz, mischen den Muth kühnen Unternehmens mit der sorgenlosen Fröhlichkeit des Bon vivant und geben weit mehr Aufklärung, als die damalige steife, staatsmännische Korrespondenz, nicht nur über den Charakter des Schreibers der Briefe, sondern auch die getrennten Zeiten, in welchen er lebte.

Die kleine, nun ihres Führers beraubte Armee, welche Brederode unter seinem Banner gesammelt hatte, stob schnell auseinander. Einzelne über das Land zerstreute Abtheilungen verübten verschiedene Plünderungen, beraubten die religiösen Häuser und ließen sich mit den royalistischen Truppen unter Megen und Aremberg in Gefechte ein, die für die Aufständischen am schlimmsten ausfielen. So auf allen Seiten geschlagen, waren die nicht in die Hände des Feindes oder auf dem Felde Gefallenen froh, daß sie nach Deutschland flüchten konnten. Ein Schiff mit einer großen Menge Flüchtlinge litt Schiffbruch, wodurch alle am Verdeck Befindlichen zu Gefangenen gemacht wurden. Unter diesen waren zwei Brüder, Namens Battenberg. Sie stammten aus einer adeligen Familie und waren hervorragende Mitglieder der Ligue. Sie wurden auf der Stelle sammt ihren Hauptanhängern ins Gefängniß geworfen, um auf das Urtel des Alva'schen Blutgerichts zu harren.

Da sich die Stadt Amsterdam aller Hülfe von Außen beraubt sah, leistete sie keinen längern Widerstand, sondern öffnete der Regentin die Thore und willigte in ihre Bedingungen. Letztere waren dieselben, welche allen widerspänstigen Städten auferlegt worden waren. Die städtischen Immunitäten wurden für verwirkt erklärt, eine Garnison rückte in den Platz ein, und, damit künftigen Unruhen vorgebeugt werde, wurden Anstalten zum Errichten einer Festung getroffen. Mit den gewöhnlichen Ausnahmen durften Alle, die es für gut fanden, die Stadt verlassen. Eine große Menge machte von dieser Erlaubniß Gebrauch. Die benachbarten Deiche wimmelten von Flüchtigen aus dem herumliegenden Lande und aus der Stadt, die sehnsüchtig auf Fahrzeuge warteten, um nach Emden, dem Hauptasyle der Verbannten, zu fahren. So standen sie denn da, Männer, Weiber und Kinder, ein trauriger Haufen, ohne Speise, fast ohne Kleidung und ohne alle gewöhnlichen Lebensbedürfnisse: so daß sie selbst das Mitleid ihrer katholischen Gegner erweckten.

Dem Beispiele Amsterdams folgten schnell Delft, Haarlem, Rotterdam, Leyden und die übrigen Städte Hollands, welche jetzt in Kundgebungen ihrer guten Gesinnung gegen die Regierung mit einander zu wetteifern schienen. Der Triumph der Regentin war vollkommen. Ueberall waren ihre Waffen siegreich gewesen, und ihre Au-

torität wurde völlig durch das ganze Bereich der Niederlande anerkannt. Zweideutige Freunde und offene Feinde, Katholiken und Reformirte lagen ohne Unterschied ihr zu Füßen*). Mit der Stunde des Triumphes kam auch die Stunde der Rache. Wir können schwerlich zweifeln, daß die Erinnerung an die frühere Erniedrigung das Schwert der Gerechtigkeit schärfer machte. Um die Einwohner einzuschüchtern, wurden in den vornehmsten Städten Festungen errichtet**). Damit die Kosten für ihren Bau und für die Unterhaltung der Besatzungen bestritten werden konnten, hatten die widerspänstigen Städte eine Buße zu entrichten. Die Truppen der Regentin ritten durchs Land, und griffen die zum Gottesdienste versammelten Reformirten an. Sie stampften dieselben unter die Hufe ihrer Pferde, schossen sie unbarmherzig nieder, oder schleppten sie zu Dutzenden auf den Richtplatz. Keine Stadt war so klein, daß in ihr wenigstens nicht funfzig auf diese Weise umkamen, während sich die Zahl der Opfer bisweilen auf zwei bis drei hundert belief. Ueberall erblickte der Reisende längs der Landstraßen das grausenhafte Schauspiel am Galgen baumelnder Leichen, oder stieß auf Haufen unglücklicher, aus ihrer Heimath fliehender Verbannten. Wie gewöhnlich kam die Konfiskation im Gefolge der Verfolgung. Zu Tournay nahm die Regierung hundert sehr reichen Kaufleuten das Vermögen weg und eignete es sich an. Gleich jenen Thieren, welche sich gegenseitig anfallen und aufzehren, stimmte jetzt selbst der Pöbel in das Geschrei gegen die Reformirten ein. Mit der nämlichen Freudigkeit, wie die Soldaten, half er die protestantischen Kirchen nieder-

---

*) Margarethens Sieg reißt den Präsidenten von Mecheln zu begeistertem Lobe hin. „De manera que los negocios de los payses bajos por la gracia de Dios y la prudencia de esta virtuosa Dama y Princessa con la asistencia de los buenos consejeros y servidores del Rey en buenos terminos y en efecto remediados, las villas reveldes y alteradas amazadas, los gueuses reducidos ó huidos; los ministros y predicantes echados fuera ó presos; y la autoridad de su Magestad establecida otra vez.“ Renom de Francia. Alborotos de Flandes, MS.

**) Dieß erfüllte die Prophezeihung des Prinzen von Oranien, welcher Hoorne in einem Briefe sagt: „Binnen Kurzem werden wir weder den Zügel, noch den Sattel verweigern.“ Er fügt hinzu: „Was mich betrifft, so besitze ich nicht die Stärke, das eine oder das andere auszuhalten.“

reißen und zimmerte aus den Balken dieselben Galgen, woran die Opfer gehangen wurden. So ist das uns von protestantischen Schriftstellern hinterlassene grauenvolle Bild. Wir können ganz sicher sein, daß unter ihren Händen Nichts vergessen wurde, um dasselbe dunkler zu färben.

Die Auswanderungsfluth war so stark, daß sie die schönsten Provinzen des Landes zu entvölkern drohte. Erst hatte sich die Regentin darüber gefreut, weil sie dieselbe für das beste Mittel hielt, um das Land von seinen Feinden zu säubern. Als sie jedoch einen so großen Theil der arbeitsamen Bevölkerung fortgehen sah, gerieth sie in Unruhe. Man floh nach Frankreich, Deutschland und in sehr vielen Fällen nach England, wo die weise Elisabeth den Flüchtigen eine Heimath schuf. Denn die Königin wußte, daß sie, wenngleich sie arm wären, die Kenntniß mechanischer Künste, welche dem Wohlstande ihres Königreichs mehr als Gold und Silber nützen würden, mitbrachten.

Gern hätte Margaretha diese Auswanderungsfluth durch das Versprechen von Begnadigung, wo nicht durch eine allgemeine Amnestie für das Vergangene aufgehalten. Allein, obschon sie Gewalt zu strafen besaß, hatte ihr Philipp doch nicht Macht zum Begnadigen ertheilt. Auch würden für Leute, welche die schreckliche Gegenwart des Alva flohen, Verheißungen auf Gnade wenig Bedeutung gehabt haben. Es war die Furcht, welche ihrer Flucht Schwingen gab. Margaretha erklärte dieß selbst in einem Briefe an den Herzog, worin sie ihm abrieth, mit einer Armee zu kommen, wenn man Nichts weiter, als eine wachsame Polizei brauchte.

In der That war Margaretha über die beabsichtigte Sendung des Herzogs von Alva, wovon sie vor einigen Monaten durch den König benachrichtigt worden war, sehr ungehalten. Sie kannte das gebieterische Wesen des Mannes. Mochten daher ihre Titel noch so hochklingend sein, so mußte doch die eigentliche Macht auf seine Hände übergehen. Sie sah das als eine kümmerliche Belohnung für geleistete Dienste und als eine ebenso große persönliche Beleidigung wie ein Unheil für den Staat an. In mehr als einem Briefe über den Gegenstand an ihren Bruder ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf.

In einem Briefe vom fünften April sagt sie: „Sie haben auf

meine Wünsche und auf meine Ehre keine Rücksicht genommen. Durch Ihre außergewöhnlichen Beschränkungen meiner Autorität haben Sie mich verhindert, die Angelegenheiten des Landes ganz nach meinem Willen zu ordnen. Da Sie jedoch die Sachen in so gutem Stande sehen, wollen Sie die ganze Ehre einem Andern geben und mir bloß Plage und Gefahr überlassen. Aber, anstatt meine noch übrigen Tage zu verschwenden, habe ich, da meine Gesundheit auf diese Weise schon zu Grunde gerichtet ist, beschlossen, mich zurückzuziehn und einem ruhigen Leben im Dienste Gottes zu widmen." In einem vier Wochen später, den dritten Mai, geschriebenen Briefe beklagt sich Margaretha, daß ihr der König immer mehr sein Zutrauen entzieht. Dann bittet sie um die Erlaubniß, abtreten zu dürfen, da die Ordnung im Lande wieder eingeführt und die königliche Autorität mehr, als zur Zeit Karl's des Fünften, sichergestellt ist.

Als Margaretha in Bezug auf die öffentliche Ruhe diese Versicherung gab, war sie ohne Zweifel aufrichtig. Ebenso sind die Geschichtsschreiber bis auf die Gegenwart herab derselben Ansicht gewesen, denn sie nahmen an, daß die Wirren des Landes von der Regentin in einem so hohen Grade beigelegt wurden, daß, wäre Alva nicht gekommen, es keine Revolution in den Niederlanden gegeben haben würde. Wirklich scheint für eine solche Annahme guter Grund vorhanden gewesen zu sein. Die Empörung war vernichtet. Ueberall hatte der Widerstand aufgehört. Im ganzen Lande wurde die Autorität der Regentin anerkannt. Die sich früher so kühn gegen die Regierung erhebende Ligue war zerbröckelt. Ihre Mitglieder waren in Schlachten gefallen, erwarteten im Kerker ihr Urtheil oder schweiften als elende Verbannte in fernen Landen umher. Der Name Geusen und die Zeichen des Napfes und Bettelsacks, welche sie aus Spott angenommen hatten, kamen ihnen jetzt mit Recht zu. Für einen Spaß war die Sache zu ernst.

Wie durch einen Zauber war die Reformpartei verschwunden. Ueberall war ihr Gottesdienst untersagt. Auf ihren Ruinen hatte sich die katholische Religion in größerer Pracht als je erhoben. Die Tempel des Katholizismus waren wiederhergestellt und sein Gottesdienst wurde mit mehr Gepränge, als gewöhnlich, gefeiert. Die strengeren und unversöhnlicheren Reformirten waren aus dem Lande entflohen. Die Zu-

rückbleibenden erkauften die Straflosigkeit durch gezwungenes Beiwohnen der Messe. Die reichere Klasse brachte die Priester vermittelst guter Mahlzeiten oder noch substantiellerer Geschenke zum Schweigen. Seit dem Beginne der Reformation war die Geistlichkeit niemals mit größerer Achtung behandelt worden; nie hatte sie im Lande mehr Autorität besessen.

Doch konnte ein damals lebender Flamänder noch zweifeln, ob der Prinz von Oranien der Mann dazu wäre, daß er seine schöne Erbschaft und das seinem Herzen so theure Land, ohne einen Schlag der Vertheidigung zu wagen, aufgeben werde. Wer die große Verbreitung der Grundsätze der Reformation und den starren Charakter der Reformirten kannte, konnte in die Dauer einer mit so vieler Gewaltthätigkeit hergestellten Ruhe Mißtrauen setzen. Er mochte wohl denken, daß unter dem von ihm betretenen Boden die Elemente, welche vielleicht schon bald mit verdoppelter Gewalt hervorbrechen und über das Land Verderben bringen würden, noch thätig waren.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.